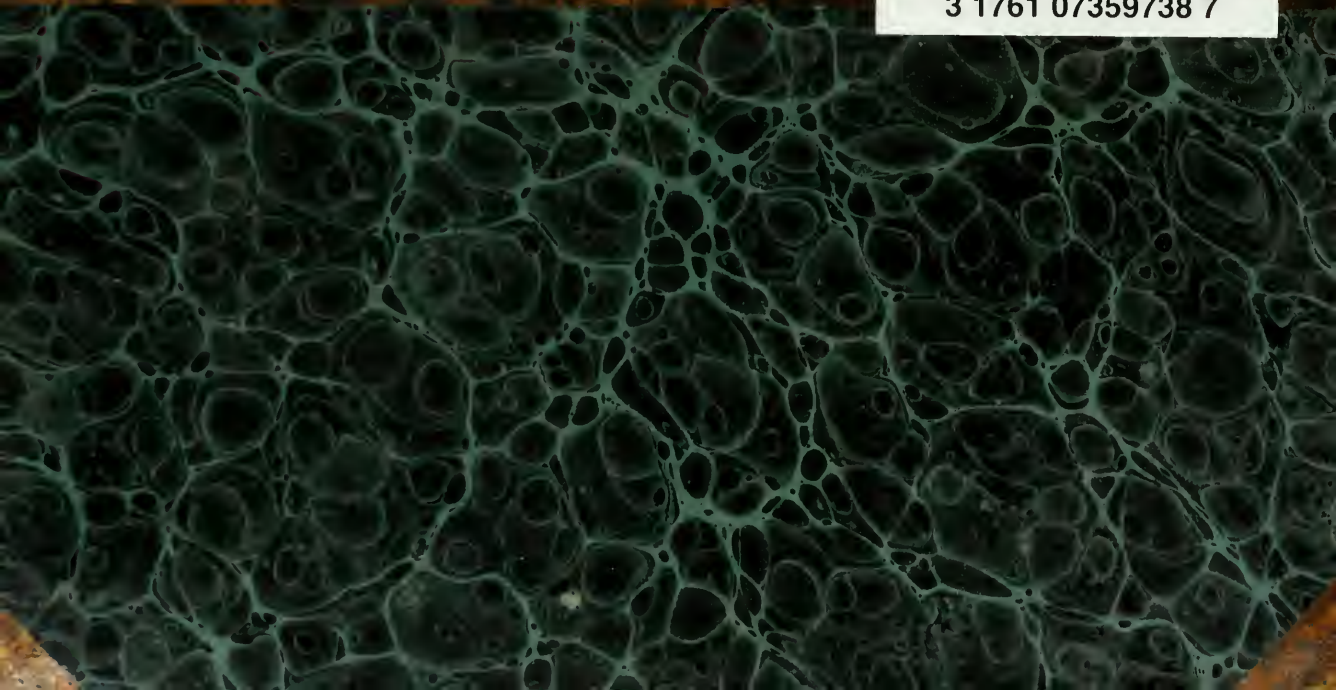
3 1761 07359738 7



729

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/derfrautagebuch00hank

Der

Frau Tagebuch.

Von

Henriette Hanke geb. Arndt.

Fortsetzung

von

der Braut Tagebuch.

Die höchste Liebe? Sie ist ein höherer Pulsschlag in den Adern der Freundschaft, sie ist das göttliche Leben.....

Friederike Bremer.

Hannover, 1842.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung.

LIBRARY
JUN 15 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PT
2290
H35D4

Es war zur Zeit der vollen Baumblüthe, am schönsten Frühlingsabend, als an dem Wege, der in den Bezirk des Schlosses von Wartenstein führt, ein leichter Reisewagen hielt. Eine junge Dame vornehmen Ansehens stieg aus und befahl dem Kutscher, bis an die Landstraße langsam voraus zu fahren. Sie schlug den Schleier zurück, lüftete den Hut — und wir erkennen Helene von Falk, die Tochter des Propstes van Aelst, welche zum ersten Male seit ihrer Verheirathung die Freude genießt, ihre Eltern besuchen zu können, begleitet von ihrem einzigen Kinde.

Der Propst wohnte jetzt im Städtchen, um der Kirche nahe zu sein, deren Bau längst vollendet war. Die kleine Liebstadt, aufgeblüht aus ihrer Asche, lag, beleuchtet von der sinkenden Sonne, so hell da, so nahe! Mit heißer Sehnsucht sah Helene hinab, das Herz brannte ihr im Busen —; aber hier, hier! wo sie so glücklich gewesen, konnte Helene dennoch nicht vorüber.

Mit dem Wunsche unbemerkt zu sein, näherte sie sich dem steinernen Brunnen, dessen rauschende Castanien das ehemalige Wittwenhaus beschatteten. Sie

fühlte das Bedürfniß an dieser geheiligten Stelle auszuruhen, und sich gleichsam zu weihen für einen Moment, der die Ahnung des Himmels giebt, im Wiedersehen Derer, die wir lieben.

Helene stand weitschauenden Blickes und überließ sich jenen unbeschreiblichen Empfindungen, welche der Schauplatz einer Vergangenheit, die von wesentlichem Einfluß auf unser Schicksal war, in jedem tieferen Gemüthe anregt. Sie wußte sich allein. Das Flüstern im quellenden Laube — nur ein Lenzlüftchen war es, was sie berührte, und auch im Herzen der jugendlichen Frau flüsterte eine Stimme jenes Lenzes, der nur einmal blüht und nicht wieder. —

Der Knabe, den Helene von ihrer Hand ließ, war, freilich zarten Alters, doch äußerst schwächlich. Diesem schlanken Figürchen mit den feinen Gliedmaßen und dem kränklich blassen Oval, schien der Kern der Kraft zu fehlen, welche die Natur dem Körper des Kindes versagt, und, gleich einer launenhaften Mutter, einzig nur auf seinen Haarwuchs verwendet hatte. In wundervoller Schönheit ringelten bräunliche Locken unter einem weißen Strohhütchen hervor, das, mit einem grünen Zweig besteckt, der elfenartigen Gestalt ein liebliches Ansehen gab, und darunter blickten ein paar große sinnige Augen in ernster Unschuld die fremde Welt an. Der Knabe neigte sich an den Rand der

kleinen Rinne, mit sichtlicher Lust lauschte er dem leisen Gerieſel des Waſſers, das durch die winzigen Finger rann. Er achtete es nicht, daß ſeine herabfallenden Locken naß wurden. Seine Mutter konnte nicht anders, als ihn gewähren laſſen. Das Geräuſch vom Brunnen, was ſich auch nicht um den allerleiſeſten Tonfall verändert hatte, ſchwellte ihr das Herz. Helene ſchöpfte tief aus dem Quell der Gedanken — und ihre Wimpern benetzten ſich ſanft. Sie koſtete einen Tropfen Seligkeit, der im Genuß der Erinnerung labt, auch wenn ſie ſchmerzlich war. —

Fernher, aus dem herrſchaftlichen Garten, der einſt ſtill grünte und blühte wie die Roſenflur eines Kirchhofs — tönte raſche Tanzmuſik, getragen vom weichen Flügel der Luft, und vom Städtchen herauf ſcholl ſilbernes Geläut über die Saaten, die in der Heiligkeit des Frühlings und des Abendſcheins glänzten.

Helene fühlte ſich unendlich bewegt. Es liegt in der weiblichen Natur, daß Tanzmuſik ſo leicht zur Wehmuth ſtimmt, beſonders nach dem Schritt zum Traualtar, oder, in hoffnungsloſer Ferne davon. — Freude der Jugend ſchwebte ihr vor, und wie Alles ſo flüchtig ſei auf Erden — Alles! Der Klang einer abendlichen Glocke rührt an die Seele, wie das traurige Gedächtniß eines verſchwundenen Tages oder Lebens. Helene erquickte ſich, daß dieſer ihr ſo liebe

Platz einsam wäre, in seiner alten Ruhe und Stille. Ein Traum von Glück lag in dem geisterartigen Lächeln ihres Mundes. Sie seufzte nur aus voller Brust. Die Luft war Gesang, in den Castanien säuselte der Wind, von den saftgrünen Blättern träufelte der Frieden Gottes —; und die Schatten heimgegangener Liebe webten um das Moos des Brunnens. So war die kleine Weile schnell verflossen.

Da Helene für ihr überwallendes Gefühl das Aufsehen scheute, welches eine stattliche Equipage vor dem Hause des Geistlichen verursachen könnte, so ließ sie nach kurzer Fahrt abermals halten, um von der kleinen Vorstadt aus den Weg bis zur Wohnung des Propstes vollends zu Fuß zurückzulegen und die Eltern sicherer zu überraschen. Aber als sie den Griff der Hausthür anfaßte, konnte sie vor Herzklopfen kaum über die Schwelle; doch der Schall der Klingel verhallte, ohne daß Jemand sich im Flur gezeigt hätte. Die Hinterthür stand offen und ließ in ein reinliches Pfarrgärtchen schauen.

Einen Augenblick erholte sich Helene. Sie lauschte an dem ersten Zimmer, vernahm jedoch nur ein ganz leises Wispern, wie wenn ein Vögelchen redete. Und schnell öffnete die Tochter vom Hause. Odem der Heimath wehete ihr entgegen; aber weder Vater noch Mutter war zu erblicken.

An einem mit Weinranken vergitterten Fenster stand der Nähtisch ihrer Mutter, in netter Ordnung, wie überall, so auch hier; jeder kleinste Gegenstand an seiner gewohnten Stelle. Helene sah die einfache Weise jener häuslichen Beständigkeit vor Augen, die ihr stetes Muster gewesen war. Dicht dabei, auf einem Fußbänkchen, saß ein kleines, volles, blondes Mädchen, umgeben von Helenens verbrauchten Spielsachen. Ein altmodisches, ziemlich großes Medaillon, mit einem Bildniß der Frau van Aelst aus ihrer frühesten Jugendzeit, bedeckte die bloße Brust der Kleinen, welche in Fülle der Gesundheit strotzend, blaßröthlich, wie aus Wachs gegossen schien. Sie drückte eine längst verworfene Puppe fest an sich, mit Aermchen, wie Guido Rheni sie einst seinen Engeln nicht schöner gemalt.

Seltsam betroffen vom Anblick der mütterlichen Züge und dem dieser kleinen Stellvertreterinn, fragte Helene in Hast: „Wer bist du, liebe Kleine?"

Das Kind sah blöde und bestürzt zu der schlanken Höhe der fremden Dame auf, und als es mit einem Seufzerchen den Namen: „Helene!" zur Antwort gab, da war es der großen Helene, als sähe sie, wie eine Gestorbene, ihre eigene Kindheit noch einmal wieder. Ein Schimmer der Abendröthe ließ Alles in verklärtem Lichte erscheinen. Der Sitz zu den Füßen des Nähtisches zog mit tausend Fäden an ihrem Herzen —

beinahe däuchte es ihr, als entzöge das Band am Medaillon, geschlungen um den Hals eines ihr unbekannten Kindes, ihrem innigsten Antheile etwas von seinem angebornen Rechte. — Und zwischen Kränkung und Entzücken erinnerte Helene sich, wie oft sie jenes Bild der Mutter abgeschmeichelt hätte, um es eben so zum Schmuck einer kindisch-eitlen Stunde tragen zu dürfen! —

Alfred — Helenens Sohn — betrachtete stumm das Mädchen, und wagte nun, das Bildniß mit leisen Händchen zu berühren; aber die Kleine, als wolle er es ihr nehmen, entriß es ihm und sagte eilig und ängstlich: „Das ist die Großmama, — die laß mir nur!“ worauf der Knabe scheu zurücktrat, als verzichte er.

Vielleicht würde seine Mutter sich ins Mittel gelegt haben, wenn sie nicht einen Gang vernommen hätte, der sie selbst außer Fassung setzte. Helene warf sich rasch in den gestickten Armsessel, auf welchem sonst ihr Platz gewesen war, die überströmenden Augen halb abgewendet. Als Frau van Aelst nun hereintrat, und ihr Schrecken vor der geliebten Erscheinung, kraft der heiligsten Sympathie, durch die Nerven der Tochter zuckte, als jene mit herzdurchdringendem Tone ausrief: „Helene! um Gotteswillen! bist Du es denn wirklich?“ da stürzte die junge Frau laut-

weinend an die Brust ihrer treuesten Freundinn, und Beide konnten sich lange vor bedrängender Wonne nicht fassen.

„Der Vater muß sogleich kommen; er ist nur einmal um das Feld gegangen —“ sagte Frau van Aelst unruhig, als dürfe sie das Vorrecht der ersten Umarmung ihres entbehrten Kindes nicht lange voraus genießen. Sie hob den Knaben zu sich empor, und ihre vor Freude zitternden Lippen hießen ihn willkommen. Mit jener zärtlichen Kunst der Mütter, die auch das Mangelhafte in ein Lob zu kleiden weiß, sagte sie: „Wie leicht Du bist, mein Söhnchen! wie eine Schaube. Deiner Mutter bist Du schwer geworden — — mache ihr einst das Leben leicht dafür!“ Alfred umschlang den Hals der Großmutter und stammelte einige Worte, die Helene ihm gelehrt hatte.

Da trat der Propst hastig ein. Er war dem Wagen seiner Tochter begegnet und hatte bereits ihre Ankunft erfahren. Helene flog auf ihren Vater zu, der Propst aber trat einen Schritt zurück, — wir wagen es, an jenen kleinen Fersensprung zu erinnern, womit, von früher Zeit her, dieser wackere Mann die Grenze der Selbstbeherrschung berührte — und abwehrend, in zürnender Rührung sprach er: „Warum hast Du mir das gethan, Helene? Ich kann Ueberraschungen nicht leiden. Du hast mich um eine Freude gebracht, um

die köstliche Freude der Erwartung! Und der Tage, wo ich mich auf Dein Kommen freue, dürften nicht mehr viele sein."

Ueber Helenens helles Angesicht flog ein Wolkenschatten. Sie kämpfte mit ihren Thränen.

„Du kannst nur nicht gut erwarten — bester Mann!" Die Mutter, der dieser Empfang der lieben Tochter wehe that, konnte nicht umhin, mit diesem Vorwurf einzufallen.

Im Nu fühlte Helene sich in ihre ehemaligen Verhältnisse versetzt. In jedem höchsten Augenblicke hatte sich unter Donner und Blitz ihr häuslicher Himmel geöffnet. Mit herzlichem und schmerzlichem Ungestüm kam sie der heftigen Gegenrede zuvor, und verschloß ihrem Vater küssend den Mund.

„Sei nur gut und schmäle nicht, mein lieber, liebster Vater!" sagte sie mit süßer, flehender Stimme, „Du wirst es bereuen, mich gescholten zu haben, wenn Du die näheren Umstände erfährst. Ich bin ja nun da! bin mit tausend Freuden gekommen — und bringe Dir mein Wesen in verdoppelter Liebe mit. Jetzt beten Mutter und Kind, daß Du noch lange leben mögest!" —

Der Propst war überwältigt. Tropfen perlten auf seiner Stirne, eine väterliche Freudenthräne blinkte in seinem Auge — er drückte die ersehnte Tochter so innig lich an sich, als wolle er sie nie mehr von sich lassen.

Während dieſer Scene ſtand der Knabe, von ferne mit furchtſamer Miene den Mann anblickend, der ſeine ſchöne Mutter ſo hart anließ.

„Hier haſt Du Deinen Enkel, mein Vater!“ ſagte Helene, und zog ihren Alfred näher, der ſich leiſe ſträubte.

„Gott, der rechte Vater über Alles, was da Kinder heißt, im Himmel und auf Erden, ſegne Dich, mein Kind! wie ich dich ſegne —“ ſprach, tiefbewegt und mit liebkoſender Herablaſſung, der Propſt. Der Knabe lächelte, ſein Geſicht glich in dieſem Augenblicke einem Engel.

„Ich danke Dir, Herr! thue nur aber meiner Mutter auch nichts zu Leide —“ antwortete er kleinlaut.

Helene erſchrak. „Was ſprichſt Du doch ſo närriſch, Kind?“ ſagte ſie mit jenem Tone der Verweiſe, die einen ſchwachen Anklang von Beifall haben, „das iſt der gute Großvater, der es gewiß nicht böſe mit uns meint. Männer ſind ernſt, Alfred.“

„Ich will auch ein Mann werden —“ verſetzte der Kleine, und richtete ſich empor. „Topp!“ rief der Propſt, „die Hand darauf, kleiner Wicht!“ — Ein Gedanke von einer Hand lag in ſeiner ſtarken Rechten.

„Ein Simſon biſt Du nicht, mein Junge —“ bemerkte er, halb ſcherzhaft, halb bedauernd, deshalb kannſt Du doch zu großen Dingen geboren ſein —; laſſe Dir nur das Haar nicht abſchneiden.“

Der Knabe schüttelte seine vollen Locken, als ob er die Warnung verstände. Frau van Aelst trocknete ihrem Manne die feuchten Schläfen.

„Wie erhitzt Du bist, Väterchen!“ sagte sie besorglich, „das kommt von dem übereilten Gange her, was Dir doch nun einmal todtschädlich ist — Du weißt's, alter Freund. Wenn Dir die Adern so auflaufen, dann ängste ich mich, der Schlag könnte Dich rühren.“

„Gott bewahre!“ entgegnete der Propst, „einer Frau von gesetztem Wesen soll doch Alles am Schnürchen gehen, sogar ihr alternder Ehemann. Wollte ich doch wetten, unsere lebhafte Helene gäbe dem Forstrath nicht Anlaß zu der Beschwerde Jenes, der da klagte, daß die ängstliche Fürsorge seiner Gattinn ihn in Verzweiflung, wo nicht um das Leben bringe. Im Theater, Angesichts der schaulustigen Menge, habe sie ihm ein Tuch um die Stirn gewickelt, daß die Zugluft ihm nicht schaden möge.“

Helene konnte doch ein kleines Lachen kaum bergen. Sie sah, ihr Vater war der Alte noch. Die Mutter aber lächelte gelassen und sprach: „Wahre Liebe und Sorgfalt trägt man auch nicht zur Schau.“

Unterdessen hatte unbemerkt von Allen die kleine Helene sich genähert und dem Propst die Hand geküßt und den Rock; dann griff sie sacht in seine Tasche — er wurde es nicht gewahr. Doch seine Tochter, als

ob sie einen Eingriff in ihre kindlichen Gerechtsame wahrnähme, fragte jetzt: „Wer ist denn aber diese Kleine, die meinen Namen und das Bildniß meiner guten Mutter trägt? Wem gehört sie an?“

„Unserer Felicitas!“ riefen die Eltern zugleich, und der Propst setzte hinzu: „Felix ist glücklicher als Vater, wie als Sohn. So gleicht sich Alles aus.“

„Wo habe ich denn die Augen gehabt?“ erwiederte Helene, „das hätte ich sehen können. Die Aehnlichkeit ist unverkennbar. Und Maarbonns sendeten das Kind hierher? Davon habe ich ja noch keine Sylbe erfahren?“

„Kommt noch zurecht, Frau Tochter —“ antwortete der Propst trocken.

Auf daß Helene Auskunft erhielte, sagte die Mutter: „Felicitas brachte es uns selbst; wie im Fluge geschah es, daß dieser unvermuthete Besuch uns erfreute, am Tage, wo ich meinen letzten Brief an Dich geschrieben. Sie hatte sich geschwind entschlossen und eine günstige Gelegenheit zu der weiten Reise benutzt. Leider! nur für allzu kurze Zeit.“

„Wie voll und blühend ist Felicitas geworden!“ nahm der Propst das Wort, und blickte seine Tochter dabei an. Schweigend streichelte er ihre blasse Wange, die nur noch eine blasse Rose war. Das Herz blutete der Mutter leise, als sie ihre Tochter unter dem ver-

gleichenden Blicke des Vaters so schmerzlich erröthen und so wehmüthig lächeln sah.

„Dies, mein Vater, könntest Du in Wahrheit nicht von mir rühmen," erwiederte Helene mit unterdrückter Wehmuth. „Du wirst es mir ansehen, daß ich viel gelitten habe. Die lange Krankheit meines Kindes, wobei ich mich übernommen, meine eigene Nervenschwäche — die Stadtluft, welche mir nicht zusagt — die aufregenden Gesellschaften, denen ich mich unterziehen muß — —"

Der Propst zog die Stirne kraus; doch Frau van Aelst fiel tröstend ein: „Es ist ein Vorzug der Jugend, daß sie sich schnell erholt. Du wirst Dich in pflegsamer Ruhe, im Balsam der Frühlingsluft bald gestärkt fühlen. Auch hoffe ich, Du bleibst lange bei uns, um diesem wohlthätigen Einflusse Zeit zu gönnen?"

„Einen Monat und vielleicht noch länger, wenn meine gütigen Eltern es mir erlauben," lautete Helenens Antwort.

„Was sprichst Du von erlauben?" versetzte der Propst im Tone der Rüge. Dieser devote Ausdruck klingt nach der Sprache der unterthänigen Welt. Solltest Du nicht sein dürfen in Dem, was Deines Vaters ist?"

Helene warf sich mit leidenschaftlicher Innigkeit in seine Arme und rief: „Ja, hier bin ich im Tempel

der Heimath! Das Herz geht mir weit auf — ich bin bei Dir, mein Vater! Dein gutes, Dein glückliches Kind!"

Sie schmiegte sich an seine Brust, und die Eltern dachten still betroffen, daß Helene doch wohl nicht ganz glücklich wäre.

„Es ist auch hübsch bei uns — hübsch und heimlich!" pries der Propst gutmüthig; „es ist auch ein Segen, wenn man über der fremden Schwelle Gefallen findet, und im neuen Hause das alte Glück. Der Zufriedenheit guter Geist hat diese Wände geweiht."

„Und was mir am liebsten ist," setzte Frau van Aelst hinzu, „wir wohnen so bequem und ungestört, wie auf dem Lande."

Dann fuhr der Vater lobpreisend fort: „Das Haus ist geräumig, hell — der Garten groß genug und nicht ohne Schatten. Zur Kirche habe ich nur wenige Schritte, und wie betriebsam das Städtlein auch ist, es geht mich hier nichts an. Freilich — einen Umzug möchte ich nicht mehr machen. Doch, wo man nur sich selbst mitbringt, da stehet bald Alles an der rechten Stelle; nur der Eigensinn trifft überall Anstoß."

„Nur den Brunnen vermisse ich —" schaltete Frau van Aelst ein, „außerdem würde ich mich nach Wartenstein, zumal in seinen jetzigen Verhältnissen, nicht zurück sehnen."

Helene erwähnte, daß sie einige Minuten daselbst verweilt hätte.

„Dort oben ist's vorbei!“ sprach ihr Vater ab, als dächte er nicht gern daran, „dieser noble Freiherr wirthschaftet grundschlecht und ruinirt die herrlichen Güter. Ein Glücksjäger ist er — und mit ihm hat ein Heer wüster Geister Wartenstein in Besitz genommen. Dieses Gesindel jagt nun im wildesten Treiben dem Genuß des Lebens nach. Dabei nichts als barer Hochmuth, der sich auf jede Weise verschuldet. — Und trotz aller Vornehmthuerei die niedrigste Gesinnung, die nichts Höheres kennt, und der die heilige Abgeschiedenheit der Poesie ein verschlossener Himmel ist. Wenn ich mir dagegen die edle Ruhe bedenke, die sonst im Schlosse herrschte, und nun diesem gemeinen Tumulte gewichen ist! — der Landeshauptmann, mit seiner sanften Neigung zu den Blumen, ist — wie mir oft gesagt worden — ein Wohlthäter im Stillen gewesen; und unser seliger Graf! flüchtig, wie ein Engel, der zur Rettung der Hülflosen erscheint, war er nur da, um das Unglück des Brandes zu vergüten, dann löschte ihm der Tod die Fackel — —“ Dem Propst erlosch die Stimme, es entstand eine tiefe Pause. Die goldne Uhr an Helenens Gürtel, ein theures Geschenk! unsere Leserinnen erinnern sich daran — ging vernehmlich, und das Herz darüber schlug im Andenken

jener unvergeßlichen Güte. — Frau van Aelst gab ihrer Tochter einen Wink, und Helene alsbald dem Gespräche eine abziehende Wendung. „Väterchen," sagte sie, „bitte! erzähle mir von Felicitas und wie es ihr und ihrem Manne ergeht! es interessirt mich doch lebhaft. Mir ist, wie wenn ich eine Weile geträumt hätte und die Bilder der Vergangenheit wären nun erwacht. Die trauten, lieben Namen — — ich habe sie lange nicht gehört."

„Du wirst Dich wundern!" antwortete der Propst, nachdem sein innerer Groll, der stets mit der zartesten Weichheit der Gefühle zusammenhing, in etwas nachgelassen hatte. „Von Felicitas weiß ich Dir wenig zu sagen, als daß sie eine wackere Frau geworden ist und das Wohlergehen einer zufriedenen Seele genießt. Diese Sanftmüthigen und Friedfertigen besitzen das Reich Gottes auf jedem Fleckchen Erde, wie arm an Freuden es auch wäre. — Und Felix? nun, er scheint auch zur Vernunft gekommen zu sein. Denke nur, Helene, es ist sehr möglich, daß er Rector wird an der hiesigen Kostschule. Wer ihm dies einst gesagt hätte, der würde schön angekommen sein! — Jetzt strebt er nach der kleinen Liebstadt, die er damals hochfahrend verachtete, als ihr sein verstorbener Pflegevater mir zu Liebe den Vorzug seiner Wirksamkeit gab. So rächt sich Alles."

Helene erstaunte. „Wäre es möglich," erwiederte

ſie, „daß Felix jener angenehmen Stellung entſagen wollte? — Wie käme denn dies, mein lieber Vater?“

„Nun, ſeine Stellung iſt ſo angenehm eben nicht,“ entgegnete der Propſt. „Er hat ſich mit ſeiner Gönnerinn entzweit, ſeitdem ſteht er bedeutend im Genitiv. Sagte ich es doch gleich, daß dieſe Art Verſorgung nicht zuverläſſig wäre. Die Gunſt des Glückes kann höchſtens die Geliebte eines Mannes ſein; die Sicherung des erworbenen Verdienſtes aber iſt ihm gleichſam ein treues Weib. Felix, der — was vorauszuſehen war — die Eitelkeit der Miſtreß Smith beleidigte, indem er verſagte, ihr ein Werk zu dediciren, wovon ſie keine Sylbe verſteht — theilte mir brieflich die Idee mit zu einem Inſtitut, was er im Sinne hätte, und fragte hinſichtlich des Ortes um meine Meinung bei mir an. Der Rector hier, ein redlicher Mann, der aus Familienrückſichten verſetzt zu werden wünſcht — und mir geeignet ſchien, daß ich ihn in Rath nähme, ſagte ohne Weiteres, der junge privatiſirende Gelehrte, für deſſen Kenntniſſe ich mich verbürgte, könne ja ſein Nachfolger werden. Der Name Maarbonn ſei eine Fürſprache von gutem Klang. Jedoch zweifelte ich, daß Felix darauf eingehen würde. Allein — die muthige, kleine Frau kam ſelbſt! Die einleitenden Schritte ſind bereits geſchehen — und, wie geſagt, es iſt ſehr möglich! —“

Es war Sonnabend. Der Propst ging daher, seiner Gewohnheit nach, zeitig auf sein Studirzimmer, die Predigt zum morgenden Sonntag noch einmal durchzugehen.

Alfred, müde von der Luft, war eingeschlafen; sein Köpfchen lag an der Wange der kleinen Helene, welche dieser freundlichen Last geduldig still hielt.

„Wir wollen die Kinder zu Bett bringen," sagte Frau van Aelst, welche geräuschlos wie immer das Nöthige beschickt hatte, „und dann noch ein Weilchen zusammen plaudern."

Das Gaststübchen wohin die Mutter sie führte, war von so einladender Heimlichkeit, daß Helene es mit sichtlichem Wohlgefallen in Augenschein nahm. Diese langen Gardinen in reichen Falten, blüthenweiß und in ihrer zarten Feine duftend von Reinlichkeit, ließen den Silberblick der Sterne durchscheinen. Nur wie ein wehendes Gewölk bewegten sie sich leise in dem Luftzuge, der vom geöffneten Fenster herein in der erquickenden Nacht durch junge Linden säuselte. Die Diele, weiß wie frischgefallner Schnee, zeigte die beweglichen Schatten ihrer Blätter; die Möbeln, so prunklos und doch so anständig, hatten keine Veränderung erlitten, der kleine Schreibtisch, der einst ihre stille Gedankenwelt enthielt, stand noch eben so da. Helene befand sich in den alten Formen ihres Glückes. Diese schlichte

Propreté erschien ihr schöner als der Glanz der Einrichtung, an den sie gewöhnt war. Sie konnte den Blick nicht wenden, ohne ein trautes Bild in ihre Seele zu fassen. Doch, als Frau van Aelst, um ihrer Tochter dies und das zu zeigen, den Leuchter hielt, fiel es dieser zum ersten Male auf, wie merklich ihre Mutter gealtert hätte.

„Du bist doch wohl, mein Mütterchen?“ fragte Helene sorgsam, „ich will nicht fürchten, daß Du mir verschweigest, was mich beunruhigen könnte.“

„Nein,“ versicherte die Mutter. Sei meinetwegen ruhig, Helene! — Man läßt jedoch nach, liebe Tochter, und der Gleichmuth, dessen ich bedarf und den Gott mir nicht umsonst verliehen hat, fordert auch körperliche Kräfte. Du kennst das reizbare Temperament Deines Vaters — früher meinte ich bei mir selbst, ein kleiner Aerger gehöre zum Haushalt seines täglichen Wohlbefindens; aber das ist nunmehr anders. Sein Aufbrausen sonst beunruhigte mich nicht, wußte ich doch, wie vorübergehend es wäre; jetzt, was ungleich schlimmer ist, hält seine üble Laune an, weil sie sich weniger ausläßt. Du magst es glauben, ich athme frei auf, wenn er einmal nach alter Sitte in Harnisch geräth. Du siehst, wie man sich an Alles gewöhnen kann. An Veranlassung zum Mißmuth fehlt es nicht, wie nirgend in der Welt. Es sind in hiesiger Gegend meistens

junge Geistliche, die in immerwährender Fehde mit einander leben. Das verdrießt den Vater. Der Zwiespalt derer, die sich Brüder nennen und den Frieden predigen sollen, kränkt ihn um so mehr, als christliche Toleranz ein liebenswürdiger Zug in dem Charakter Deines Vaters ist. Er redet bisweilen drein; dann feinden sie ihn an — denn ein Freund der Wahrheit wird selten geliebt."

„Wenn nun der Vater das Amt niederlegte?" erwiederte hierauf Helene, „so wäre er nicht länger betheiligt bei diesen Streitigkeiten, und könnte in ruhiger Zurückgezogenheit leben, wo es ihm gefiele."

„Daran ist nicht zu denken —" verneinte die Mutter. „Das wäre wider seine Grundsätze. Ja, wenn Du einen Prediger geheirathet hättest! vielleicht wäre in diesem Falle Dein Gedanke eher ausführbar." Wir zögen zu Dir, der Vater verträte dann und wann den Schwiegersohn und bliebe — so zu sagen — bei der Kanzel. Doch im Geräusch der Welt? nimmermehr! Dort wäre Dein Vater eine Stimme in der Wüste."

Frau van Aelst, welche unwillkürlich ihre eigene Abneigung ausgedrückt, schwieg, und bereute schon zu viel gesagt zu haben, denn Helene stieß einen tiefen Seufzer aus. Allzureizend, wie alles Versagte, schwebte ihr ein Zusammenleben mit den geliebten Eltern vor.

„Deshalb," fuhr die Mutter zuversichtlich fort, und

so, als ob sie auf Voriges zurückkäme, „wird, wie ich zu Gott hoffe, Deine Anwesenheit den Vater erheitern, und in derselben Absicht habe ich die kleine Helene hier behalten. Felicitas weiß das Kind in treuen Händen; ihre Schwiegermutter — wie ich aus einigen Worten der jungen Frau schließen konnte — mag schwerlich unterlassen, sich in die Erziehung einzumischen, und eben nicht heilsam."

„Da fällt mir ein," unterbrach Helene die Mutter, „wie ich vom Vater zu meiner Verwunderung vernommen habe, daß Maarbonns vielleicht wieder hierher kommen? Frau van Aelst sprach: „Es wäre mir aus manchem Grunde lieb, wenn dieser Plan zu Stande käme."

„Es wäre Dir lieb," entgegnete Helene mit noch größerer Verwunderung, „Du scheinst vergessen zu haben, liebe Mutter, wie störend Dir die Professorinn gewesen."

„Gewesen!" wiederholte Frau van Aelst mit trübem Lächeln. „Du sprichst wahr, mein Kind! jedoch war jener Umgang mir hauptsächlich Deinetwegen drückend, weil Du die Maarbonn nicht ertragen konntest. Seitdem nun habe ich einsehen gelernt, wie nöthig kleine Störungen der eigentlichen Ruhe des Lebens sind. Wenn der Vater sich mit dieser unabweislichen Frau befassen muß, so ist er schon froh, wenn sie ihn verläßt. Es hält ihn vielleicht ab, sich das Herz ohne

Noth schwer zu machen. So mögen die meisten Plagen verkannte Wohlthaten sein."

„O, Du magst Recht haben!" sagte Helene, „aber vergieb, wenn ich hinsichtlich der Professorinn eine Ansicht, die Dich befriediget, nicht ganz theile. Wohin sie ihren Fuß setzt, da wächst kein Gras mehr; ihr herrschsüchtiger Sinn kennt keine Grenzen."

„Sie liegen ihr vor Augen —" wendete die Mutter mildernd ein; „Du weißt, Helene, daß Maarbonn hier begraben liegt. Dahin geht der Vater nun in Wind und Wetter und grübelt vergangenen Dingen nach, die nicht zu ändern sind. Er hat sich den Platz abgrenzen lassen, wo er neben seinem Freunde schlafen will. Bin ich denn nicht seine Frau? So oft ich jene grüne Einfassung sehe, finde ich mich von meinem letzten Anrechte ausgeschlossen. Der Vater treibt Abgötterei mit dieser Freundschaft."

„Der Vater übertreibt beinahe Alles! —" äußerte Helene, seine leibhafte Tochter, in kindlichem Vertrauen; es war eine *fraulichere* Erwiederung auf die Klage der Mutter, und, ihrem Sinne nach — zum Trost gesagt. „Und doch, gute Mutter, warst Du immer sein bester Freund! Deine stille Seelenstärke stützte ihn sanft. Der Professor war ein trefflicher, aber *schwacher* Mann; mir aber däucht, ein Freund müsse vor allen Dingen *fest* sein."

„Um aushalten zu können, unerschütterlich in Lieb' und Treue," bestätigte die Mutter. „Sieh, Helene! so war es immer mein Wunsch, den Vater zu überleben, wäre es auch um eine bange Stunde nur; ich fühlte" — hier wankte ihre Stimme — „er könne nicht bestehen ohne mich. Von jeher erbarmte mich ein alter verwittweter Mann. Wir tragen so Manches und mitunter so Schweres inmitten der Unsern, allein, daß die Geduld auch unser Beistand bleibt, wenn wir zuletzt einsam stehen und verlassen. Im Falle nun Gottes weiser Wille beschlossen hätte, daß ich dem Vater voranginge, so wäre es beruhigend für mich, wenn ich Felicitas am Ort wüßte."

„O Mutter!" rief Helene schmerzlich, „denkst Du nicht an mich? sprich mir nicht davon, daß Du stirbst! ich kann es nicht ertragen. Bin ich denn aus der Welt, daß Du meinst, Felicitas, weit entfernt, stände Dir näher als ich?"

„Sei doch kein Kind!" sagte Frau van Aelst begütigend. „Du lebst in der Welt, in ganz anderen Verhältnissen, deshalb bist Du für uns nicht da; das ist begreiflich. Nur Dein Glück ist unser steter Wunsch und unsre liebste Hoffnung — — — ist sie erfüllt, Helene?"

Bei dieser Frage, welche die Mutter wie beiläufig und so sanft als möglich that, standen die Augen ihrer

Tochter voller Thränen. Die Wendung war zu ernst, und Helene konnte lange vor gewaltsamer Bewegung nicht sprechen. Endlich sagte sie: „Du hast ein Recht zu dieser Frage, die ich Dir, geliebte Mutter, wahr und wahrhaftig beantworten will. Gewiß gäbe es ohne den Besitz meines Mannes kein Glück für mich, wenn ich mir auch die Ehe ein wenig anders träumte. —"

Helene hielt inne — und ihre Mutter warf kopfschüttelnd ein: „Liebe Tochter, ein Traum ist die Ehe nicht! Worin fändest Du Dich denn getäuscht?"

„Worin?" fragte Helene ausathmend, „nun, zunächst wohl darin, daß ich wähnte, die äußeren Verhältnisse wären für die eheliche Verbindung nicht wesentlich. Dem Vater hätte ich glauben sollen, der oft genug behauptete, unser Glück hinge sehr genau mit ihnen zusammen. Mein Heinrich ist ein edler Mann — aber — — —"

„Nun?" sagte Frau van Aelst; dies Wörtlein und der Blick, womit es gesprochen wurde, war dringend.

„Aber — er ist auch sehr von Adel —" setzte seine Frau leise und beklommen hinzu.

„Es könnte auch Dein Stolz sein, der Dich dies fühlen läßt —" entgegnete die Mutter; „nicht selten sind es unsre Fehler, die wir Andern Schuld geben."

„Nein, Mutter, nein!" antwortete Helene gesteigerten Tones; mein Stolz begehrt ein höheres Glück,

als welches Rang und Stand geben können. Die Liebe erhebt ja in den Himmel! Nie habe ich daran gedacht, daß mein Mann in anderem Sinne mich zu sich erhoben hätte. Daß aber Heinrich sich eines Unterschiedes, der auf seine Wahl zurückfällt, bewußt geblieben, dies ist mir immer deutlicher geworden, wenn auch vielleicht weniger aus seinem Benehmen, als aus den Winken, die er mir für das meinige giebt."

„Wenn Du Dich nur nicht irrst, Helene!" warnte die Mutter.

Helene sah ihre Mutter mit bittendem Lächeln an und sprach: „Urtheile selbst! Jüngst waren wir in Gesellschaft. Eine Dame, die im Verruf unerträglichen Hochmuths und gemeiner Sitten steht, machte sich üppig. Man scherzte unfein über geheime Sünden der Männer. Mit auffallender Geringschätzung rief jene Dame mich an: Frau von Falk! Sie sind ja wohl eine Pastoren-Tochter? So halten Sie gewiß dem Herrn Gemahl eine Predigt hinter der Gardine? Oder ließe Ihnen das die Demuth nicht zu? Schon schwebte die Antwort mir auf den Lippen, da erschien mein Mann wie in flammender Rüstung an meiner Seite und sprach: Meine Frau besitzt den Stolz, vorwurfslos zu sein, und nimmt stets den Platz ein, der ihr gebührt. — Aller Augen waren auf mich gerichtet, ich glühte über und über."

„Ich bildete mir ein, daß ich vielleicht entsprechender geantwortet haben würde, obgleich es mir jetzt an der Geistesgegenwart gebricht, die mir sonst zu Gebote stand. Mein Mann gab mir den Arm. Wir gingen nach Hause, wo mir am wohlsten ist. — Gott weiß es, wie mir war! Ich brach in Thränen aus —; aber nur, weil ich mich erleichtert fühlte. Heinrich sagte finster zu mir: Warum machst Du nicht Gebrauch von dem, was Dir ansteht? Du bist die Frau von Falk! wenn Du dies geltend zu machen wüßtest, so würde jene übermüthige Thörinn nicht gewagt haben, Dich zu beleidigen. Du bist nicht heiter genug, und viel zu anspruchlos; Dein Betragen hat sogar etwas Gedrücktes angenommen, was, wie ich aufrichtig gestehen muß, mir mein Herz zusammenpreßt. — Was ich auf diese Rede meines Mannes hätte erwiedern mögen, unterdrückte ich; es hätte mir das Herz abgestoßen."

„Gleichwohl liegt in seinem Vorwurf etwas Wahres —" entgegnete die Mutter.

„Nein, Mutter, nein!" widersprach die junge Frau mit steigendem Affect. „Bin ich nicht Helene? Als solche liebt man mich. Der Name meines Vaters wird überall mit höchster Achtung genannt — das Wörtlein „Von" kann demnach weder meinem Werthe, noch meiner etwaigen Liebenswürdigkeit ein Jota zusetzen, und wen es abhält, mir ein Leid zuzufügen, der wäre selbst keiner Ehre werth!"

„Eben deswegen brauchst Du Dich nicht zu ereifern," antwortete Frau van Aelst. „Ruhe ist die vornehmste Waffe, die einzige des Weibes. Wo wäre denn irgend Jemand bevorzugt, der unangefochten bliebe? Unser Verhältniß zu dem seligen Grafen und seiner Schwester hat dich verwöhnt. Das trifft man aber nicht zum zweiten Male. Diese Menschen zeichneten sich nicht nur durch die höchste Sittlichkeit aus, oder durch die feinste Bildung des Geistes, sondern durch eine Höflichkeit des Herzens, die der Liebe verwandt ist. Waren wir doch wie Blutsfreunde."

„Ach, wenn der Graf noch lebte!" sagte Helene betrübt, „dann wäre Alles gut! und Manches wäre anders gekommen. — Der frische Sinn meines Mannes strebt nach Lebensgenuß. Er hat sich einen Kreis von Freuden und Freunden gebildet, den ich nicht theilen kann. So ist denn nicht jene Gemeinsamkeit zwischen uns, in der ich aufgewachsen bin, und welche das eheliche Interesse so durchaus verschmilzt, daß es um keinen Preis gesondert werden könnte."

„Das ist schlimm!" sprach seufzend die Mutter, „doch — forderst Du vielleicht zu viel? Es gehört vorwaltendes Gemüth, ein kindliches möchte ich sagen, dazu, daß ein Mann seines Standes und Wesens sich in häuslicher Enge nicht beschränkt fühle. Der Baron scheint mir zum Hausvater nicht geartet. Er ist von

Jugend auf an weite Reisen gewöhnt, diese Gewohnheit macht rastlos — und — die Ehe ist ein Port, Helene. Der Stolz der Ungebundenheit vertrüge nicht, daß er eingezogen mit Dir lebte."

„Dies verlange ich auch nicht," versicherte Helene; „ich halte ihn von nichts zurück, und lasse ihn gewähren. Auch sehe ich ein, daß er Zerstreuung bedarf. Zuweilen fliegt ihn eine hypochondrische Laune an, ich weiß nicht woher oder wodurch? Sonst waren es ernste, tiefe Gedanken, in denen ich ihn am meisten liebte; doch diese verhielten sich zu jener Verdüsterung — nur im umgekehrten Gleichniß — wie Raupen zum Schmetterling."

Die Mutter lächelte. „Im Ehestand, meine Tochter," sagte sie ernsthaft, „entpuppen die Männer ihre Seele und flattern auf und davon; die Liebe aber muß bleiben."

„Flattersinn ist Heinrichs Natur nicht," versetzte Helene, als ob sie nichts auf ihren Mann kommen ließe; „er ist vielmehr sehr anhänglich. Jeder Eindruck haftet; am Herkömmlichen hält er fest. Das ist's eben! Ich möchte, daß er mir Freiheit gönnte, nach meiner Weise zu fühlen und zu handeln."

Frau van Aelst lächelte abermals, und sprach: „Eine leidenschaftliche Liebe — und eine solche war die Deinige, meine Tochter, und ist es noch, — schmeichelt

dem Herzen des Mannes zu sehr, als daß nicht ein kleiner Tyrann darin entstände. Da trägt die Gattinn lebenslang eine Fessel, was sie nur daran merkt, wie schwer das Herz ihr zuweilen ist; jene stille Innigkeit hingegen — brennenden Seelen erscheint sie als Phlegma oder Kälte — trägt immerdar ein Zweiglein aus der Brautkrone."

„Verstehe ich Dich meine Mutter?" fragte Helene schmerzlich; „das heißt also, man muß *nicht* lieben, um der Liebe eines Mannes dauernd versichert zu sein?"

„Das heißt es *nicht* Helene!" erwiederte Frau van Aelst. „Man muß *recht* lieben, im höchsten Sinne. Mißverstehe Dich selbst nicht! Du bist Dir Ruhe schuldig, und dem Vater Deines Kindes."

„Ach, Mutter, da triffst Du den tiefsten Punct!" sagte Helene in aufwallendem Gefühl. „Daß mein Mann sein Kind nicht mit wahrster Vaterfreude liebt, fürchte ich. Alfred ist ihm zu schwächlich und zu zahm; das grämt und beschämt ihn. Kann ich dafür —" und hier fielen heiße Thränen in Helenens mütterlichen Schooß, „daß nur mit größter Anstrengung sein zartes Leben erhalten werden konnte? Gern würde ich das meine hingegeben haben, wenn ich ihm ein starkes, kräftiges Kind geboren hätte!"

Mit Indignation und innigst theilnehmend zu ihrer Tochter gewendet, nahm Frau van Aelst das Wort.

„Jener Schwäche müßte der Baron sich schämen; doch nicht der seines Kindes. Aber Helene, es giebt viele Männer, denen die Liebe nichts ist, als ein schwacher Augenblick, nach welchem sie sich in voller Selbstsucht wieder angehören.“

„Da thust Du meinem Manne Unrecht, geliebte Mutter!“ versetzte Helene angelegentlichst; „Heinrich ist kein Egoist. Es ist nur so ein ritterlicher Tic von ihm, daß er den Muth, diese oft nur körperliche Tugend, überschätzt, und die Kraft dazu. Mein Mann genießt, Gott sei Dank! einer Normal-Gesundheit, die ein seltenes Glück ist. So vermag er daher nicht, einen leidenden Zustand zu fassen. Es ist ihm — wenn er es auch nicht eingesteht, als ob nur ein matter, kläglicher Wille kränklich sein ließe. O! ich habe viel gelitten — — — sehr viel! —“

„Nun, so sei eine heldenmüthige Mutter und ein braves Weib!“ sagte Frau van Aelst zu der weinenden Helene. „Unsere Schutzwehr ist Geduld! Denke getrost, daß die Liebe Alles überwindet. Suche Dich auf den Standpunct Deines Mannes zu versetzen —“

„Dies kann ich nicht —“ unterbrach die junge Frau ihre Mutter; „oder ich müßte alle Pietät verläugnen. Mein Mann hat mitunter schroffe Ansichten. Eines seiner Vorurtheile thut mir unaussprechlich wehe: die entschiedenste Abneigung gegen die Geistlichkeit.

Die Mutter schwieg eine lange Weile. Als Helene sie forschend ansah, sagte sie sanft: „Schweige hierzu, meine Tochter, wenn Du der zärtlichen Achtung Deines Mannes nicht eine bessere Meinung von dem Stande Deines Vaters abgewinnen kannst. Durch Schweigen sündigt man nicht; aber man siegt! Und hilft Alles nicht, so blicke höher hinauf in ein besseres Leben. Du siehst mich an? — So höre. Vor einiger Zeit, als Dein Vater mehre Tage hindurch sehr ärgerlich gewesen war, und es mich, die ich mich schuldlos daran wußte, entgelten ließ, so daß ich sattsam mit ihm ausgestanden hatte, wandelt mich plötzlich ein niederschlagendes Gefühl an. Ich lege die Arbeit hin und gehe auf sein Zimmer, zu sehen, ob ich ihm etwa einen Dienst leisten könne? Denn dies habe ich stets als ein gutes Mittel gegen entstehenden Unwillen in Anwendung gebracht. — Er saß und schrieb. Auf dem Tische lagen Zeitschriften, — mein Blick fällt auf einen Vers in dem aufgeschlagenen Blatte; es war kein Zufall! Eine verstorbene Ehefrau erscheint vor ihrem Richter und spricht:

Dank sei Dir, Herr, gesagt; ich hab' vom Kelch der Ehe getrunken, gleichen Sinns, die Lust und auch das Wehe; und ward mein Herz einmal betrübt durch meinen Gatten, so lächelte ich ihm — und weinte nur im Schatten. Sieh Helene! ich wollte, Du schriebst dieses einfache

Verslein in Dein Gedächtniß. Mir war es ein Funken. Einst wird Alles nur ein Schatten sein; aber ein liebevolles Lächeln, dem man das stille Leid nicht ansieht, verklärt uns noch vor Gott. Und nun, für heute kein Wort mehr! Wir wollen schlafen gehen Helene. Und mit dem Vater lasse uns behutsam umgehen."

Hierauf küßte Frau van Aelst ihre Tochter, machte sich sanft aus ihren umschlingenden Armen los, und Helene blieb allein; allein mit dem Geist des Trostes und der Stille.

Helene.

Den 12. Mai 18—

Mein Tagebuch, am stillen Abend komme ich zu Dir, zu Dir! — Du nimmst mich auf. Du bist ein Freund, der zu schweigen versteht, und bist mir treu. Wenn es stürmisch in mir war, habe ich Ruhe bei Dir gefunden. Du giebst, nichts verlangend, mich an mich selbst zurück, und gönnst mir nachsichtig ein offnes Bekenntniß. Wie zu tausend Malen das Blatt sich auch gewendet hat, Du bleibst Dir gleich. — Die Liebe schüttet das weinende Gewitter des Entzückens aus, und verweht sind die Blüthen —; Du bewahrst Jahr

aus Jahr ein den Frühling der Gefühle — — nur die Tinte ist ein wenig verblichen. Diese zumal ist blaß. Und mit lebhaften Farben möchte ich schreiben, in denen sich das holde Licht der Heimath bricht.

Als ich gestern in das Wohnzimmer meiner Eltern trat, athmete ich, obgleich es mir noch fremd war, in der heimischen Atmosphäre eine Fülle von Liebe und Leben, die mir das Herz schwellte. Wie wenn der Duft einer Blume in das Gedächtniß dringt, und seine Kammern öffnet voll von vergangenen Dingen, so drang dieser Hauch der Heimath, der sich nicht beschreiben, der sich nur empfinden läßt, in meine tiefste Seele. Alles wußte, Jedes kannte ich noch, das Geringste fiel mir ein. Welch ein eigenes Gefühl, hinweggezogen zu sein, und dann einmal wiederzukehren zu den Seinen, wo die alte Treue wohnt! Einstweilen ist mancher Tag und mancher Traum vergangen. Und wenn das Herz mir bräche, die Wurzel der ersten Eindrücke meiner Jugend wird nur von der Erde verschüttet, in der man mich einst begräbt. — Die Pforten der Erinnerung sprangen auf, ich sah umher. Jedes alte Bild blickte mich mit Freundesaugen an; die Möbeln wankten, da ich sie ins Auge faßte, als ob sie sich neigten, und ihr trocknes Holz schlug in einem Frühling aus, schöner als der blühende Mai draußen. Getröstet über Alles, was mir jemals Trauriges begeg-

nen könnte, schlief ich ein, nachdem ich mit meiner Mutter gesprochen. Diese traute Stimme, wie liebe ich sie! Inniger spricht die Natur nicht an; ihr Widerhall tönt in meiner Seele, so lange ich bin.

Als ich die ehrwürdige Gestalt meines Vaters umfaßte, da fühlte ich, daß ich eine Stütze an ihm hätte. Und das nicht allein; auch daß ich an Gott festhalten müßte, wenn es mir wohl gehen sollte auf Erden.

Der Geburtstag meines geliebten Vaters war heute, und es beglückte uns, daß er so heiter war, der Vater und auch der Tag seines Lebens. Wir frühstückten im Garten. Ich überreichte meines Mannes Brief und Angebinde, eine Prachtausgabe von Luthers Werken. Alfred sagte sein Verslein gut genug. Darauf langte er eine kleine Bohne hervor, die er den stolzen Heinrich nannte — wie das Kind dazu gekommen, weiß ich nicht — gab sie hin und sprach: „Ich muß dem Großvater doch auch was schenken."

Dieser kindische Einfall war von der glücklichsten Wirkung. Die kleine Helene, an der Hand meiner Mutter, brachte ein Kränzchen von Vergißmeinnicht, den ersten des Jahres, und die Mutter breitete mit ihren Armen einen weichen Schlafrock aus. „Möchte immer ein frohes, leichtes Herz darunter schlagen!" sagte sie mit zärtlichem Wunsch und Ton. Der Vater ließ das Geschenk fallen, um die Mutter in seine Arme

zu nehmen. „Du thuſt mir Gutes mit dieſem Feierkleide, Sophie!“ ſprach er gerührt. „Ach, und wie manche Härte habe ich Dir angethan — — —“ ein verſöhnender Engel ſchwebte um die Gruppe, worin mein Vater der guten Mutter das Unrecht ſeiner üblen Laune abbat. —

Wie feierlich, wie ſchön war dieſe Stunde! — Der blaue Himmel voll Lerchenſtimmen, der blaue Flieder, auch ein himmliſcher Athemzug, das helle Geläute der Glocken, der Morgenwind mit ſeinem lieblichen Geräuſch, der Gang mit Blüthen beſtreut, die roſigen Bouquets der Aepfelbäume, Alles war wie zu einem Feſt beſtellt. Wir gingen in die Kirche. Weiß mit Gold ſtaffirt iſt ſie höchſt einfach, aber geſchmackvoll. Das Altarbild — der ſelige Graf hatte dem Künſtler, von dem er es malen laſſen, die Idee ſelbſt angegeben, — zeigt die Parabel vom verlornen Sohne. Mir däucht, Niemand könne es ohne Rührung anſehen. Man ſieht, der Maler hat das göttliche Gleichniß tief empfunden. Er war es werth, ihm eine Geſtalt zu geben. Auch iſt er bald darauf geſtorben. Sein Genius hatte die irdiſche Schöpfung vollbracht und kehrte auch zum Vater zurück.

Als ich mich in das Anſchauen des Bildes verſenkte, ging etwas in mir vor, ein Gefühl der Reue war's, was mich anwandelte. Eine Sehnſucht, die

weit über das Leben hinausreicht, ergriff mich. Es war mir, als hätte meine Liebe sich verirrt, als wäre ich arm geworden. Da die Orgel erbrauſ'te, stürzte ein Strom von Thränen aus meinen Augen. Mit Scham dachte ich, wie lange ich keinem Gottesdienste beigewohnt hätte. Das herrliche Lied: „Ich war Dein Kind, mit Liebesarmen —“ Gott segne den frommen Niemeyer dafür! — wurde in der Wehmuth seiner alten Weise gesungen. Die Heimath des Christen — war meines Vaters Thema. Bei der Frage: Wer ist denn nicht verlassen — — in der Welt? war eine lautlose Stille in der Kirche, so daß man jeden einsamen Seufzer vernehmen konnte. Und als mein Vater hinzusetzte: „Wenn aber das arme, irrende Herz spricht: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, — hienieden finde ich nicht, was ich suchte, und habe verloren, was ich besaß; da wendete ich mich zu Gott, daß sein väterliches Angesicht mich erleuchten möge, und ein heller Strahl floß in meine Seele.

O mein Heinrich! gingen wir doch Hand in Hand diesen Weg! Wirst Du Dich losreißen können? Jede abweichende Richtung trennt einen Faden der Liebe. —

Die Athemzüge meines Kindes säuseln sanft zu mir herüber; es ist ein Band aus meinem Leben gewebt, ein unauflösliches! — Näher kann nichts sein, als

Mutter und Kind; aber innigst umschlingt es den Vater.

Gute Nacht, Heinrich! Gute Nacht; Du mein Liebstes in der Ferne! Träume von mir, Deiner Helene! Ewig Dein. In diesem Gedanken liegt eine unendliche Ruhe.

Den 13.

Ein lebhafter Traum hatte mich zeitig geweckt. Der Thau flimmerte noch. Das Fenster, welches in den Garten sieht, öffnete ich und sog die reine Frühluft mit vollen Zügen ein. Der frische Maitrank berauschte mir das Herz.

Der Vater ging im neuen Schlafrocke auf und nieder und summte eine Melodie, was immer ein Zeichen von guter Stimmung bei ihm ist. Wie der Wind war ich zu ihm hinab. Den Morgenkuß mußte ich ihm bringen, frischen, fröhlichen Herzens.

„Schon wach, Helene?“ rief er überrascht, „das freut mich. Du hast das Frühaufsein noch nicht verlernt!“

Nichts habe ich verlernt, mein Vater, was Du mich gelehrt hast, antwortete ich; der Vater lächelte, wie ungläubig.

„Gefällt es Dir denn hier, liebe Tochter?“ fragte er mich vergnügt.

Ach, unaussprechlich! versicherte ich. Diese Stille thut mir so wohl! Der Sonntagsfrieden gestern hat mich wahrhaft erquickt. Vater! glaube mir, ich bin nicht für das Gewühl der Menschen. —

Mein Vater sprach hierauf mit komischem Pathos:

„Wo Menschen sind, da sind auch Uebel,
mit ihrer Zahl wächst ihre Kümmerniß;
und ach! gleich anfangs waren — laut der Bibel —
schon ihrer Zwei zu viel fürs Paradies."

Ich fühlte, daß ich erröthet war. Mein Vater streichelte mir die heiße Wange. Nach einer Pause sagte er: „Also Du bist nicht gern in der lauten Welt, die man die große nennt? Du bist aber Frau! und diese spricht mit Freudigkeit: Wo Du bist, da bleibe ich auch. — Was dieser oder jener Aufenthalt giebt oder nimmt, ist nichts Wesentliches, Helene. Was könnte Dir die Hauptstadt entzogen haben?"

O viel! entgegnete ich mit Selbstvertheidigung, einen guten Theil meines Glückes. Zeit vor Allem. Mein Mann kann sich selten für mich abmüssigen. Die Gesellschaft, der Heinrich ein Recht an sich und mir einräumt, mischt ihre Unruhe auch in eine Stunde der Muße. Wir sind dann doch nicht beisammen, so wie sonst.

„Dem Weibe ist die Liebe Alles! —" erwiederte mein Vater, „der Mann hat daneben zu

thun. Du weißt, mein Kind, dies sagt ein Mann, der das Herz kennt, ein Dichter der Wahrheit."

Wehe mir! rief ich schmerzlich, wenn die Liebe zu Weib und Kind meinem Manne eine Nebensache wäre!

„Der Baron ist ein Geschäftsmann geworden," war meines Vaters Antwort, und der Ton, worin er sie gab, war ein wenig unwillig. „Dieser tändelt nicht den ganzen Tag über und bedarf am Abend einer Erholung. Weil er in der Ruhe des Besitzes nicht mehr nach jedem Blicke Deiner Augen hascht, und auch einmal aus dem Fenster sieht, das nimmst Du Dir zu Herzen? Darin besteht die Liebe nicht, daß er für Dich allein lebte. Wie, Helene, dies hättest Du im Ernst von einem Ehemann verlangen können? So selbstsüchtig und engherzig wäre meine Tochter in ihren Ansprüchen gewesen? Nimmer werde ich dies glauben!"

Dies darfst Du auch nicht! versicherte ich, indem ich beschämt die Hand meines Vaters küßte.

Gott weiß es! ich nahm seine Vorwürfe mit leichterem Herzen auf. Mir ward so tröstlich zu Muthe; ich wollte den Augenblick nicht vorüber lassen, ohne eine Zuversicht zu fassen, an der ich festhalten könnte. Mein guter Vater! sagte ich, Du darfst Deiner Tochter trauen! Wahrer Liebe wirst Du mich fähig halten, und auch daß ich die Wahrheit ehren kann, die ich stets

aus Deinem Munde vernommen. Täglich bitte ich Dir in Gedanken ab, daß ich Dir nicht immer glaubte. — Willst Du mir wohl eine Frage erlauben? Du bist erfahren — — Du weißt — giebt es gar keine Gewähr für die Liebe eines Mannes? — Ich sah meinen Vater dabei an, wie den Arzt, von dem man Versicherung des Lebens erwartet.

„Helene!“ sprach mein Vater aufmerksam, „diese Frage beweist mir, welch eine leidenschaftliche Furcht Dich ängstet. Nein, meine Tochter! hier hast Du meine Antwort. Gefühle lassen sich nicht zwingen. Auch das stärkste Band der Zuneigung hält nicht aus und kann aufgerieben werden. Hoch hinauf retten muß das Liebste, an den Himmel befestigen, wer es sichern will. Vertraue Dir selbst. Treue ist das Höchste! Das ist der Libanon, auf dem die Cedern Gottes wachsen, die keine menschliche Hand zu stürzen vermag. Sei Deines Mannes Freundinn! Ein alter Spruch lautet: Jeder dünket sich das Edelste erlangt zu haben, fand er Freundes Schatten nur! — Sieh! wenn der Sonnenschein der Liebe Dir nur den Schatten eines Freundes wirft, dann thu Deine Furcht beiseit!“

Ich warf mich beruhiget an meines Vaters Brust. „Dort kommt die Mutter,“ sagte er, „von ihr kannst Du die Freundschaft der Ehe lernen.“

Das Gespräch war abgebrochen. Wir machten ein paar kleine Besuche. Dann schrieb ich einen langen Brief an meinen geliebten Mann. Mir war in innerster Seele wohl.

Den 14.

Diesen Morgen, als ich mit meiner Mutter allein war, fragte sie mich, wie wenn es ihr eben erst einfiele: „Habe ich Dir denn schon gesagt, Helene, daß der Vater jüngst ein Schreiben von Eckardy erhalten hat?“

Eckardy! der Name eines Freundes, den man so werth hielt und hält, schlägt doch wie eine Schutzversicherung an das Herz. Wie könnte man auch Den gleichgültig nennen hören, den man einmal Freund genannt! Mein Herz gerieth in freudige Bewegung. Nicht das Mindeste hast Du mir von ihm gesagt, liebe Mutter, antwortete ich ihr, kein Wörtchen. Und was war, wenn ich ihn wissen darf, der Inhalt seines Briefes?

„Ein großes Zutrauen, eine Bitte,“ erwiederte die Mutter. „Er schrieb so herzlich! Die gute Meinung war in keiner Silbe zu verkennen. Du mußt wissen, daß Eckardy den Wunsch äußerte, wir möchten seine Schwester Käthchen (aus der zweiten Ehe des Vaters) zu uns nehmen. Hier sollte sie confirmirt werden und

eine Zeitlang den Unterricht des Vaters genießen. Er halte — wie schön drückte er sich darüber aus! — die religiöse Bildung unseres Geschlechts für den Grundstein, auf den bei der Schwäche der Weiblichkeit allein das Glück eines Mannes gebaut werden könne. Der Vater, nicht nur ein Geistlicher, sondern auch ein Mann von Geist, werde dem armen versäumten Käthchen die möglichste Sorgfalt widmen. In bessere Hände wisse er die Schwester nicht zu geben, deren Wohl ihm so am Herzen liege."

Wie rührte mich dieser zarte Beweis von Achtung! Ich empfand, daß ich erröthet war. Nun — und der Vater? fragte ich.

„Hat den Antrag abgelehnt," sprach die Mutter zögernd aber ruhig, und mir däuchte, sie verschwiege etwas dabei. Und als ich sie forschend anblickte, setzte sie hinzu: „Aus guten Gründen, Helene! Eckardy selbst nennt die Kleine *versäumt*, der Vater wäre ins Bodenlose gekommen, und welch ein Anbau wäre in ein paar flüchtigen Jahren zu erwarten gewesen? Dazu hat der Vater nicht die Geduld, auch fehlt es ihm an Ruhe; an *Ruhe* in jedem Sinne. Seine Zeit ist hingenommen, und wer ein fremdes Kind in sein Haus aufnimmt, befaßt sich mit einer nie zu übersehenden Verantwortlichkeit. Der Apfel fällt nicht

weit vom Stamme — ein kleiner Leichtsinn mag das Käthchen wohl sein."

Aber eine Sorge vom Herzen eines Freundes genommen — — entgegnete ich.

„Das fragt sich noch, mein Kind," sagte die Mutter. „Der Vater meint, wenn es uns gelänge, das Mädchen für unsern stillen Sinn und den Gottesdienst einer frommen Häuslichkeit zu gewinnen, so würde dies für die künftigen Verhältnisse des jungen Fräuleins nicht passen."

Wie wenn der Vater dies aus eigenster Erfahrung wüßte! versetzte ich betroffen. Das wird Eckardy nun auf mich beziehen und mich für unglücklich halten.

„Eckardy hält viel von Dir," sagte die Mutter mit Zurückhaltung.

Wenn ich doch sein Schwesterchen *mir* aneignen dürfte! rief ich rasch. Ich würde mir die größte Mühe geben, ihr Gemüth in Pflege zu nehmen; ich würde mein Möglichstes thun. Und an ihren Früchten würde Eckardy meine Freundschaft erkennen, und auch weß Geistes Kind ich bin.

„Nein!" war die entschiedene Antwort meiner Mutter, „dagegen muß ich mich erklären. Das würde Dir den Bruder zu nahe verbinden, das darf nicht sein. Du bist zu jung für ein Verhältniß dieser Art, und hast mit Dir zu thun." Ich merkte wohl, die

Mutter sagte nicht Alles, was sie dachte; aber ich fühlte, sie habe Recht.

Welch ein Bruder ist Eckardy, welch ein bewunderungswürdiger Sohn! hob ich nach einer Pause wieder an, aber vielleicht würde er ein strenger Ehemann geworden sein? —

Die Mutter erwiederte: „Glaube das nicht, Helene! Männer, denen die Kraft der Selbstbeherrschung nachzurühmen ist, sind in der Regel sehr nachsichtig gegen ihre Frauen. Gut ist's jedoch, daß Eckardy nicht geheirathet hat. Er lebt nur für das Recht, nicht für das Glück. Wie er das Unrecht seines Vaters vergütet, das wird ihm Gott lohnen."

Edler Eckardy! Dein redliches Herz mag Dir wohl geblutet haben. — — Wer aber das Böse so überwindet, der geht mit himmlischen Waffen aus dem Kampfe des Lebens. Wenn ich Eckardy's Gattinn geworden wäre — mein Vertrauen würde unerschütterlich sein. Ist denn Achtung tiefer noch als Liebe? Wahrlich! Heinrich verdient, daß ich ihm von ganzer Seele traue; besser aber wäre es für mich, wenn ich ihn ruhiger liebte. Ob dies an ihm liegt, oder an mir? —

Wenn ich über den Unterschied der beiden Männer nachdenke, so scheint es mir, Eckardy hätte mehr Charakter; Heinrich mehr männlichen Stolz als Festigkeit.

Der Ehre eines Mannes vergiebt er nichts; das ist auch ein Stützpunct für sein schwaches Weib.

Die Unterredung mit meiner Mutter gab mir den ganzen Tag hindurch viel zu denken. Die Idee, an dem Käthchen zu beweisen, wie hoch ich Eckardy schätze, hatte mich angeregt. Vielleicht wollte ich — mir selbst unbewußt — der Gräfinn den Rang ablaufen. O! warum ist doch das Gold echten Wohlwollens nicht ohne einen unedlen Zusatz?

Du arme, trauernde Leonide! Ich will Dir den Vorzug nicht streitig machen, den Liebling unseres gemeinsamen Freundes an Deinem Busen voll bittern Schmerz zu hegen! —

Alfred scheint hier sehr glücklich. Ein Kindergärtchen ist schnell eingerichtet worden für ihn und die kleine Helene. Es sieht englisch aus, wenn die beiden Kinder dicht an einander geschmiegt in einer Laube sitzen, die von niedern Zweigen zusammengebogen ist. Welch ein enger Raum genügt der Unschuld und der Liebe!

Mein guter Vater hat mich über Alfred beruhigt. Er sagte: „Es ist weltbekannt, daß Prinz Eugen, der edle Ritter, ein äußerst schwächliches Kind war. Vom Lesen einer Kriegsgeschichte entflammt, raffte der Knabe sich empor über seine zarte Natur und ward der Held von Europa. Der Geist ist's, der stark macht,

Helene, und der Keim der Seelengröße bedarf nicht immer einen üppigen Boden. Du mißt mit weiblichem Blicke, was Deinem Kinde zum Wohle gereicht, und so hältst Du einen hohen, kräftigen Wuchs, der einem Manne so schön ansteht, der Männlichkeit für angemessen. Gott aber giebt den Geist nicht nach dem Maß — —"

O Vater, unterbrach ich ihn, wenn mein Sohn nur gut und brav wird — wenn auch nicht groß. Ich stelle es Gott anheim.

Den 15.

Die Stelle meines Vaters hier unterscheidet sich wenig von der eines Landpredigers. Er ist der Patriarch des Oertchens, das gute Gewissen der Gemeinde. Sein Ausspruch ist Gottes Stimme. Gewiß, mein guter Vater wird in Liebstadt gewürdigt, wie er es verdient, und ist hier an seinem rechten Platze.

Der Ton einer kleinen Stadt kommt mir wie die Weidenflöte eines Kindes vor, welche eine unbestimmte Rührung weckt. Der Gruß, ohne den Niemand an dem Andern vorübergeht, sogar das grüßende Wörtlein der Kinder, oft ein Stammeln nur, wobei die kleine dargereichte Hand mitredet — hat etwas so Trauliches und Treumüthiges! — Diese niedern Häuser,

mit beschatteten Sitzen und grünen Weingeländern ländlich durchflochten, diese einfachen Zustände verknüpfen mehr mit der Natur als mit der Welt. Es ist ein Bild beschränkter Wünsche, in denen sich Jeder, wenn nicht glücklich, doch zufrieden fühlt.

Eine Bürgersfrau, die junge Mutter mehrer Kinder, liegt tödtlichkrank danieder. Es ist rührend, welch einen regen Antheil das ganze Städtlein an dieser Gefahr nimmt. Als sähe man den Todesengel schweben, so sieht Jedes die geschlossene Hausthür an. So oft der Arzt heraustritt, begleiten ihn die Nachbarn mit bangen Blicken und ängstlichen Fragen. Flüsternd stehen sie zusammen.

Heute wurde der Vater hinüber gerufen. Ich hatte der Mutter aus dem Denkmal der Charlotte Stieglitz vorgelesen —; es lag noch da, als er zurück kam.

Mit bedenklichem Ernst schritt der Vater schweigend auf und nieder, und als wir uns erkundigten, wie es um die Kranke stehe, antwortete er zu unserer Betrübniß:

„Sie stirbt! und wird bald ausgestanden haben. Diese silberweiße Stirn läßt die letzten Züge deutlich lesen. Und die Abneigung, ihre Kinder um sich zu sehen, die sie so mütterlich geliebt, beweist mehr als Alles, daß die Natur ihr stärkstes Band bereits gelöst habe.“

„Du lieber Gott!“ erwiederte meine Mutter ſchmerzlich, „iſt dies denn möglich? — Es muß aber doch möglich ſein, ſonſt ſagte die Schrift nicht ausdrücklich: Und wenn eine Mutter ihres Kindleins vergäße — — wobei ich allemal an unſere Simonis denken muß, wie leid es mir auch thut.“

Dieſe Worte, dieſe unglücklichen Worte, ſchlugen wie der Blitz ein, und mein Vater, der nicht leichter in Hitze geräth, als wenn er ſich bewegt fühlt, ſtand in vollen Flammen.

„Frau!“ rief er heftig, „ein härteres Urtheil hat Dein Mund kaum noch geſprochen! Möchteſt Du einen Stein werfen auf jene Sterbende, welche ihre gebrochenen Augen vor dem Anblick ihrer Kinder verſchließt? Und doch haſt Du jetzt einen Stein geworfen auf ein Grab, daran wir uns nur mit Pietät erinnern. Jener Fall war ſchlimmer als der Tod, der jede Pflicht aufhebt, es war eine Vernichtung des Herzens! — Längſt habe ich gemerkt, wie es unſerer verſtorbenen Freundinn bei Dir Schaden gethan, daß ſie verſtörten Gemüths ſich lebendig begraben wollte; daß ſie ihr Kind in treuen Händen ließ, was ſie doch nun einmal laſſen mußte. O Weiber, Weiber! die Natur mag es verantworten, warum Ihr gegen Euer eigenes Geſchlecht nicht anders als intolerant ſein könnt! —“

„Ich denke nur,“ entgegnete meine Mutter, und ihre

Stimme verrieth, daß sie gekränkt sei, „das Herz einer Mutter besteht eben darin, daß sie treu erfunden werde!“

Das Donnergewölk von meines Vaters Zorn war schon verflogen. Er bedauerte es gewiß, in der auflodernden Minute, die nun vorüber war, vergessen zu haben, welcher Milde in ihrem Urtheile die Mutter sich sonst befleißiget. Aber es betraf die Asche einer theuern Entschlafenen — durchaus verkühlt konnte er nicht antworten. Und so sagte er: „Ist denn dieser treue, beständige Sinn an etwas Sichtbarem zu erkennen? Ich frage Dich ganz kalt, Frau! an feiner, äußerlicher Zucht etwa? Schwerlich! — Tausendmaltausend Mütter, welche ein Nest voll Kinder zur Welt bringen und groß ziehen, haben bei aller Last und Plage kein anderes Verdienst, als das Muß des natürlichen Instincts; kein geläutertes, vergeistigtes Gefühl veredelt ihre Bestimmung. Manche Einsame hingegen, Gott möge der Freund Aller sein! pflegt in heiliger Stille mit allen Kräften ihres Herzens Gedanken der Liebe; und diese, Sophie! sind Kinder göttlichen Geistes, und allein Erben des Himmelreichs. Gott aber ist treu, der uns berufen hat! — Sieh! hier liegt das Denkmal der Charlotte Stieglitz. Eine Frau würde es nicht aufgerichtet haben. Die sitzen sämmtlich zu Gericht. Es giebt aber Versündigungen, deren nur die edelsten

Seelen fähig sind. Das arme Opfer dauert mich; doch der, dem dies warme Herzblut geflossen ist, noch mehr. Seine Schuld will ich nicht wissen, — ob aber jener unglückselige Gemüthszustand, der in den Augen der Welt als Anlaß dieser grausen That betrachtet wird, nicht vielmehr eine Ahnung davon war, dies steht auf keinem Blatt dieser tragischen Geschichte zu lesen. Wir irrende Menschen verwechseln nur zu oft Ursache und Wirkung. Denn Vorgefühle giebt's! So wie Dein Schwiegervater, Helene, mir offen gestanden, daß er schon in frühester Jugend an der Hand seiner einzigen Freundinn auf Erden die Ketten der Sclaverei gefühlt habe, womit der Beschluß des Schicksals ihn zur Strafe belastete."

Die Mutter blieb den ganzen Abend über still. Als der Vater hinausgegangen war, sagte sie, gelassen wie immer: „Die Pflicht eines Weibes ist nicht künstlich, sondern sehr einfach, Helene! Sophistereien liebe ich nicht, und lasse mich auf meine alten Tage nicht in Verwirrung bringen."

Wirklich läßt meine Mutter sich nicht leicht überzeugen. Sie hängt fest an einer vorgefaßten Meinung, und ist mir zuverlässig, wie die Wahrheit selbst. Dennoch stimmte ich diesmal dem Vater schweigend bei Glückliche sind's, unseres Geschlechts, denen eine schlichte Aufgabe geworden ist, und das Glück macht meist

immer intolerant. Wer löst den Knoten der Verhältnisse, darin so manches Herz zerrissen wird — so manches!

Gute Nacht, Heinrich! gute Nacht, Du mein liebster Freund und mein bestes Glück! wenn Du es bist und bleibst. In Dir, dem Mittelpunct meines Daseins, verknüpfen sich all meine Gedanken, meine Gefühle mit unauflöslicher Innigkeit. Und doch bin ich mit den feinsten Wurzelfasern der Empfindung in das Leben und Meinen der liebevollsten Eltern verwachsen. In Liebe vereiniget mein Herz Vater und Mutter, Gemahl und Kind! Ich kann diesen Strahl, der mir die Seele erwärmt, nicht vereinzeln. Wehe mir, wenn ich es müßte! — Auch meine Eltern, die so einig sind, haben verschiedene Ansichten; sollte ich Dir zürnen, mein Heinrich, wenn Dir auf Deinem Standpunct Vieles anders erscheint, als mir? Die Höhen der Welt sind nicht mein Wunsch und Sinn; gern wohnte ich im Thal, wo man aufrichtig sein darf. —

Den 16.

Gestern hätte ich nicht gedacht, wie vergnügt ich diesen Tag beschließen würde, der voller Aufregungen war, und so traurig anfing. Die junge Bürgersfrau war in der verwichenen Nacht gestorben. Diese

Nachricht war die erste. Dann erhielt ich einige Zeilen von meinem Manne, denen bald ein Mehres folgen soll. Wie glücklich machte mich das Versprechen eines längeren Briefes! Heinrich ist gesund! Dieser beruhigende Gedanke verwischte alles Trübe aus meiner Seele. Der Himmel, unter dem mit klagendem Geläute die Glocken klangen, lächelte blau und heiter. Wie selbstsüchtig man doch ist!

Wir Alle (unter diesem Plural verstehe ich nebst unserm Hause die ganze kleine theilnehmende Liebstadt) sollten heute einer Zerstreuung theilhaft werden. Uebermorgen kommt Einquartierung ins Städtchen; eine Abtheilung Truppen, welche zu einem Frühlings-Manöver ziehen, in die Gegend von W....., woselbst auf dem berühmten Schlachtfelde eine Fahnenweihe Statt finden soll.

Der kleinbürgerlichen Neugier allhier mochten sie wohl grandios erscheinen, die Fourierschützen, als sie mit klingendem Spiel durch die ruhigen Straßen gingen. Jedermann blickte verwunderungsvoll, die Kinder rannten ihnen in den Weg, Niemand arbeitete. Nur das Haus, worin der Tod die Hände der Hausfrau geschlossen, blieb still und verschont. Mein Vater bat sich freiwillig den Feldprediger aus; die Stabsofficiere sind Gäste des Schlosses von Wartenstein.

In derselben Stunde bläst eine Extrapost uns einen

unvermutheten Besuch zu, Fräulein von Trotha, eine alte Bekannte meines Vaters, die sich bei uns melden ließ, zu seiner überraschenden Freude. Doch schien es, als wolle er seinen Augen nicht trauen, da eine kleine, behende Figur, in Cubikform, das Gesicht unter einen tiefen Hut versteckt, hurtig wie ein Kreisel auf ihn zukam, als er an der Hausthür ihrer harrend stand.

„Ist's möglich, Fräulein Jeannette?" rief mein Vater, halb im Zweifel, ob er recht sähe. Die Dame reichte ihm die Hand und sprach: „Ja, mein lieber Propst. Das nenne ich mir aber geistliche Freundschaft, daß Sie meinen Taufnamen noch nicht vergessen haben! Nichts könnte ich lieber hören. Ein hübsches Stückchen Jugend, was weit, ach weit! hinter uns liegt, steht jetzt in meiner veränderten Gestalt vor Ihnen. Aber nicht wahr? Wir denken uns den alten Staubmantel hinweg und erkennen uns fröhlichen Geistes wie sonst?" Und im Nu hatte sie den Reisehabit abgeworfen, und stand über der Schwelle des Zimmers, ein wenig verschoben zwar, aber gleichsam trotzend auf das gerade Recht, von guten Seiten gekannt zu sein.

Mein Vater stellte dem Fräulein die Seinen vor. Es war so etwas Leichtes, Liebenswürdiges in der Art, wie diese kleine Trotha sich und uns über jede Form weghob, als wäre sie von jeher mitten unter uns

geweſen. Jedes Wort gefiel mir, was ſie ſprach; obgleich kaum ein Mund eingefallner ſein kann, als der ihrige.

„Geſtehen Sie es nur,“ ſagte ſie zu meinem Vater, „Sie wußten keine Silbe mehr von meinem Daſein, ſo wenig als ich ihren Wohnort. Als ich im Gaſthofe drüben, der voller Tumult iſt, den einen der Fouriere fragen hörte: Wie heißt der Geiſtliche, der den Feldprediger nimmt? und der Kellner Ihren Namen nannte, wie war mir! Mein Gedächtniß ſprang auf, und die Herzkammer dazu, vor dem guten Klange Ihres Namens. — Wen nennen Sie da? fragte ich mit Haſt. Der junge Menſch wiederholte erſchrocken Ihren vollen Titel. Der Propſt van Aelſt wohnt hier, hier am Ort? fragte ich nochmals. Ew. Gnaden unterthänigſt aufzuwarten, antwortete dieſer höflichſte aller Kellner. Unter den Linden, das neue Gebäude, das ſind das Pfarrhaus, dort haben Se. Hochwürden die Güte zu wohnen. Lachend rief ich meinen Bedienten, daß er mich bei Ihnen anmelde.“

Das Fräulein nahm die Einladung meiner Eltern an, über Mittag bei uns zu bleiben. Die Poſtpferde wurden abbeſtellt; erſt gegen Abend würde die Reiſe fortgeſetzt werden.

Der Vater führte ſeine alte Freundinn in den Garten; die Mutter traf einige Anordnungen für den Tiſch, der uns wieder vereinte.

Fräulein Trotha sprach mit geläufiger Zunge, aß aber desto weniger. Als sie unter andern ein gutes Gericht ablehnte, fragte meine Mutter, die nach alter gastfreundlicher Sitte das Zulangen für ein Lob, und das Zureden für die Pflicht der Wirthinn hält: „Warum genießen Sie denn nichts?“

„Weil ich keinen Zahn mehr habe,“ erwiederte das Fräulein sonder Scheu.

„Man ist jedoch in der wohlthätigen Kunst, diesen Mangel zu ersetzen, jetzt sehr vorgeschritten,“ erlaubte ich mir zu bemerken.

„O ja, zum Erstaunen!“ erwiederte das Fräulein mit Ironie. „Wenn ich Ihnen erzählen sollte, wie es mir ergangen ist, als auch ich mich dieser aufgedrungenen Wohlthat zu versichern glaubte —“

Wir drangen darauf.

Nein, ich kann es mir nicht versagen, diese drollige Geschichte wörtlich nachzuschreiben, so gut der Lachreiz mich dazu kommen ließ, sie im Sinne zu behalten. Doch die Komik der Gesichtszüge, die läßt sich nicht schildern. Die kleinen, muntern Augen vom beredtesten Ausdruck ergänzten durch sprechende Blicke jede Lücke im Vortrage, wozu das Fräulein sich genöthiget fand. Die Erzählerinn hub an: „Ich war so brouillirt mit meinen Zähnen, wie jener Pastor, der nur in Zischlauten redete, so daß seine Gemeinde sich bewogen

fand, eine Sammlung zu veranſtalten zu einem Gebiß, auf daß man ihn beſſer verſtehe, was der würdige Mann beinahe übel genommen hätte. — Eines Tages tritt unangemeldet eine Frau bei mir ein, die ſich ruhmredig als weiblichen Zahnarzt ankündigt. Vergebens erwehre ich mich ihrer aus allen Kräften. Endlich ſagte ich, auf das Aeußerſte gebracht: Madame! Bemühen Sie Sich nicht länger! Sie ſehen, mein Wuchs iſt eben keine junge Tanne, mein Haar (ich nahm das Häubchen ab) iſt grau und ſpärlich, und dieſer Seitenkropf von brüchigen Adern (hier lüftete ich das Halstuch) hat mir den Kopf doch nicht ſo verdreht, daß ich nicht einſähe, wie zwecklos jeder Verſuch mich zu verſchönern iſt. Wo die Natur Alles verneint, da muß eine Künſtlerinn Ihres Gewerbes nicht anklopfen. Es wäre wahrhaftig Schade, wenn Sie nur einen Finger anſetzten.“

„Doch mit einer Suade, die ihres Gleichen nicht hat, drang dieſe Unabweisliche immer ſtärker auf mich ein, und nach langem Widerſtande ergab ich mich in ihre Hände. Bei der Operation, die ich mit aufgeſperrtem Munde aushalten mußte, bekam ich Glavenkrampf. Ach! und es war bis dahin mein Wunſch wie mein Stolz geweſen, von keiner Art Krampf etwas zu wiſſen, um mich wenigſtens auf dieſe Art vortheilhaft auszuzeichnen. —“

„Die gute Dame verleugnete in ihrer männlichen Kunstfertigkeit dennoch ihre Weiblichkeit nicht, indem sie sich Glanzzwirn ausbat, um die Zähne zu befestigen; vermuthlich sollte das Gebind nicht gegen die Glasur abstechen.“

Hier lachte meine Mutter so herzlich, daß sie den Wein verschüttete, den sie einschenken wollte, und das helle Wasser ihr aus den Augen floß. Mein Vater hielt sich die Seite, und als das Fräulein inne hielt, um die Erschütterung des Zwerchfells abzuwarten, sagte er: „Nun? gehalten wird der Glanzzwirn nicht haben? Lassen Sie uns doch das Ende erfahren! wir nehmen Theil.“

„Den Abend war Ressource,“ fuhr die Trotha fort, „und ich kam nicht aus dem Lächeln, meinen neuen Schmuck zu zeigen. Doch jetzt gab es einen Knicks im Munde, ich fühlte, daß ich bleich wurde vor Schrecken, denn ich fürchtete, der Glanzzwirn wäre geplatzt. Mir däucht, wer es auf den Schein absieht, kann nicht einen Augenblick unbefangen sein. —“

„In der Nacht konnte ich vor brennendem Schmerz kein Auge zuthun, und am Morgen erschrak ich vor der Unform meines verschwollenen Gesichts. Es war nicht zum Aushalten; ich riß die Zähne heraus, dann gereuete es mich wieder. So erschien ich bald mit, bald ohne Zähne in Gesellschaft, bis ich zuletzt —

Gott sei ewig Dank dafür! das Herz hatte, sie aus dem Fenster zu werfen. Was ist es doch für ein köstlich Ding, um den Muth, häßlich zu sein! — Wäre ich der Feder mächtig, ich schriebe ein Buch darüber. Diesen Sieg über die Erbfeindinn unseres Geschlechts, die liebe Eitelkeit, könnte Jede haben, und die Männer hätten Ruhe. —"

„Gewiß," fiel hier mein Vater ein, „wer anspruchslos ist, athmet frei und leicht; aber den untrüglichsten Spiegel, den Hinblick auf das Alter, vermeiden die Schönen mit zitternder Furcht."

Da schlägt die Uhr; ich will zählen ..... ist's möglich, schon zwölf? Ich bin so hübsch im Zuge, und kann nicht aufhören, weil ich noch Vieles zu vermerken habe, was ich nicht gern vergessen möchte. So will ich die erste Stunde am

17.

für den nächsten Abend rechnen.

„Die Coquetterie des Gefühls ist mir nun vollends die widrigste von allen," entgegnete das Fräulein auf jene Aeußerung.

„Wie viel Redlichkeit muß der Charakter einbüßen, ehe es zu dieser Falschheit der Empfindung gebracht wird. Das Wort Gemüth, welches zu meinem Aerger so gang und gäbe ist, erinnert mich stets daran, daß

die Leere schallt. Das wahre Gemüth wohnt viel zu tief und heilig, um unter den Pöbel von bösem Leumund und dergleichen — auf die Lippen zu treten."

„Mir aus der Seele gesprochen, liebe Freundinn!" fiel hier mein Vater ein, „diese Schminke des Herzens täuscht unzählige Männer, und ist die verderblichste Unwahrheit."

„Ein lustiges Weibchen, kindlich und ehrlich," fuhr das Fräulein fort, ohne sich stören zu lassen, „gesunder Hausverstand und ein wenig Mutterwitz, welch ein Glück für die Ehe! — Liebe und Lachen sind zwar selten beisammen, wie man sagt, aber jüngst las ich: Man kann auch lieben ohne Thränen — und ich gab Dem, der es geschrieben, in Gedanken einen Kuß dafür."

„Nach meiner Meinung," war meines Vaters Antwort, „verbreitet unsere Lectüre jenen tristen Geist. Der echte Humor wird immer seltner, und, vergeben Sie, Verehrteste! die Damen verstehen sich auch nicht darauf. Diese feinste Blüthe der Bildung steht bei ihnen in üblem Geruch."

„Und wie erquickend ist nicht ein witziger Einfall!" erwiederte Fräulein Trotha; „man labt sich lange daran. Heiterkeit erhält ein frisches Herz, und gewinnt immer und Alles. Das ist der Frühlingshimmel, der sich auch über die höheren Jahre hinzieht. Wenn es Blumen

giebt, die unverwelklich blühen, so wären sie nur unter dieser Sonne zu finden. — Aber das sehen die Wenigsten unseres Geschlechts ein. Sie ziehen ein weinerliches Gewölk vor, das den freien Athemzug des Lebens benimmt, und auf seine freundlichsten Stellen nichts als Thränentropfen fallen läßt. Wie manche junge Saat in Hoffnung, wie mancher Ernte künftiger Genuß — Sie hören, mein alter Freund, ich bin nicht ganz unwissend in der Ausdrucksweise der Poesie — ist solcher Art sogar verhagelt worden."

„Von jeher," entgegnete mein Vater, „haben die Frauen sich in einer gewissen Sentimentalität gefallen, worin sie ihr Licht leuchten lassen; nichts Anderes ist dies, als ein dunkles Kleid, das die Blondine am liebsten trägt. Dieser vorherrschende Geschmack zeigt sich nirgends auffallender, als in den Stammbüchern der früheren Zeit."

„Dem ewigen Gott sei es gedankt, sie sind nicht mehr Mode!" fiel hier das Fräulein ein; „an welche Plage erinnern Sie mich, mein Propst? Der Himmel verhüte es, daß die Stammbücher nicht a la Roccoco wieder aufkommen! — Sonst schrieb ich in jedes, das man mir vorlegte: Hier kann der Mensch nie frei von Pein, nie frei von eigener Schwachheit sein, — und als ich diese traurige Wahrheit etwa ein Dutzendmal wiederholt hatte, verschonte man

mich, und sagte hinter meinem Rücken, die Trotha weiß nichts als ihren Gellert. Meinen Gellert! den verleugne ich auch nicht. Seine Fabeln, die ein Kind nicht anders als mit Freude lesen kann, sind dennoch eine Geißel, aber wie von Rosen, für die Schwächen der Schönen, und dieser Schwung der anmuthigsten Satire läßt nur eine unschuldige Schamröthe nach. — Jetzt ist es keine Kleinigkeit, Geschriebenes zu lesen, und daher auch die allgemeine Klage, nicht verstanden zu werden."

„Das ist eine Krankheit der Zeit," versetzte mein Vater, „der Weltschmerz, den unsere Dichter athmen —"

„Gedichte!" unterbrach ihn die kleine, lebendige Trotha, „ja, ja! dieser modernen Sündfluth kann ein vernünftiger Mensch nur mit Gefahr des Lebens entrinnen. Lassen Sie Sich einen Spaß erzählen! — An meinem letzten Geburtstage bringt meine Jungfer mir ein Bouquet und sagt: Da ich weiß, daß Ew. Gnaden einen Abscheu haben vor Kränzen und Versen — so — ich wollte mir zwar die Freiheit nehmen — Gut, daß du es ließest Christel, ich danke Dir, antwortete ich. Einst aber, erwiederte sie, und ich sah es ihr an, wie reichlich sie sich zu entschädigen gedachte, werden gnädiges Fräulein es doch geschehen lassen müssen, daß man Ihrem Sarge einen Kranz aufsetzt, und ein Trauercarmen macht. — Daran zweifle ich! sagte

ich bestimmt. Wer meinen Tod besingt, und meinen Sarg bekränzt, dem erscheine ich! — Das Mädchen ward leichenblaß. Mein Leben wollte ich verwetten, daß man mich in Ruhe läßt, wenn ich gestorben bin."

Als die Freundinn meines Vaters fort war, fragte ich die Mutter, wie das Fräulein ihr gefallen hätte? „Sie ist mir äußerst angenehm gewesen," antwortete meine Mutter. „Und wäre ich ein Mann, ich würde sie mir zum Freunde wählen, wenn auch nicht zur Frau."

Das ist wahr! Die beste Laune findet man bei den Häßlichen. Wer sich glücklich fühlt, ist still vergnügt. Mir hat das Fräulein mit ihrem hellen Verstande ein Licht aufgesteckt, und meines Mannes Vorwurf, daß ich zu wenig heiter bin, leuchtet mir nunmehr ein. Den Muth dazu will ich mir erringen. — Und wenn Heinrich seinen Blick auf andere Dinge wendet und meine Gestalt übersieht, dann soll mein Herz ihm klar werden, klar! Ein liebevoller Himmel der reinsten Treue und Ruhe! Gott, gieb mir Kraft dazu!

Den 18.

Ein unruhiger Tag der heutige, doch nicht ohne Genuß. Wie erquickend war der Frühlingsregen gegen Abend! „Wir können nicht dankbar genug dafür sein,"

sagte der Vater. „Der Staub ist gelöscht,“ und die Wanderer, welche unser Städtchen gastfrei aufgenommen, dürfen ihn nun nicht von ihren Füßen schütteln, und können morgen frisch und fröhlich ihre Straße ziehen.“

Balsam war dieser Regen für die ganze Natur. Der Garten duftet labend, vom Feld herüber wehen die Lüfte tausend Lieblichkeiten, der kleinste Blumenkelch ist voll himmlischer Stärkung. Der trübe Himmel ist völlig aufgeklärt; einzeln sinken schwere Tropfen, wenn der Wind durch die feuchten Linden rauscht.

An der kleinen Bürgerwache singen die Soldaten: „So viel Sternlein als da gehen—“ in leisem Verhallen tönt der Gesang bis hieher zu mir. Warum bewegt dies einfache Lied mich so, daß ich weinen möchte? O still, mein Herz! Wir wollen fein still den Tag beschließen, der von besonderem Inhalt war.

Schon in aller Frühe war mein guter Vater munter. Der seinige ist Feldprediger gewesen, weshalb sich ein persönliches Interesse für dies Verhältniß seines Standes in ihm erhalten hat. Auch liebt mein Vater das Militär und läßt nichts auf diese Schutzmauer des Vaterlandes kommen, wie er sagt. Ich mußte einen Gang um den Markt mit ihm machen. Alles lauschte gespannt auf den ersten Trommelschlag draußen. An der Apotheke standen einige angesehene Hausbesitzer, mein Vater trat zu ihnen. Sie redeten von den An-

stalten, welche sie für das Vergnügen des Tages zu treffen gedächten.

„Ich habe für ein kleines Gastmahl gesorgt," sagte der eine, „was ich doch einmal zu geben Willens war." Der andere sprach: „Ich denke, eine trauliche Partie Whist wird ein müder Officier nicht ausschlagen." Und der dritte, ein Musikfreund, hatte es nicht minder gut im Sinne. „Unser Quartett brächte ich mit leichter Mühe zusammen," sagte er, ungewiß, ob es zu Dank angebracht sein werde. Auch dieser bescheidene Wirth fühlte, daß die Gabe der Tonkunst vor Allem einen empfänglichen Sinn erfordere.

Mein Vater sagte nichts dazu, aber er freute sich auf die Unterhaltung eines wissenschaftlich gebildeten Mannes, die ihm hier selten zu Theil wird.

Ich mußte lächeln; allein diese gastfreundliche Gesinnung rührte mich dennoch. Keinem war der Gast eine lästige Bürde.

Bei dem ersten Schall der Hörner von weitem, entstand ein frohes Gedränge in den engen Straßen. Die Kinder jauchzten laut, jeder Bürger stellte sich in Positur, die Einquartierung zu empfangen, Gesellen und Lehrlinge feierten. Mit grünen Zweigen auf den Tschackos rückte das Militär ein, wie in die Heimath, wo es erwartet würde.

Unser Feldprediger ließ ziemlich lange auf sich warten.

Endlich kam er. Ein junger Mann mit gebräuntem Angesicht und brennenden Augen. Vor der Mutter und meiner Wenigkeit entschuldigte er sein staubiges Aussehen, dessenungeachtet mein Vater ihm herzlich seine Arme öffnete, und die Mutter ein kühles Zimmer, worin kein Stäubchen zu sehen war.

Ich entfernte mich vorerst, denn Alfred war mir abhanden gekommen. Im Garten fand ich ihn, wo er mit einer kleinen Trommel, welche die Großmutter, die ihm nichts abschlagen kann, augenblicklich hatte kaufen müssen, auf und ab marschirte; hinter ihm drein die kleine Helene, der des Vaters Stock zum Gewehr diente und in den zarten, vollen Aermchen schwankte.

„Da hast Du Deinen Prinz Eugen," rief mir mein Vater von der Gartenthür zu, „der wird einmal nach Herzenslust commandiren —"

O, wenn mein Mann dies Exercitium gesehen hätte! Wie würde er sich gefreut haben! — Heinrich traut seinem Kinde kein Fünkchen Muth zu. Umsonst streite ich mit ihm, daß der Geist des Muthes ein stiller Geist sei. Er sagt: „Wo ein Trieb ist, da treibt er hervor." — Mein Mann glaubt, daß ich den Knaben verweichliche, der kaum noch aufgehört hat, kränklich zu sein! Wie manche Thräne kostet mir schon dieser Vorwurf! —

Als wir bei Tische saßen, sagte der Feldprediger:

„Aber, verehrter Herr Propſt, wie mögen Sie's nur hier aushalten?“

„Hier? wie ſo?“ fragte mein Vater zurück, den wie billig die Frage Wunder nahm.

„Nun, in allem Ernſt, ich meine nur,“ antwortete Jener, „um in Abdera zu wohnen, muß man ein lachender Philoſoph ſein; aber kein Inhaber des heiligen Lehrſtuhls. Mir däucht, von geiſtlicher Höhe herab müßte Alles noch einmal ſo kleinlich erſcheinen, als es doch wirklich iſt.“

Dieſe Aeußerung, obgleich ſie vielleicht ein Compliment für den Geiſt meines Vaters ſein ſollte, kam mir unfein vor und eben nicht theologiſch. Es freute mich daher, als er erwiederte: „Dieſer Ort befriedigt mein Herz und füllt meine Zeit aus. In Wahrheit, ich lebe hier ſehr glücklich.“

Und wie gutmüthig iſt dies kleine Abdera! fiel ich mit Wärme ein; ich konnte nicht umhin, die kleinen Züge der Gaſtfreundlichkeit von dieſem Morgen zu erzählen. Etwas Beſſeres als Spott war doch wohl in dem Lächeln, womit er mir zuhörte. Dann ſagte er: „Es kommt hiebei, wie bei Allem in der Welt, auf die Auffaſſung an. Was mich betrifft, ſo muß ich freimüthig bekennen, ich fühle gar keine kleinſtädtiſchen Elemente in mir, und ein Oertchen wie dieſes hübſche, wenn ich es mir als meinen Aufenthalt für

immerwährend dächte, entspräche meinem Wunsch und Bedürfniß nicht im Geringsten."

Und ich bin der Meinung, entgegnete ich — der Geist des Widerspruchs war über mich gekommen — die große Stadt befördere den Egoismus, und entfremde der wohlwollenden Neigung, sich allen Menschen freundlich zu erweisen.

Mein Vater nickte. Dies ermuthigte mich, fortzufahren: Wie mag ich mich da wohl und heimisch fühlen, wo immer und ewig Fremdes an mir vorübereilt, und was mir auch begegnen mag, Niemand Theil an mir nimmt?

„Eben dies Gehenlassen," lächelte der Feldprediger einredend, „erleichtert das Leben des Einzelnen. Wie lästig, wenn die Kümmerhaftigkeit der Leute Notiz von jedem Schritte zu nehmen sich erlaubt!"

„Dies thun die Großstädter auch, im Umkreis ihrer Bekannten," sagte meine Mutter, die bis jetzt geschwiegen hatte. „Neugier ist ein kleinlicher Fehler; Sie haben Recht! Wo aber der Fleiß zu Hause ist, da hat er selten einen Augenblick Zeit für das Thun und Lassen der Menschen. Und ein zufriedener Sinn läßt den lieben Nächsten in Ruhe, und Fremde ihres Weges gehen."

Ach, wie beklommen wird mir, setzte ich hinzu, wenn die stolzen Wagen in allen Farben und Richtungen

rollen, so daß ärmliche Alte oder ruhige Fußgänger kaum ausweichen können; dann denke ich, wie ungesehen der Armuth stille Thräne rollt —"

Der Feldprediger zuckte die Achseln und sprach: „Arme giebt es überall, und die Parabel vom reichen Manne läßt sich im dürftigsten Flecken des Landes, so gut wie in der Hauptstadt auslegen. Rechnen Sie aber, um nur Eines zu erwähnen, Kunstgenuß für nichts, den die große Stadt neben dem Vorzuge der Abgeschiedenheit gewährt, darin man ungekannt und unbekrittelt leben kann?"

„Lassen Sie mich auch ein Gewicht zum Ausschlag für meine Tochter beilegen," hub mein Vater an. „Die große Stadt reißt im Strome mit sich fort, Wenige bleiben ihres Willens mächtig, Viele gehen darin zu Grunde, die Meisten treiben auf der Oberfläche. Die kleinere Stadt hingegen ist dem Versenken in die Tiefe günstig, worin der Geistliche sich täglich weihen muß für seinen unerschöpflichen Beruf."

„Sie geben vielleicht zu," entgegnete der junge Mann ehrerbietig zwar, doch bestimmt, „daß der Standpunct, den der Prediger einnimmt, auch in Betracht gezogen werden muß. Ein Kirchenlicht, und wäre es das größte, könnte für einen gewissen Wirkungskreis nicht hinreichend sein. Der christliche Lehrer einer Landgemeinde, sein Vortrag, wie sein Leben auf dem Schau-

platz der Natur, ist gleichsam eine religiöse Idylle — darf eine andere Sprache führen, als der Redner, der mit dem Schwert des Geistes in die Seele dringen, auf dem Felde des Vaterlandes Hand an die Pflugschaar legen, und das Feuer, dessen er bedarf, an massenhaften Verhältnissen entzünden muß."

Mein Vater sprach, indem er den jungen Feldprediger mit einem Lächeln der Ueberlegenheit ansah — es war eine milde Ironie in seinem Blicke, wie in der Weise seiner Antwort: „Christus war in Bethlehem geboren! und Sie geben vielleicht zu: er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. — Wort Gottes! das kleinste Räumlein nimmt noch heut wie damals Deinen Samen, Deinen Segen auf, für die Auen der Unendlichkeit."

Der Feldprediger schwieg hierauf tief. Mein Vater brachte ihn auf die Fahnenweihe, und äußerte den Wunsch, den Text zu wissen.

„Ich glaube ihn nicht übel gewählt zu haben," antwortete der lutherische Weltgeistliche, und theilte ihn mit, flammenden Auges.

Ein sterbender Vater ermahnt seine Söhne, treu am Gesetz zu halten und daran zu denken, welche Thaten ihre Väter auf diesem Boden gethan, auf daß sie sich wahren Ruhm und einen ewigen Namen erwürben. — Aus dem Buch der Maccabäer, wenn ich nicht irre.

Mein Vater bezeugte dieser Wahl seinen ganzen Beifall.

Die Männer vertieften sich nun in ein gelehrtes Gespräch. Mit stillem Antheil hörte ich zu. Wie schön wäre es doch, wenn mein Mann dies Interesse für religiöse Gegenstände mit mir theilte!

„Es liegt im Blute —“ sagte er einst. Im Leben liegt's! im Leben meines Herzens. Wäre ich ein Weib, wenn ich etwas Höheres, als die Religion der Liebe zu denken wüßte? Guter Gott! erleuchte ihn doch, daß er das wahrste Glück erkenne! — Muß denn ein Erdbeben kommen, wenn die bleichen Götzen stürzen sollen? Doch könnte nichts als mein Tod ihm das Irdische verleiden, o! so laß mich sterben, himmlischer Vater, daß, wenn meine Augen brechen, er Dich sähe, Dich! den lebendigen Gott! Dann umschlänge ihn meine freie Seele und würde sein Schutzgeist. Bin ich es nicht schon? Ja, ich fühle es in diesem Augenblicke — —

Den 19.

Das Städtchen war wie ausgestorben. Der Sonntag-Nachmittag ist ohnehin hier so einsam und lautlos, daß die guten Liebstädter ein Begräbniß für eine kleine Zerstreuung halten. Der Vater hielt die Paren-

tation für die junge Bürgersfrau. Im Garten saß ich mit der Mutter, die Kinder spielten in unserer Nähe. Wir sprachen von gestern, und wie der Vater so heiter und vergnügt gewesen wäre.

„Das war er immer," sagte die Mutter, „wenn ein Gast nach seinem Sinne war. Der Vater disputirt für sein Leben gern, und an dem Feldprediger hatte er seinen Mann gefunden."

Mir fiel Etwas ein, was mir schon längst schwer auf dem Herzen liegt. So sagte ich einleitend: Das Capitel der Gäste möchte auch in den Vorschriften des Hausstandes enthalten sein, für eine arme, junge Ehefrau, der es an Umsicht gebricht. —

Die Mutter sah mich aufmerksam an, und sprach: „Wen meinst Du damit? Dich doch nicht? Dir, meine Tochter, kann es an Uebung nicht gefehlt haben. Dein Vater war immer gastfrei ohne Murren, und was an mir lag habe ich mit Freuden gethan. Eine mürrische Hausfrau bei solcher Gelegenheit ist etwas Widriges, und mehr als Freundlichkeit bedarf's nicht, um daß Jedem wohl und gemüthlich im fremden Hause sei."

So dachte ich auch, war meine Antwort, und ein schmerzliches Gefühl, daß diese einfache Denkart für das Verhältniß, worin ich lebe, nicht mehr ausreiche, wallte auf in meiner Brust. Die Mutter schwieg

erwartend, und ich sprach: Oft schon habe ich Deine tiefen Blicke in das Innerste der Menschen bewundert; Du kennst die Eigenheiten der Männer — meine liebste Mutter. Wenn Du mir doch eine einzige Frage beantworten wolltest!

„Nun, so laß doch hören," sagte sie, „worüber möchtest Du Bescheid?"

Ueber eine Seltsamkeit meines Mannes, die mir unerklärlich ist, erwiederte ich. Heinrich ist ein überall gern gesehener Gast und seine Persönlichkeit ist's wohl nicht allein, was ihn auszeichnet. Er steht so edel da vor Jedem, nie redet er zur Unzeit, noch verstößt er irgend jemals gegen das Schickliche. So durchaus ungezwungen benimmt mein Mann sich aller Orten, daß ihm auch nicht das leiseste Bewußtsein der Gesellschaft anzumerken ist.

Hier lächelte die Mutter, und schnell setzte ich hinzu: Doch nur als Gast kann er in dieses Licht gestellt werden, die Schattenseite fällt auf den Wirth.

„Welche?" fragte meine Mutter, „sage es mir offenherzig, liebe Tochter."

Ja das will ich auch, redete ich frei heraus. Daheim zeigt Heinrich sich anders, ganz anders. Jede Vorbereitung für ein geselliges Zusammensein, innerhalb seines Wohnbereichs, erregt ihn stürmisch. Das wissen sogar unsere Leute, denen mein Mann sonst ein

äußerst gütiger Herr ist. Mit finsterer Stirn ertheilt er seine Befehle, mit Furcht empfängt der Bediente die Einladungskarten. Was nur in meinen Kräften steht, Gott weiß es! das thue ich, auf daß Alles aufs Beste bestellt sei. . . . . .

„Du darfst es mir nicht betheuern, ich glaube Dir, Helene!“ unterbrach mich meine Mutter. „Doch thust Du vielleicht zu viel? Es ist nicht selten der Fall, daß Frauen auf diese Weise ihren Männern die Lust verleiden, Jemand bei sich zu sehen.“

Nein, Mutter, nein! ich bin ja deine Tochter, rief ich, es war gewiß mein aufrichtigster Ernst, ich bin daran gewöhnt, Maß zu halten.

„Oder liebt der Baron eine sogenannte Fête überhaupt nicht? fragte die Mutter weiter. „Ist ihm die Bewirthung vielleicht zu kostspielig, oder die Pflicht der Unterhaltung langweilig und lästig? Eins muß es doch sein, was ihn verstimmt.

Nichts von diesem Allem, was Du da nennst, Mütterchen, versetzte ich. Von meinem Manne nur geht der Wunsch und Wille aus, Gesellschaft einzuladen; seine Wahl bestimmt die Gäste. Von guten Freunden ist dabei nicht die Rede, kaum von sogenannten, und so gilt es mir völlig gleich, wer zu uns kommt oder absagen läßt. Heinrich ist nicht im Mindesten karg. Ja, sogar liberal möchte ich seine Weise nennen,

zu schalten und zu walten, so daß ich eine gute Wirthinn sein muß. Bedürfniß ist es ihm, sich mitzutheilen, warum ginge er sonst täglich aus? Ich weiß es also nicht. —

„Beschreibe mir doch das Betragen Deines Mannes bei solcher Gelegenheit, vielleicht, daß sich daraus etwas abnehmen ließe," sagte meine gute Mutter.

Ja, wenn ich es zu beschreiben wüßte, antwortete ich. Nur zu empfinden vermag ich, daß etwas Forcirtes darin ist, was den Umlauf meines Blutes ängstigend beschleunigt, und mir mein Herz zusammen schnürt. Seine Augen sind beständig auf mich gerichtet; das bringt mich außer Fassung. Ich fühle mich verlegen — — ach, welch ein beengendes Gefühl ist das! Dann geschieht es wohl, daß ich mich im Stoff vergreife, um nur etwas zu reden. Nun sieht mich Heinrich an, ich sehe ein Lächeln auf seinen Lippen schweben, und ein verwundender Scharfsinn, der in seinem Blick mich trifft, dringt in das Innerste meiner Seele. Die Eilfertigkeit, womit er sich des Wortes bemächtigt, und mich gleichsam absetzt, ist dann eben auch nicht schmeichelhaft für mich.

Die Mutter nickte, ich sah, die Röthe war ihr in das Gesicht gestiegen. Sie sprach: „Du siehst, Helene, wie wenig oft Die einander kennen, welche sich einer Liebe über Alles rühmen. Welch einen innern

Schatz bedarf eine Frau, um auch in der besten Ehe liebreich auszukommen. — Ja, ja! man muß erst einen Bissen Brod mit dem Manne gegessen haben, um zu wissen, was das liebe, lange Leben fordert. Der Baum der Erkenntniß steht zwar im Paradiese; ist aber die Frucht einmal genossen, so schließt sich das Pförtlein zu."

Mit einem schweren Seufzer stimmte ich der Mutter bei. Wie unbefangen war ich sonst, fuhr ich wehmüthig fort. Als ich mich noch jedem Einfall überließ, und unfreiwillig that, wozu ich mich bewogen fand, war es mir, als d ü r f t e ich, was ich dachte. Die kleine Bonne, die mich richtig leitete, war mein Herz und ihre Stimme mein eigenster Gedanke. Jetzt ist es zuweilen, als stände ein unsichtbarer Hofmeister mir zur Seite, dem ich nichts recht machen kann. — Nun sage, was soll ich thun? —

Meine Mutter legte ihr Strickzeug auf den Schooß, um mir ihr Urtheil abzugeben. Sie sprach: „Deine früheren Verhältnisse erlaubten Dir, meine liebe Helene, natürlich zu sein. Wer weiß, ob es wohlgethan war, daß wir meinten, wir könnten Dir ungestraft Deinen Willen lassen? — Vielleicht ist es der Mangel an C o n v e n i e n z, was Dein Mann übertragen zu müssen glaubt? Oder es könnte sein, daß er ein v o r n e h m e s A i r an Dir vermißte?"

O Mutter! rief ich, und fühlte, wie ich entbrannte, ich fürchte, Du haſt den tiefſten Punct getroffen. Heinrich, ich habe es öfterer im Stillen bemerkt, ſchätzt das Talent der Repräſentation ſehr hoch, auch an einer Frau. Es mag dies noch aus den erſten Eindrücken ſeiner Kindheit herſtammen, wo ihm die ſtolze Gräfinn vorſchwebt, deren Andenken er noch mit der größten Liebe verehrt. Mein Mann hat die ſtrengſten Begriffe von weiblicher Zurückhaltung gegen Fremde, was zuletzt alle Freundlichkeit aufhebt. — Das hängt Dir noch aus dem Pfarrhauſe an, ſagte er einſt zu mir; aber Mutter, um des Himmels Willen! ſage dies dem Vater nicht wieder, der es meinem Manne ſehr übel nehmen würde. — Und als ich mich jüngſt einer alten Dame behülflich gezeigt hatte, verwies er es mir als unſchicklich, und gebrauchte in ſeinem Tadel das Wort „ſervil,“ mit einem Accent, der mich empfindlich berührte. —

„Wäreſt Du als ein adeliges Fräulein aus einem alten Hauſe Deines Heinrichs Gattinn geworden, ſo würde er dieſe anſpruchsloſe Zuvorkommenheit an Dir ſehr lobenswerth finden,“ erwiederte meine Mutter. „Jeden Falls iſt es ein Mißverhältniß, welches ſich, wenn auch noch ſo leiſe, herausfühlen läßt. Das kommt mir beinahe wie ein ſtiefmütterliches vor. Die rechte Mutter, die ebenbürtige, hat das Vorrecht, daß

auch ein Fehler der Strenge als Tugend gilt, während einer Stellvertreterinn selbst die weichste Schonung übel ausgelegt wird."

Es mag so sein, wie Du sagst, geliebte Mutter! entgegnete ich. Wenn ich jedoch meinen letzten Blutstropfen für das Glück meines Mannes hingebe, dann wird Heinrich den Adel meines Herzens anerkennen müssen. Die Gabe zu repräsentiren besitze ich nicht; ich kann nur mich selbst vorstellen, und wenn Natur und Wahrheit meinem Manne an seinem Weibe nicht mehr gilt, als die Formen der Dame vom Hause, so wäre ich freilich zu beklagen. — Manchmal schon, wenn ich kaum ein Wörtchen hervorzubringen vermag, und mir ist, als kämpfte ich mit irgend Etwas, was mich hemmte, habe ich an den Redner des Alterthums denken müssen, von dem der Vater erzählte, daß er Steine in den Mund genommen habe, um das Hinderniß der Sprache zu überwinden.

„Wenn ich nicht irre," sagte meine Mutter, „so scheint mir Stolz der vorherrschende Fehler Deines Mannes; lasse tausend Tugenden für Dich daraus werden. — Keine eifersüchtige Schwäche darf Dich erniedrigen. Sei immer gut und edel, wenn Du auch bisweilen fühlen solltest, daß Du nicht adelig geboren bist. Dann gleichst Du der Muschel, welche

auch Sand und Steinchen mit Perlenschmelz überzieht. — Ein tiefes weibliches Gemüth verwandelt Alles in sein reines Selbst."

Meine gute, meine edle Mutter! Wir sprachen noch lange über Mißverhältnisse in der Ehe, die, wie meine Mutter behauptet, fast in allen, auch in den gleichartigsten Statt finden, mehr oder minder. Mit liebevollem Tone sagte sie: „Wir müssen nicht zu viel verlangen, Helene. Das Leben ist allzustörend für den reinen Einklang der Herzen."

Ich schwieg traurig dazu, und antwortete nur mit einem Seufzer.

Den 20.

Jene Worte: „Das Siegel ist die Sonne der Liebe —" leuchteten mir heute früh als wahr ein, da ich erwachte und ein Brief von meinem Manne mir in die Augen schien. Die Mutter hielt das Schreiben in ihrer lieben Hand und sprach:

„Guten Morgen, Helene! ich hoffe, daß ich Dir ihn bringe."

Das klang doch halb und halb wie ein Zweifel? — Es ist seltsam, aber es ist gewiß, der Geist eines Briefes dringt auch durch seine Hülle an ein Herz, das liebt! — Ein Schauer drang in mein

Innerſtes, da ich voller Freude das Couvert an meine Bruſt drückte. Warten konnte ich nicht, ſeinen Inhalt zu erfahren, bis ich völlig angekleidet wäre; mit heißem Verlangen nach den erſehnten Schriftzügen, ſetzte ich mich an das offne Fenſter, und ſo könnte ich auch hier anwenden, daß man ſich am leichteſten erkältet, wenn man am allerwärmſten iſt.

Heinrich hat auf einem Umwege die Gräfinn beſucht. Zwei Seiten ſeines Briefes ſind gedrängt voll von ihr — und Fanny. Leonide trauert noch in tiefſter Seele, und obzwar ſie bei dem Anblick meines Mannes in Thränen ausgebrochen iſt, ſo hat ſein Wiederſehen ſie dennoch etwas erheitert.

Dies brennende Bedürfniß, zum Troſt der betrübten Freundinn beitragen zu können, ſoll keinen kühlen Tadel an mir finden, die glühende Verehrung, mit welcher Heinrich von der ſchweſterlichen Treue dieſes wunden Herzens ſpricht —, warum thut ſie mir weh? — O! wenn Treue das Juwel iſt, das Du, mein Geliebter am höchſten ſchätzeſt, dann liegt es Dir näher noch. Arme Helene! wie? wenn Du Deinen verſchenkten Diamant vergraben müßteſt, weil er ſeinen Werth verloren in den Augen Deſſen, dem er angehört? — —

Jene innige Theilnahme, die, wie ich meinen Mann kenne, nur der wahrſte Ausdruck ſeiner Gefühle iſt,

achte ich mit dankbarer Liebe für die Gräfinn, und theile sie als meines Heinrichs Frau. Aber das Entzücken, womit er Fanny's erwähnt, läßt mich kalt und fremd. Er nennt sie das schönste Mädchen, das er je gesehen.

Ich mußte lächeln, wie ich es las. Heinrich findet es natürlich, daß dies reizende Mädchen alle Männer bezaubere. Alle? Es scheint so. Und indem er sich nun in einem Lobe verbreitet, welches der Phantasie viel verdankt, schildert er Fanny als ein kindlich naives Wesen, hinreißend durch eine unschuldige Coquetterie; so daß es unmöglich wäre, dem Eindruck ihrer Liebenswürdigkeit zu widerstehen. Sogar die Gräfinn sei schwach gegen ihren und Eckardy's Liebling, und richte nichts aus gegen diese süße, umstrickende Gewalt. Darf ich der sittlich-festen Leonide solche Schwäche zutraun?

Die Gräfinn ist entschlossen, künftigen Winter in der Hauptstadt zuzubringen, um Fanny's Ausbildung zu vollenden. Sie hat meinem Manne die im Hause des Oberst von Fürstland bereits gemiethete Wohnung angetragen, welche groß und schön sein soll, die aber Leonide nun wieder aus besondern Gründen nicht will. Mein Mann ist auf diesen Vorschlag unbedingt eingegangen, weil er gemerkt, daß der Gräfinn ein Gefallen damit geschehe.

Und hatte die Hausfrau bei dieser Veränderung

keine Stimme, mein Gemahl? Gehört sie nicht vielmehr recht eigentlich vor mein Forum? — Zwar waren wir halb und halb Willens, unser Quartier zu wechseln; aber —— Heinrich hätte doch nicht ohne mich entscheiden sollen. Die einzige Berücksichtigung, die er mir gönnt, ist die Meinung, daß ich durch den nahen Umgang einer so ausgezeichneten Dame, wie Frau von Fürstland, nur gewinnen könne. —

Arme Helene nochmals! und was ist des langen Briefes kurzer Sinn — für Dich? Die flüchtige Bitte, meiner Gesundheit zu schonen und Alfred nicht zu verzärteln. Und so wäre der ganze Inhalt Dessen, was mein Mann mir, mir! zu sagen wußte, ein Vorwurf, und zwar ein doppelter.

Das erste Gefühl nach dem Lesen eines Briefes ist das richtigste Urtheil, und das meine war schmerzlich. Da stehen sie in starrer Unumstößlichkeit, wie ein tödtendes Gesetz, die Zeilen, denen ich so froh entgegen sah! Das Wort, auch das härteste und bitterste, ist doch nur ein Hauch, der vom Munde weht. O, auf Briefe freue sich doch Niemand! Der Schmerz, den ein Brief enthält, ist unsterblich wie der Geist, der ihn eingab. Wie manches Herz bricht mit dem Siegel unter einer zitternden Hand! — Und ein Herz ist leicht gebrochen, und auf ewig! — —

Wenn ich mit diesem ausführlichen und dennoch so

unbefriedigenden Briefe ein kleines Billet vergleiche, welches Heinrich mir während unserer Brautzeit geschrieben, als er verhindert war, mich zur bestimmten Stunde zu sehen —, ein paar flüchtige Worte sind es nur; aber sie athmen die allerinnigste Sehnsucht, der kleinste Buchstabe drückt den Charakter der Liebe aus, und zeigt in jedem Zuge ihr unnachahmliches Bild. — Wie lebhaft stand meine theure Simonis, am liebsten nenne ich sie so, vor meiner Seele! wie entschuldiget! Schon dieser erregte Styl meines Mannes beugt meinen Muth; er geht so leicht über meine persönlichen Angelegenheiten hinweg, sein Interesse haftet an einer neuen Eroberung. Wer nun die Beweise der Leidenschaft für eine Andere — der Leidenschaft, welche das Gefühl der Liebe ausschließt, — mit eigenen Augen läse, könnte nur noch auf das Grab blicken, und wenn es lebendig begrübe. Wenn das Herz erstorben ist, flieht das Leben von hinnen. —

Man rief mich zum Frühstück, sonst säße ich wohl noch und sänne nach.

„Warum so langsam, Frau Tochter?“ fragte mein Vater, ohne von dem Zeitungsblatte aufzusehen, worin er las. „Deine Mutter ist trotz ihrer Corpulenz noch flink genug zum Postillon d'amour. Gratulire zum Empfang! Nun, was schreibt denn der Forstrath?“

Die Mutter sah mich betroffen an, und sagte halb leise: „Du hast doch keine schlimme Nachrichten?“ Schweigend verneinte ich; aber der Vater hatte die Frage schon vernommen.

„Wie?“ rief er auffahrend, und jetzt sehe ich erst, wie blaß Du bist, leugne nicht, Helene! es steht ein Unglück in dem Briefe — —“ Hier lies ihn selbst, mein Vater! sprach ich, mir blieb nun nichts weiter übrig.

Mein Vater las das Schreiben mit Bedacht. Dann sagte er: „Hm! ich finde nichts Erschreckliches darin, vielleicht ist Dir die Sache mit dem Quartier nicht genehm?“

Wir waren Willens, unsere bisherige Wohnung aufzugeben, antwortete ich.

„Nun also!“ erwiederte mein Vater, „so hätte es sich ja nicht besser treffen können. Oder, das Haus, worin Ihr einmiethen werdet, hat wohl nicht die angenehmste Lage?“

Es steht am Paradeplatze, versetzte ich; der Oberst von Fürstland, dem es gehört, ist Director eines militärischen Instituts, und viele junge Officiere gehen bei ihm aus und ein.

„Was ficht Dich das an?“ entgegnete mein Vater mit einer gewissen Entrüstung, in der sein gutes Herz am weichsten schlägt. „Und wenn sie en front

anrückten? Die Brust eines treuen Weibes ist eine feste Mauer."

„Und das Glück wohnt im Herzen! —" sagte meine Mutter, sanft versichernd. Sie betrachtete mich den Tag über mit bekümmerten Blicken, vor denen ich mich zusammen nahm.

Eine unendliche Freude verspricht Heinrich sich von dem Zusammenleben mit der Gräfinn und Fanny. — Mein Heinrich! Deine Freuden sind nur allzuflüchtig. — Wenn Du Dich nur nicht täuschest! Ach, es war leider ein Traum, sagt die erwachende Seele. Doch jetzt schlafe, mein Herz! und träume Dich glücklicher. „Schlafe, was willst Du mehr?"

Den 21.

Mit möglichster Anstrengung hatte ich gestern mein aufgeregtes Gemüth beschwichtigt, und die Nacht war ruhiger gewesen, als ich hoffen durfte. Gestärkt erwachte ich. O! wie ist der Schlummer doch der Wein eines sehnsüchtigen Herzens, einer dürstenden Seele! Wie labt ein Athemzug voll Schlaf, wenn man erschöpft das Auge schloß. Neues Leben gießt der Geber des Guten in die matten Glieder, und wenn im Grabe ich genug geschlummert habe,

dann erscheint mir Alles in anderer Gestalt. Jeden Morgen sieht man anders an, was uns am Abend vorher mit bitterm Weinen erfüllte, wenn es auch Niemand bemerkt, denn die wenigsten Thränen werden vergossen!

Auferstehen! sollte man als tägliches Morgenlied mindestens denken, es singt in rührender Weise einen Frühling, der nach dem Winter ermüdeter Gefühle kommt. — Diese Gedanken kommen mir vom Kirchhofe, wohin der Vater mich heute mit nahm, Maarbonn's Grab zu besuchen. Eine breite Castanie schattet friedsam darüber hin; die frischen Blätter glänzten im warmen Sonnenschein, ein Vöglein sang lustig in den Zweigen. Rosen sind rings herum gepflanzt; stehen sie in voller Blüthe, dann muß es himmlisch sein!

Dicht dabei ist eine grüne Bank angebracht, und darunter stand eine kleine Gießkanne. Es freute mich, daß kein prunkender Stein das Andenken eines Mannes von so einfachem Sinn entweihte. Wüßte ich doch nicht, was mir mehr zuwider wäre, als diese armselige Prahlerei mit Tugend und Trauer; diese goldnen, gleißenden Lügen, da, wo die ernsteste Wahrheit eingegraben ist! — Als ich dies gegen meinen Vater äußerte, sagte er: „So, und nicht anders wollte es Maarbonn. In die weiche Erde bettet mich, nicht

in ein gemauert Grab! bat er noch, nahe am Sterben. Er wünschte seinen Hügel unter dem Schatten eines Baumes, und daß ihm Blumen gepflanzt würden, von Freundeshand gepflegt. Ich habe ihm daher die schönsten Rosenstöcke setzen lassen, die ich nur habe auftreiben können. Sie verbreiten einen Odem um diese stille Stätte, der an Alles erinnert, was hienieden beseligend war und ist — diese Rosen athmen das zarteste Leben der Natur aus," und mit bewegter Stimme setzte mein Vater hinzu: „Das ist ja die einzige Liebe, die man einem Gestorbenen erweisen kann, daß man in seinem Geiste denkt und handelt."

Wir schwiegen nun Beide. Meine Wehmuth zu verbergen, ließ ich den Blick umherschweifen auf dem Kirchhofe. Auch hier war eine rührende Familiarität nicht zu verkennen. Die Einfalt mancher Stelle überraschte mich, ohne mir ein Lächeln abzulocken, — und ein Kindergrab, worauf ein kleiner Wald von Vergißmeinnicht blühte, ließ mich nicht von dem bangen Gedanken absehen, der in mir aufstieg. Ich dachte mir meinen schwächlichen Alfred hinein, und das Licht des Lebens erlosch für mich. —

„Sieh, Helene," sagte mein Vater, „hier verweile ich öfters; hier ist mir wohl! Wenn an einem milden Abend alles still um mich ist, Hauch des Him-

mels mich anweht, dann haben diese Rosen eine Sprache. — Die Todten schweigen tief! Wenn ich aber der edlen Verschwiegenheit meines Freundes gedenke, so weiß ich nun, welch ein Dorn mit seinem Herzen gebrochen ist. — Ist Freundschaft die Ehe der Geister, so bin ich die Wittwe des Mannes, der hier schläft. Diejenige, welche so heißt, ist weit entfernt davon, es zu sein. Der Selige ist ihrer nun los und ledig, denn der Himmel löst alle irdischen Bande, und nur die eiserne Nothwendigkeit hatte jenes Eheband gefügt."

Der arme Maarbonn! schaltete ich ein, in solcher Fessel auszuhalten, das kann ich mir schrecklich denken.

„O! er hatte Geduld — auch mit mir!" sagte mein Vater, und sein Auge glänzte. „Nie werde ich vergessen, wie er einst, als ich mich einem Ausbruch von Heftigkeit überließ, einen langen Blick auf mich heftete, und, indem er mir die Hand reichte, nichts sagte, nichts, als gute Nacht, Freund! Welch ein Friedenswunsch war das, ewig segne ich ihn dafür. Kein Vorwurf — glaube mir das, meine Tochter, nichts wirkt schlagender als der Schweigende! Wüßten dies nur die Frauen, und wollten sie es beherzigen, doch von Allen Deines Geschlechts weiß ich nur

Eine, welche dieſe geheimnißvolle Kraft zu üben verſteht, und das iſt Deine Mutter!“

Dies zufällig Geſagte war eine Warnung für mich, zu rechter Zeit. Vielleicht hätte ich, ohne ſie, meinem Manne vorwurfsvoll geantwortet. Doch enthielt ich mich der Frage nicht: Aber, Vater, kann denn dies Geſetz des Stillſchweigens, neben der Pflicht der unbedingteſten Offenheit und Aufrichtigkeit beſtehen, die man in der Ehe einander ſchuldig iſt?

Mein Vater lächelte, ich ſah es gern, denn im Puncte der Ehe und ihrer heiligen Unantaſtbarkeit denkt er altmodiſch ernſt. „Es iſt nur ſchwer zu erfüllen, jenes Geſetz,“ ſagte er; „wo der Geiſt ehelichen Verſtändniſſes herrſcht, da bedarf es der Sprache nicht, die bei all ihrem Reichthum doch ein armſeliger Behelf bleibt für das Gefühl derer, die da lieben. Doch, ſobald Eheleute ſich nicht mehr verſtehen, iſt jedes Wort in den Wind geredet und verloren. — Nur Dein Herz frage, mein Kind! Verbietet Dir nicht ſchon der weibliche Stolz manchen Vorwurf, den Du Deinem Manne machen könnteſt? Zum Beiſpiel, wenn er Dich irgend einmal vernachläſſigte? Und das Gefühl reinſter Liebe iſt zarter noch. Was in Wahrheit beſchämt, beſſert ſelten, beſonders Männer. Das ſtille Hinnehmen Deſſen, was kränkte, iſt die eigenſte Ehre eines klugen und guten Weibes,

und der Mann empfindet es gerührt, als ein schweigendes Vertrauen, daß es so schlimm nicht gemeint war. Dies Zutrauen, liebe Tochter, darf in der Ehe nicht fehlen, ein anderes wird leicht zu einem Pfeil, der die Herzen spaltet!" —

Mein Vater hat Recht, ich fühle es, und so werde ich denn mit keiner Silbe einer Empfindung erwähnen, deren ich mich schämen müßte.

Wie müde bin ich! wie von Schmerz ermattet — morgen mehr!

Den 22.

Ist es nicht, als hätte die Sonne des nun verschwundenen Tages mich mit goldnem Finger berührt? All Deine versunkenen Schätze, Du armes Herz! haben sich Dir wieder aufgethan. Was das Leben giebt, o gütiger Gott! wenn die Liebe es verklärt, dies hat ein heller Spiegel mir gezeigt, und ich habe mich selbst darin gesehen, für einen Augenblick glücklich. — Dem betrübten Auge verschwindet jener Zauber, und die Juwelen, die man wie eine Königinn vergnügt heimzutragen wähnte, verwandeln unter den Händen sich in kleine Steine, die man lebenslang auf dem schweren Herzen trägt. Und die Liebe ist dennoch wohl kein Mährchen, sondern das wahrste der

Gefühle, wenn auch eine belohnte Liebe immerhin eine seltne Erfahrung sein mag.

Wir saßen heute früh zusammen, Vater, Mutter und ich. Da tritt ein nettes Mädchen ein, und bestellt das Aufgebot für den nächsten Sonntag. Mein Vater sah das Mädchen fragend an, und sprach: „Wie ist mir denn, mein gutes Kind? ich meinte es wäre die Schwester?“

„Auch die!“ lautete die Antwort, „erst seit gestern bin ich Braut, nun werde ich noch früher Hochzeit haben.“

Bei diesen Worten war der offne Blick, womit sie gesprochen wurden, voll und immer voller geworden; der Tropfen war's, der daß Maß überfließen machte, denn erglühend unter heißen Thränen, setzte das Mädchen hinzu: „Verzeihen Sie nur ja! ich kann mein Glück noch nicht fassen —“ und weinte laut.

Wie hätte uns dies nicht innigst rühren sollen! Ach! nach dem Anblick eines dankbar Glücklichen möchte man die Welt umschiffen, und eine Freudenthräne, diese Perle vom ersten Wasser, ist das Sehenswertheste auf Erden. Was schmückt so köstlich, was rührt so tief, als sie? — Tausende, gleichgültig gegen alles Gold, schauen mit Neid, mit schwellendem Herzen in das Auge, woraus die kleinste Freudenperle fließt. Sie ahnen den unerschöpflichen

Reichthum, und einen Grund, auf den sich mehr als ein Haus der Vergänglichkeit, auf den der Himmel sich bauen läßt. Warum versiegen auch Freudenthränen im Sande der Stunden?

Mein Vater war sichtlich ergriffen, und wie er denn nun ist, bemerkte er warnend, daß solch eine starkempfundene Freude schädlich werden könne, wo nicht tödtend. Die glückliche Braut antwortete mit einem eigenen Lächeln. Wenn ich malen könnte, ich würde diesem Zuge, der sich in Entzücken und Weltverachtung theilte, Licht und Schatten geben. „Und wenn auch, verehrter Herr Propst! ich stürbe nun willig und mit Freuden.“

Die Mutter traf ein besseres Mittel, ein wenig Gleichmuth in die Scene zu bringen. Sie bat das Mädchen, uns von dem Brautstande etwas mitzutheilen. Mein Gedächtniß hat etwa Folgendes behalten:

„Meine Schwester und ich sind Töchter einer Wittwe, der Vater war Rentmeister auf einem herrschaftlichen Amte, und ist schon lange todt. Wir ernähren die Mutter von unserer Hände Arbeit; auch ist es unsern Kunden nie zu weit gewesen, uns in der entlegenen Wohnung aufzusuchen, dem sogenannten Weizen-Vorwerk gegenüber. Von Alters her ist es so geheißen, weil dort der Weizen am schönsten blüht. Es ruht

ein besonderer Segen auf diesem Grundstücke, denn wer es noch besaß, ist reich geworden." —

„Der jetzige Besitzer, ein gewisser Lindner, hat einen Sohn, mit dem ich seit fünf Jahren versprochen bin. Die Eltern widerstrebten der Heirath, weil ich arm wäre und mir mein Brod verdienen müßte. Sie dachten höher hinaus mit dem einzigen Erben ihres großen Vermögens. Die Mutter tröstete mich wohl, wenn sie sah, daß ich mich grämte, und ein Geburtstag nach dem andern verging. Sie sagte dann: Es bringt Dir Ehre, meine Gustel, daß Du so fleißig bist, und daß ich, Deine Mutter, satt werde von den Früchten Deines Fleißes, das bringt Dir Segen! Lasse doch Gott walten, möchtest Du aus Gnaden aufgenommen sein, wo man Dich gering hält."

Das Herz zuckte mir im Busen, als das Mädchen im frömmsten Stolze — (nichts kleidet ein weiblich Wesen schöner!) diese Worte sprach. Weiter! „Ich nahm Theil an Allem, aber von ferne nur, und blöde, als hätte ich kein Recht dazu. So oft sie drüben die Ernte einsammelten, hing ich unbemerkt einen Kranz daran, benetzt mit bitterm Thau. An jedem Garbenschober, der im Freien aufgethürmt wurde, hielt mein Gebet Wache, und wenn mein Liebster zum Getreidemarkt ritt, dahin dorthin, so gab ihm mein Wunsch gleichsam wie ein guter Engel das Geleit, daß ihm

unterweges kein Unglück widerführe, denn das Leben war ihm gleichgültig geworden, da unsere Liebe nicht glücklich sein sollte. Wenn er nun zurückkehrte, und ich sah, wie sein Vater vor der Hausthür den Hals des Pferdes klopfte, und dann aus dem Fenster schaute, zu sehen, ob auf dem Hofe nichts zu rügen wäre, dann dachte ich schmerzlich, wie kann aus dem Fenster sehen, wer seinen lieben Heinrich wieder hat? O, ich fühlte seine Gegenwart ganz anders! Ich empfand es wohl, daß nur mein Herz seine Heimath wäre."

Mein Gott! so ist Liebe, Liebe, überall dieselbe? im einfachsten Gefühle, wie in einer gebildeten Seele? Was das Mädchen sagte, habe ich tausendmal gedacht und empfunden! — Doch weiter nun!

„Vor einigen Wochen," fährt das Mädchen fort, „hält der Amtmann Grambsch hier aus der Nähe, ein junger Wittwer, um meine Schwester an. Sie nimmt ihn gern. Mein künftiger Schwager ist verwandt mit Lindner's, wenn auch weither, und hält es für schicklich, mit seiner Braut einen kleinen Besuch auf dem Vorwerk zu machen, obgleich meiner Schwester dieser Gang sauer genug ankam. Mir gingen die Augen über, da ich ihnen nachsah. Die Mutter mochte mir es anmerken. Sie trat an meine Seite, legte die Hand auf meine Schulter, und sagte die Worte aus einem schönen Liede: Warum betrübst

Du Dich, mein Herz, und härmſt Dich ab, mit bangem Schmerz — bloß um ein zeitlich Gut? — Mutter! unterbrach ich ſie, das Gut wollte ich ihnen gern laſſen, wenn ſie mir nur meinen Heinrich ließen! Möchte er noch ſo arm ſein — wir würden ſchon fortkommen. Mein himmliſcher Vater! wenn ich hätte denken ſollen, was nun geſchah. Lindner's nahmen meine Schweſter ſehr gut auf, Heinrich war nicht daheim. Seine Mutter erkundigte ſich, ob die Hochzeit noch im weiten Felde ſei? und Grambſch antwortet: Gleich nach der Ernte. Ein Brautſtand im weiten Felde, giebt für die Ehe nur eine Aehrenleſe. Die Schweſter denkt dabei an mich, und kann ſich kaum der Thränen enthalten. Nun fragt der alte Lindner, welche von uns die Jüngere wäre? worauf meine Schweſter zur Antwort giebt: Die Guſtel iſt fünf Jahre älter als ich. Als ſie nun wieder gehen, hat Gott der Mutter das Herz in der Bruſt umgewendet. Sie ſpricht: Der Vetter hat, wie es ſcheint, nicht übel gewählt. Was haben wir denn eigentlich gegen die Aeltere? Wenn Du ſo denkſt wie ich, Vater, ich bin es zufrieden. Mag Heinrich ſie nehmen! er nimmt doch am Ende keine Andere. Genug! geſtern kommt meines Heinrichs Mutter; erſchrocken denke ich, was ſie nur bringen mag? und ſie bringt mir das Einzigſte, ohne welches ich nicht glücklich ſein kann, ihre

mütterliche Einwilligung! — Mein Bräutigam war wie berauscht. Der Vater hat ihn in Geschäften entsendet, auf daß er zu sich käme. Seine Eltern statten mich aus. Sie häufen nun ihre Güte. Meine Mutter zieht mit der Schwester — — — dies ist meine Brautgeschichte."

Wir wünschten dem lieben Mädchen aufrichtig Glück.

„All meine Wünsche sind erfüllt," versicherte sie mit erschöpfter Stimme, „ich darf nun meines Heinrichs Frau sein, sein treues Weib! in diesem Gedanken liegt für mich der Himmel auf Erden."

Sie war nun fort, und ich brach in Thränen aus.

„Was ist Dir, Helene?" fragte mein Vater bestürzt, „was bewegt Dich so?"

Ach! erwiederte ich mit einem Seufzer aus tiefer Brust, warum kann es nicht immer so bleiben? Das Leben wäre dann wohl allzuschön? Diese weinende Stimme hat meinem Glück den alten Ton gegeben, es war ein wenig still geworden; wie wenn mein Lenz zurück gerufen worden wäre; mit dem Namen sogar. Wenn ich in der ersten Zeit unserer Ehe meinen Mann von weitem schon vernahm, und mein Ohr war so leise gestimmt, wie mein Herz,

wie flog meine Seele ihm entgegen, seinen flüchtigsten Blick aufzufangen! sein kleinstes Wort, wenn er in Gesellschaft sich nach mir umsah; dann fühlte ich mit Wonne, daß ich ihm angehörte, ihm! und keinem Andern. Ich kenne dies einzige, ausschließende Gefühl. Mit Stolz nannte ich mich seine Gattinn; mit Demuth dankte ich Gott für seine Liebe. Und heftiger weinte ich, da ich mit der schmerzlichen Frage endete: Warum, ist doch auch der Frühling der Ehe so vergänglich? Das Schöne blüht nur einmal, und dann nicht wieder!

„Meine Tochter!“ entgegnete der Vater ernst, „ich hätte Dich weiser gedacht. Warum? fragst Du, darum! weil wir, die wir allzumal schwach sind, die Fülle der Seligkeit nicht tragen würden lebenslang!“ —

„Wir sollen Frucht tragen in Geduld!“ setzte meine Mutter gelassen, doch in Wehmuth hinzu.“

Ja, der Frühling lächelt nur einen Augenblick! Wir sind zur Sehnsucht geschaffen, die hienieden wohl nie gestillt wird! Nur ein Moment war's, darin alle Wünsche schwiegen. Stille ist nicht im Kampf des Herzens, und dieser dauert, so lange es schlägt. Liebe, bist du nicht Frieden? Ist diese Sehnsucht nicht eine feinere, geistige Befriedigung? Ich möchte sie nicht tauschen um die satte Genüge der Welt.

Das Mädchen hat an meinem Herzen gerüttelt, und all meine verwelkten Blumen sind heraus gefallen. Ich will meine Erinnerungen sammeln, wie wenn eine kleine, kühle Urne sie einschließt. Die Rose athmet zwar nicht mehr; aber ein schwacher Hauch ist von ihr übrig geblieben.

Den 23.

Wie macht solch eine Nacht, wie die vorige, doch so müde und matt! Welche Träume webte die Seele in beängstender Verwirrung! So emsig arbeitet das Herz an seinem Unglück, und es ist doch auch nur ein Traum! — Gegen Morgen war mein Schlummer nur noch ein dünnes Gespinnst, von lauter lichten Fäden, weil die liebe Sonne hell zum Fenster herein schien, da ich vergessen hatte, das Rouleau herabzulassen. — Mir däuchte, eine leise, süße Stimme riefe mich wach. Alfred war aus seinem Bettchen zu mir herüber gekrochen, und sein kleines, holdes Gesicht beugte sich dicht auf das meine. Ein Engellächeln war's, womit er meinem ersten Blick begegnete; mein Auge tauchte in seines, das mich so klar, so tief anblickte, wie der blaue Himmel droben. „Mutter," sagte er, „wache doch auf! Die Vögel draußen singen, und lassen mich nicht schlafen. Mir träumte, Du

warst auch davon geflogen — nicht wahr? Du bist aber da?“ Und mit zärtlicher Inbrunst küßte mich der Knabe.

Eines Kindes Kuß! Lieber Gott, wie viel hast Du der Mutter gegeben! —

In seinem Morgenröckchen nahm ich den Jungen auf meinen Arm, und ging mit ihm in den Garten hinab. Gern lasse ich ihm das erquickende Luftbad der Frühe zukommen; es stärkt! Und Stärke braucht Alfred.

Eben brachte das Dienstmädchen das Frühstück für den Vater; es war sonst immer mein Amt gewesen, das ich mir nicht nehmen ließ, und so sollte er es heute aus meiner Hand empfangen.

„Ist es doch wie in der alten Zeit,“ sagte er lächelnd, da er mich kommen sah mit Kind und Kanne, „wo ich im Freien nichts Warmes genoß, was mein Töchterlein mir nicht vorsetzte; — nur daß damals die Rose noch kein Knöspchen hatte. — —“ Er sagte dies, während Alfred, nach einer flinken Umhalsung des Großvaters, sich mit Kinderhast in die Frühlingswonne seines kleinen Gärtchens stürzte.

Wohl fühlte ich, wie ich erröthete unter dem Gruße meines Vaters.

Du scheinst heiter aufgestanden, erwiederte ich

unvorsichtig, da ich doch weiß, daß man nie ungestraft seine Stimmung bemerkt.

„Das müßte denn sein, daß die Nacht vorüber war, die ich größtentheils durchwachte," entgegnete er mit schnell bewölkter Stirne. „Der Kummer störte meine Ruhe — um Dich, Helene!"

Um mich! rief ich entsetzt, sprich, theurer Vater, wie denn so?

„Die Frage klingt, als wolltest Du Dich meiner väterlichen Sorge fremd machen," war die Antwort darauf. „Warum verbirgst Du Dich vor mir? Ich habe gestern einen tiefen Blick in Dein Herz gethan. Sieh, meine Tochter! bin ich denn nicht Dein treuester Freund, wenn Du auch an Mann und Kind noch was Lieberes hast? Der Fall wäre denkbar, daß Du einen zweiten Mann und mehre Kinder lieb hättest; doch zeitlebens hast Du einmal nur Vater und Mutter."

„Still, Helene!" wehrte er einem Ausbruch meines Gefühls, „lasse uns ruhig mit einander reden, wie Freunde. Sage doch, mein liebes Kind, was ist denn, das Dich ängstet? Denn Angst ist unverkennbar in Dir. Sei offen, Helene! nur die heilige Luft, der Athem Gottes! ist unser Zeuge. Du bist nicht glücklich — nicht, wie ich hoffte."

Die milde Theilnahme, die in diesem Vorwurf lag,

der mich ſchwerer hätte treffen können, rührte mich bis ins Innerſte. Ich ſchloß es auf.

Das wäre vielleicht meine Schuld allein, meinte ich. Mir ſelbſt unerklärbar, ruhe Etwas auf dem Grunde meiner Seele, wie eine dunkle Gefahr; ich komme nicht aus dem Zittern heraus.

Mein Vater ſchüttelte heftig den Kopf, und ſprach: „Das Tiefſte muß klar ſein, wenn es wahr iſt! Die Wahrheit iſt ſo durchſichtig, wenn auch ſo hart, wie der Diamant an Deinem Finger. Was fürchteſt Du denn?“

Meines Mannes Liebe zu verlieren, antwortete ich mit gepreßtem Herzen; er ſcheint gleichgültiger gegen mich geworden zu ſein.

„Dachte ich's doch, daß es darauf hinauslaufen würde!“ ſagte mein Vater, und ſeine Adern fingen an zu ſchwellen. „Helene, biſt Du eine van Aelſt? oder ein liebekrankes Weib, daß der erſte Sommertag der Ehe und ein wenig Nervenſchwäche Dein friſches Herz ſchon welken macht? Auf dieſem Wege wirſt Du ſicher deſſen verluſtig werden, was Dir an das Leben geht. Wirſt Du Deines Mannes liebende Anhänglichkeit feſt halten können, mit Beben? Ich ſage Dir, ſtark mußt Du ſein dazu; und ohne himmliſche Kräfte, die nur die Liebe herabzieht, vermagſt Du es nicht. Laß Dich warnen, Du mein einzig Kind! Dieſe

leidenschaftliche Angst ist Sünde, ist des Todes Stachel! Willst Du Dich, dergestalt gebunden, über Dornen und Felsen schleifen lassen, wenn es Deinem Manne beliebt, sich in pfadlosen Wünschen zu verirren? so daß Du, zerrissenen Herzens, den Geist der Liebe ausathmest?"

O halt ein, halt ein, Vater! rief ich, und bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen.

„Gieb Gott Dein Herz, auf daß es ruhig werde," fuhr nach einer inhaltvollen Pause mein Vater in so verzeihendem und verzichtendem Tone fort, daß mir im Innern der Seele ein Quell der Reue und des Trostes aufging.

„Der Götze besteht nur eine Weile, dann zermalmt er Dich. Du sagtest gestern, als das Mädchen die bräutliche Empfindung schilderte, die es beglückt, ich kenne dies einzige, ausschließende Gefühl, dies ist die Gefahr, die in Deiner tiefsten Seele ruht. Denn wisse, alles Ausschließende muß in den Abgrund! Was uns selbstisch einschränkt, ist böse. Dann klagtest Du, daß der Frühling der Ehe so vergänglich wäre. Dieser Aeußerung wegen habe ich in der vergangenen Nacht nicht auf Rosen geschlafen. — Glaubst Du, daß der Rose Geist verweht? — Freilich, die Rosen des Staubes fallen ab, wenn der Tag am längsten gewesen, auch die Rose am Lichte glimmt

nur einen Augenblick und wird zu Asche; was aber am Lichte Gottes blüht, leuchtet in unverwelklicher Schönheit, ob auch alle Sonnen des Himmels auslöschen."

„Hast Du mich verstanden, Helene?"

Ja, ich habe es! Amen. Gott segne Dich, mein Vater!

Den 24. — Nach 11 Uhr Abends.

Vielleicht kann ich mich schläfrig schreiben. Das Gewitter ist vorüber; nur von ferne murrt der Donner noch, und das Wetterleuchten kühlt die Luft vollends ab. Der Regen rauscht nicht mehr, allmählich wird es hell am Himmel. Immer muß ich mir den Wind, der einen Wolkenschleier nach dem andern hinwegreißt, um die Thränen der Natur zu trocknen, als einen argen Wildfang denken, als einen ungestümen sans façon, den die Mutter nicht zu bändigen vermag. Während sie schon wieder lächelt, schüttelt er die stillsten Bäume, und schüttet einen leisen Schrecken in das kühle Bad der Blumen aus, welches sie sanft ablaufen lassen. — Endlich legt sich doch Alles, Alles! zur Ruhe ein. Welch ein furchtbares Gewitter dieses war! Der Vater spürt es am zeitigsten, wenn die schwüle Luft sich ihres Feuerstof-

ses entladen will. Diese Sympathie — Eckardy nannte einst, und ich erinnere mich dessen, die Elektricität des Vaters eine positive. Der gute Vater! Den ganzen Tag hatte er nirgend Ruhe, und seine üble Laune sprang so unfreiwillig von einem Gegenstande zum andern über, als müßte diese grollende Stimmung das Wetter verkünden. — Der Barometer war tief gefallen, und das Wetterweibchen vor dem Fenster meiner guten Mutter spannte vorsichtig den Parapluie auf, als die Sonne noch Wasser zog.

Auch ich athmete wie unter dem Drucke einer bangen Ahnung. Als nun vor neun Uhr sich Nacht verbreitete, als die Vögel niedrig flatterten, und die Schwalben, ängstlich zwitschernd, mit der kleinen, weißen Brust an dem frisch angeworfenen Mäuerchen klebten: da ward es mir anschaulich, wie man einst glauben könne, der Herr der Welt zürne im Wetter! Sie ist so menschlich, diese Vorstellung. Das Gewölbe des Himmels, wie eine von bösen Gedanken verfinsterte Stirne, die flammenden Blitze, der Donner, diese Sprache der Drohung, mit den spottenden Schlägen, die fast immer einschlagen, und mir wie das Gelächter der Luftgeister vorkommen, womit sie das Herz treffen; auch der Zorn des Wetters hat seinen Hohn! — Dann aber, wenn es nun vorbei ist, wenn Gott spricht: „Es werde Licht!“ und Sonne,

Mond oder der Glanz der Sterne niederstrahlt auf die weinende Erde, der Geist der Versöhnung durch die Natur haucht, jeder Baum mit tropfenden Thränen seinen Schöpfer preist, und auch das kleinste Feldblümchen voller Frische ist, wie sollte man nicht die Liebe der Allmacht fühlen? —

Das Gewitter kam schnell und schwer herauf. Die Menschen standen gruppenweise und schauten auf, ob Feuer vom Himmel fallen werde, und mancher Blick zagte um das arme Städtlein, das kaum zu Kräften gekommen.

Der Vater ging unruhig aus und ein und wußte seines Bleibens auf keiner Stelle. Der Mutter schwache Augen litten von dem grellen Schein der Blitze; doch gab sie auf alles Acht, und sammelte die Schlüssel im Fall ein Unglück geschähe. Die Kinder knieten mit verschlungenen Aermchen auf einem Stuhl, und blickten ohne die mindeste Furcht in den Kampf der Elemente.

Alfred rief mich zu sich heran. „Mütterchen, hör einmal! Wer hascht denn so geschwind die goldnen Schlangen dort oben?“ Der liebe Gott! sagte ich hurtig; Physik zu lehren, wäre mir nicht möglich gewesen.

In diesem Augenblicke trat mein Vater ein, gleich einer wandelnden Rinne, denn bei seinen Wetter-

beobachtungen draußen, hatte er des strömenden Regens nicht geachtet. Die Mutter bat ihn, seiner Gesundheit zu schonen, und sich nicht der Nässe und Zugluft auszusetzen. Der Vater wurde heftig, und wir hatten neben dem großen Gewitter noch ein kleines.

Da machte sich die kleine Helene von Alfred los, trat vor ihn hin und sagte: „Großvater, Du bist ja ganz r a s e n d!“ — Wir waren wie vom Schlage gerührt. Aber mein Vater, der wie bedonnert stand, bewies sich großartig.

„Bin ich denn schon so alt, daß die Kinder mich coramiren müssen?“ sagte er. Die Mutter konnte sich doch eines Lächelns nicht enthalten. Die kleine Helene sprach jenes Wort — wo sie es nur her haben mag? — mit dem Tone ihres Vaters aus; es war, als ob ich ihn hörte. Felix entblödete sich nie, den stärksten Ausdruck für das zu wählen, was er Wahrheit nannte.

O heilige Unschuld der Kinder, wie bewaffnet bist Du! — Der sanfte Knabe verfolgt die feurigen Schlangen, und seine kleine, kühne Freundinn kommt dem Großvater fürchterlich grob, ohne daß ihr ein Härchen gekrümmt wird.

Nur einen schwachen Verweis gab ihr die Mutter, die große Helene kam nach irgend einer Unart nicht

immer so gelinde weg. — Und nun hilft der himmlische Vater noch nach, daß ich gerathen soll. —

Wo gerathe ich hin? —

Den 25.

Gleich nach Tische kam der Wagen, der den Vater auf das Land holte. Die Mutter ist mit den Kindern weit hinaus zu der Milchfrau gegangen, welche versprochen hat, ihnen einen kleinen Stall voll Kaninchen zu zeigen. Nun ließen sie keine Ruhe mehr. Ich bin allein im Hause! So will ich diese ungestörte Stunde anwenden, tausend Gedanken, die sich in meiner Seele, wie auf streitendem Felde, herumtummeln, in ein stilles Bild zu fassen suchen.

Mutter und ich, wir waren am Morgen in des Vaters Studirstube, wo er uns eine Predigt vorlas. Mir däuchte, als hätte es schon ein paar Mal sacht und bescheiden an die Thür geklopft; der Vater aber, der sich ungern unterbrochen sah, verneinte es. Jetzt pochte es wieder, ich stand auf, und öffnete. Eine blasse Frau stand draußen, die mit dem Herrn Propst ein Wort zu sprechen wünschte. Wir wollten uns sogleich entfernen, da schwankt die Frau am Fuß der Schwelle, und wird total ohnmächtig, wie wenn man den Tod vor Augen sähe.

Nichts bringt, wie ich aus Erfahrung weiß, den Vater so außer sich, als ein Zustand dieser Art. Wer ihn nicht kennte! Es ist die weichste Herzensgüte, was seinem Mitleid diese rauhe Schale giebt.

Wir wuschen der Frau die Schläfe mit Weinessig, der über das bleiche Gesicht träufelte, endlich drangen ein paar Thränen unter den geschlossenen Augenliedern hervor, ach, herber noch! — Sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. — Ihrem Aeußern nach, schien diese Frau über die Jugend hinaus, und eben so auch über dem Stande zu stehen, dem sie angehörte. Als eine schwache Röthe diese schmalen Wangen belebte, zeigte es sich, wie hübsch sie einst gewesen, und ein leidsames Lächeln, als wäre das Schwerste nun schon überwunden, schwebte auf ihren Lippen. Diese anziehenden Züge, wie kenntlich-tief drückt doch der Gram seinen Griffel ein! Ich werde sie nie vergessen. — Mit rührender Stimme bat sie uns um Verzeihung, des verursachten Schreckens wegen. Der Vater blickte ängstlich, als wir nun abermals Miene machten, zu gehen, um der Mittheilung nicht hinderlich zu sein; die Frau bemerkte es und sagte: Sie wäre nur gekommen, um sich in einer Gewissenssache geistlichen Rath zu erbitten, und auch wir würden ihrem Kummer unsre gütige Theilnahme nicht versagen. Wie war das Betragen dieser kleinen Bür-

gersfrau doch so fein und edel, wie gebeugt sie auch war; keine Bitte um Verschwiegenheit erniedrigte uns. Dies hohe Vertrauen zu den Menschen ist der Wipfel, der den Himmel berührt.

Ihr bitteres Schicksal mag sie selbst erzählen.

„Mit meinem ersten Manne," hub sie an, und in ihrer Redeweise war ein trauriges Andenken, „habe ich in der zufriedensten Ehe gelebt, obgleich ich ihn nicht aus Neigung genommen, sondern weil es der Wunsch und Wille meiner Eltern war. Einige Jahre vor seinem Tode nahm er meinen jetzigen Mann zum Gehülfen, und da er viel auf ihn hielt, und täglich seinen Fleiß, sein solides Wesen rühmte, übergab er ihm die Lehrlinge, die Leute und das ganze Gewerk. Auch ich war dem Gottschalk gut; doch, Gott weiß es! in allen Ehren. In der langen und schweren Krankheit meines seligen Mannes stand er mir treulich bei; verwacht und verängstet, war ich so schwach geworden, daß ich ihn nicht hätte heben und tragen können, wie es meine Pflicht gewesen wäre. Und da er nun gestorben war, dachte ich nur, welch einen wackern Mann ich verloren, und kümmerte mich um Niemand, hörte aber doch bald hier, bald da, der Gottschalk hätte eine Braut in der Ferne. Dawider konnte ich nichts einwenden, und wunderte mich nur, daß der Gottschalk so zurückhaltend sein könne. Wie ich nun

so weit gefaßt war, redete ich offen mit ihm. Wenn er noch ein Weilchen bei mir aushielte, dann wollte ich ihm Haus und Gewerbe überlassen, daß er seine Braut heirathen könnte, so wüßte ich doch, daß meines Mannes Nahrung in gute Hand käme. Was mich beträfe, so hegte ich den stillen Vorsatz, alsdann zu meiner Schwester zu ziehen, die wohl an hundert Meilen von hier, ein ländliches Eigenthum besitzt, in einer schönen, einsamen Gegend. Dort wollte ich ruhig leben und sterben."

„Der Gottschalk starrte mich an. Braut hin, Braut her! sagte er, damit hat es gute Wege. Frau Meisterinn! ich verlasse Sie nicht — — mir ging ein Gedanke durch den Sinn. Was ein treuer Freund für uns gethan, das versteht man im Herzen, wenn er es auch nicht weiter erklärt. —"

„So gingen ein paar Jahre hin. An Vorschlägen, mich wieder zu verehlichen, fehlte es nicht, wenn ich mich sonst dazu hätte entschließen können."

„Mein seliger Mann hatte den Gebrauch eingeführt, mit all seinen Leuten das heilige Abendmahl zu empfangen. Wer von meinem Brode ißt, pflegte er zu sagen, mit dem will ich auch vom Brode des Lebens essen. Ich änderte nichts in der christlichen Hausordnung. — Als wir nun einst zu Gottes Tische gehen wollten, trat, Abends zuvor, der Gottschalk vor

mich hin, und bat, ich möchte ihm verzeihen, wenn er mich irgend womit beleidiget hätte. — Darauf erwiederte ich, ich weiß von keiner Schuld, mein lieber Gottschalk, als von der meinigen. Der Himmel wolle Vergelter sein zwischen uns! Als einen Segen muß ich Sie betrachten, und als einen Freund! —"

„Das bricht dem Gottschalk das Herz. Er klagt sich der Lüge und des Hochmuths gegen mich an; weil es nicht wahr sei, daß er eine Braut habe, und weil er heimlich hoffe, ich werde die Seine. Dabei dürfe er mir nicht hehlen, daß eine Halbschwester von ihm in Sünde und Schande lebe. Dieser leichtsinnigen Creatur müsse er sich schämen, und dürfe doch nicht vergessen, daß sie die Tochter seines Vaters sei, der sie ihm sterbend auf die Seele gebunden. Solch eine Schwägerschaft mir anzubieten, könne er nicht wagen, gegen eine so ehrenwerthe, wie ich zu geben hätte. — Gottschalk! sagte ich, wer meinen Mann gehoben, und mir die Last der Sorgen tragen helfen, dessen Schwester lasse ich nicht im Elend versinken, hier ist meine Hand!"

Diese Hand zitterte stark, als die Frau inne hielt, und eine kleine Bewegung machte. Mein Vater lüftete die Weste, nur mit Mühe schwieg er noch; mich wandelte es wie ein leiser Brustkrampf an, ich mußte das Fenster öffnen, und blickte mit vollen Augen in

den hellen, heiligen Himmel, unter dem die beſten Menſchen ein blutendes Herz enthüllen. — Als meine Mutter der Frau Gottſchalk zuredete, ſich erſt zu erholen, ſagte ſie — und es drang uns allen durch die Seele —: „Ich bin gleich zu Ende! Das Glück währt nicht lange. Ach! es war doch eine ſchöne Zeit, die wir in Frieden und Liebe durchlebten! Nur daß, als ein paar Jahr vergangen waren, mir mein Mann ein wenig ſtiller vorkam als ſonſt. Wenn ich ihn fragte, ſo meinte er, die Schweſter läge ihm im Sinn, und er traue ihrer Unverſchämtheit zu, daß ſie unverſehens, gegen ſein ausdrückliches Verbot, ſich bei uns blicken laſſe. Doch nur ein Brief kam. Sie war am Sterben, und wünſchte ihren Bruder nur noch einmal zu ſehen, ihres Kindes wegen. Mein Mann ſah mich an, unſere Gedanken begegneten ſich. Ich ſprach: Weißt Du was? reiſe lieber heute, als morgen, und bringe Deiner Schweſter den letzten Troſt. Wir wollen das Kind zu uns nehmen, und es fromm erziehen, und da es ein Mädchen iſt, kann es mir in der Wirthſchaft an die Hand gehen, wenn ich älter werde. Gottſchalk herzte mich, daß ich ſo willig wäre, und reiſte noch am ſelben Tage ab. In ſeiner Abweſenheit überfiel mich eine Angſt, eine Angſt! die ich nicht zu beſchreiben wüßte. In der letzten Nacht vor ſeiner Ankunft träumte mir,

mein Mann wäre heim gekommen und hätte mir eine goldne Kette mitgebracht, ein Otterköpfchen zum Schließen. Als er sie mir um den Hals legte, war es eine lebendige Otter, die stach mich bis aufs Blut; ich zerriß das Schloß und schleuderte sie weit von mir. Und da ich erwachte, hatte mich eine Nadel im Halstuche gestochen. Gegen Abend kam mein Mann nach Hause und brachte mir weder Kind noch Kette, sondern eine Dirne, so groß als ich selber, mit verbuhlten Augen und einer üppigen Gestalt, der man keinen Mangel ansah, und als sie mir um den Hals fiel, da dachte ich an den bösen Traum! Ein Schauer glitt über mein Herz, und mit Abscheu hätte ich ihrer los sein mögen. — Mit meiner Ruhe war es vorbei; diese Reise hatte meinen Mann verwandelt. Wir kannten uns nicht mehr, und ich merkte, daß ich ihm plötzlich zu alt geworden wäre. Er war ganz entbrannt in diese junge Frechheit, die über alle Grenzen geht. — Niemand durfte die Dirne scheel ansehen, ein wackerer Geselle, der ihr ein schnödes Wort gegen mich verwies, mußte zur Stunde fort. —"

„Wie habe ich gerungen vor Gott! Meine Kraft ist hin. Nun erhielt ich einen Brief von meiner Schwester, welche kränklich ist, und sich nach mir sehnt. — Es ging mir ein Licht auf in der Seele, wie wenn ein guter Geist mir einen Gedanken einge-

geben hätte. Wenn ich mich nun aufmachte, in die Weite, und nimmer wieder käme? Bin ich doch auch hier gestorben, mein Testament, der Todtenschein von draußen, vielleicht würde Gottschalk wieder glücklich, wenn es wahr ist, daß die Liebe bessert."

Es war, als hätte mein Vater das Ende dieser schmerzlichen Erzählung mit brennender Ungeduld erwartet. In dem Moment, wo er seinen Mund aufthun wollte, that sich die Thüre auf; der Kirchvater trat ein, und meldete ein Taufen vom nächsten Dorfe, das Kindlein sei schwach, der Vater eilte fort. Gewiß, er wird es mit Feuer getauft haben!

Meine Mutter vertrat ihn einstweilen. Sie sagte: „Wenn ich Sie recht verstehe, Frau Gottschalk, so wollen Sie Ihren Mann täuschen mit der Nachricht Ihres Ablebens?" Die Aermste nickte unter schweren Thränen.

„Das verhüte Gott!" sprach die Mutter, „was wäre denn eine Treue, die nicht aushielte? Das Gold besteht eben in der Gluth seine Probe. Wir schwören ja am Altare, den Mann nicht zu verlassen, weder in Glück noch Leid, und welches Leid wäre größer, als eine Leidenschaft? Jede Versuchung läßt sich überwinden, wenn wir nur fest an Gott halten."

Wie war mir meine Mutter in ihrer anspruchslosen Würde doch so lieb und ehrenwerth! — Diese einfache

Denkart, welche Alles an den Mittelpunkt der Pflicht knüpft, läßt keine Verwirrung zu. Wer es hätte, dies feste Herz, sich selbst so klar! —

Das Geschrei der Kinder rief mich hinweg. Alfred war hart gefallen, eine schlimme Beule sprang mir ins Auge. Ich machte ihm Umschläge von warmem Wein, noch trägt er ein leinen Tüchlein als Verband um die Stirn. Die gute Großmutter ging mit ihm zu den Kaninchen, daß er eine kleine Freude hätte.

Abends 10 Uhr.

Ein Tag des Schreckens war der heutige, der Postmeister hatte meinem Vater im Vorüberfahren einen Brief in den Wagen gereicht, warm aus dem Felleisen. Das „cito" verrieth die ängstlichste Eile, es war kaum lesbar. Aus Wäldchen, von der alten Cordel, die mir meldet, daß meines Heinrichs Vater schwer erkrankt sei, und mich inständigst bittet, sie nicht in dieser Noth zu verlassen. Zweimal schon hat sie an meinen Mann geschrieben.

Die Mutter packt meine Sachen, und will den Alfred hier behalten. Gern wollte mich der Vater begleiten, wenn er fort könnte. Mit dem Frühesten reise ich ab.

Es dürften schwere Stunden zu überstehen sein, fasse Muth, Helene!

Du siehst, es zittern Deine Glieder,
O leg' die Feder aus der Hand!
Das Buch des Herzens schließt sich wieder. — —

Die Sterne standen noch am hellen Nachthimmel, als der Miethskutscher langsam vorzufahren kam. Helene hatte kaum ein kleines Stündchen geschlafen. Die Eltern waren mit aufgestanden, und begleiteten ihre Tochter an den Wagen.

Der Propst sprach: „Die Morgenröthe leuchtet Dir, Helene! Sonnenrosse sind's aber nicht, mit denen Du fährst! — Doch geht Dein Weg durch des Frühlings Auen, nicht durch eine Wüste. Und wenn auch, vielleicht steigt ein Freund zu Dir in den Lebenswagen, ein Engel, vor dem es Licht wird. Nun, reise mit Gott! —"

Mit verhaltenen Thränen drückte Frau van Aelst ihre Tochter zum Abschied an das Herz, und flüsterte: „Um das Kind ängstige Dich nicht, sorge nur für Dich selbst!" — Stumm reichte Helene Vater und Mutter noch einmal die Hand, und in der nächsten Minute waren sie ihrem Blicke entzogen.

Der lange und einsame Reisetag, den Helene nun vor sich sah, schien ihren unruhigen Gedanken vollen Raum zu gönnen. Vorerst war ihr Sinn auf die unerfreuliche Aussicht gerichtet, der sie zueilte: Scenen der Krankheit und des Todes, in der Oede eines Ortes, wie Wäldchen, was ihr schon damals in der Erzählung der Frau Simonis einen bangen Eindruck nachgelassen hatte. — Würde wohl, so dachte sie, ihre Kraft zureichen, für das, was ihr bevorstand? Die Alterschwäche der guten Cordel konnte wenig dazu dienen, sie zu unterstützen, sondern legte ihr vielleicht noch eine mühselige Last mehr auf. Dann fürchtete Helene in eifersüchtiger Angst den Schmerz ihres Gemahls, im wahrscheinlichen Falle, daß sein Vater stürbe, dem er so anhänglich als ähnlich war. Doch als der Tag seinen Vorhang aufrollte, als der frische Lenzmorgen seinen wonnigen Reiz enthüllte, als die Wiesen voll schlafender Blumen aufathmeten, die Erde nur wie ein großer, grüner Maienbaum erschien, darauf die Vöglein sangen, und jener wundersame Hauch der Saatfelder den Geist ihr in das Herz wehte, der da linde und leise sprach: „Alles Werden ist für die Zukunft!“ da konnte Helene nicht an Vergängliches mehr denken. — Dem Vogel, der sich in den Zweigen wiegt, blüht Freude im Gesang, Lust grünt an der kleinsten Hecke, jedem

Halme ist im Tröpflein Thau eine Sonne gesäet, ein Strahl der Gottheit, und der Mensch, mit dem Durst nach Glückseligkeit im Busen, sollte nicht für seinen Himmel geschaffen, und von Dir vergessen sein, Du Liebe aller Welten? —

Dieser Gedanke entfaltete Schwingen in der traurigen Seele Helenens. Sie überließ sich einem sanften Naturentzücken, und schwebte im Flügelkleide vergangener Tage mit den goldnen Wölkchen über Berg und Thal.

Helene war in einer Gemüthsstimmung zu ihren Eltern gekommen, sehr unähnlich derjenigen, worin sie ihre gebornen Freunde einst verlassen. Vier Jahre verändern viel, für ein leidenschaftliches Gefühl können sie ein tausendjähriges Reich innerer Erfahrung sein. Mit einem Herzen voll erschöpfender Liebe für ihren Gemahl, erschöpfte Helene doch zuweilen nur seine Geduld. Der Baron gehörte jener Classe von Männern an, welche sehr behutsam genommen sein wollen, weil der Stolz ihres Geschlechts sich gegen die Fessel der Ehe sträubt. —

Davon hatte Helene nun keinen Begriff. Wer da liebt, wahrhaft liebt, hört so leise in sein aufmerksames Herz hinein, daß es manchmal nicht zu fassen ist. Für das zarteste Verständniß ist die Welt zu laut.

Von allen liebenswürdigen Eigenschaften seiner Gattinn hatte der Baron ihre natürliche Fröhlichkeit vorzugsweise geliebt; doch diese holde Blüthe der Gesundheit, Leibes und der Seele, hängt wohl am wenigsten von unserm Willen ab. —

So war denn für die krankhaft gespannten Nerven der jungen Frau das Pfarrhaus in Liebstadt ein Wohnsitz der Ruhe geworden. Die früheſten Eindrücke erwachten, Helene war in Frieden bei ihrem Vater und bei ihrem Gott. Der milde Sonnenschein in der Seele ihrer Mutter ließ der Tochter trübes Gemüth sich selbst klar werden, und stellte, was ihr etwa schreckhaft erschien, unter sanftere Gesichtspunete.

Das unaussprechliche Gefühl, ein anderes als dieses friedsame Glück gesucht und einen Augenblick genossen zu haben, dieses Gefühl, tief, wie die Reue, und zart wie das Mitleid, bedrängte Helene. Sie legte sich wie ein Kind in die Arme ihrer Eltern, um den Athem der Heimath zu trinken, auf daß ihr der Segen des frommen Vaters schirmend würde, und das sanfte Wesen der Mutter ihren ängstenden Zweifeln zu Gute käme, mit dem stillen Gebet: „Gieb ihr einen neuen, gewissen Geist, o Gott!“

Daß Helene nicht früher zu dem ersehnten Besuche bei den Ihrigen hatte gelangen können, und so bald abgerufen worden war, sah sie jetzt als eine weise Zurückhal-

tung der Liebe, die über der Zeit waltet, als eine Fügung des Himmels an. — Willig wollte sie folgen. Es war schon spät, als der Wagen vor dem Forsthause in Wäldchen hielt, um welches uralte Bäume ein zeitiges Dunkel verbreiteten. Die Schatten des Abends durchblickte nur ein zweifelhafter Schimmer aus dem Schlosse. Noch düsterer waren die Vorstellungen, unter denen dieser einsame Aufenthalt Helenen erschien, und noch schwächer der kleine Strahl ihrer Hoffnung. Mit bangen Athemzügen harrte sie der Nachricht, welche sie empfangen würde.

Nicht lange, so ward auch die gekrümmte Gestalt der alten Cordel sichtbar auf der Schwelle. Das, „Willkommen!“ wozu sie ihre kraftlose Stimme erhob, weil der Wind in den Zweigen rauschte, war gleichsam ein helles Lächeln, welches Gutes verkündete.

„Nun, dem Himmel sei's gedankt!“ rief sie in den Wagen, „wenn die Besserung so fortfährt, so dürfen wir hoffen. Herr Jesu! Das war ein Hausch — ich habe alle Hochachtung vor dem Schlage.“

„Den Vater hätte ein Anfall vom Schlage getroffen?“ fragte seine Schwiegertochter bestürzt, indem sie ausstieg.

„Schlag oder Fluß,“ erwiederte in Kürze die Pflegerinn des Hauses, „Gott mag es wissen! Es ist Eines so schlimm als das Andere. Wir Landleute

kennen nicht viele Krankheiten. Ich bin nur froh, daß die Frau Forsträthinn nun da sind, um Lebens und Sterbens willen."

Der alte Baron, in der Tiefe eines langen Zimmers aufrecht sitzend, zwei Jagdhunde von schönster Zeichnung auf einem farblosen Teppich zu den Füßen ihres kranken Herrn, der ihr leises Murren durch einen kaum merklichen Wink niederhielt, — ein großer, ovaler Eichentisch dicht daneben, bedeckt mit weißen, zum Theil aufgeschlagenen Büchern, und in Mitten ihrer eine Lampe, welche so kümmerlich brannte, daß diese unleserlichen Handschriften keinen lichtvollen Gedanken hatten verrathen können, — an den Wänden nachgedunkelte Familienporträts und ein kleines Arsenal von Waffen, wie sie der Jäger braucht, nur traumhaft beleuchtet: dies war das Bild vor dem Helene stand, in Thränen einer unbewußten Rührung zerschmelzend.

Ihrem Blick fiel es jetzt mehr als jemals auf, wie ähnlich ihr Gemahl dem Vater sähe. Und dieser alte, blasse Kopf mit den tiefgefurchten Zügen, drückte ihrer Phantasie plötzlich eine Verwandlung ein, wie wenn das lebendige Antlitz Jenes, einst dieser bleichen Büste gleichen könnte! — Es war ihr, als müßte sie das Leben dieses Mannes, der seinen Jahren voraus ein Greis geworden, aus allen Kräften fest zu halten

ſuchen, und nichts war ihr ſo dringend, als der Wunſch, daß ſie ihn pflegen möge.

„Warum weinſt Du, Helene?“ ſagte der Baron, und reichte der jungen Frau ſeines Sohnes nochmals die Hand entgegen. „Sieh, ich lebe ja noch, ob ich es auch zufrieden geweſen wäre, daß ich ſtürbe.“

Helene machte eine ſchmerzliche Bewegung, ohne antworten zu können.

Und mit bedauerndem Ton ſetzte der Baron hinzu: „Du haſt Vater, Mutter und Kind verlaſſen, arme Tochter! meiner unbedeutenden Krankheit wegen. Das thut mir leid. Wird es Dir hier nicht zu öde ſein? Du wirſt ſehr vorlieb nehmen müſſen.“

„Mein theurer Vater,“ ſagte Helene, „die Liebe bringt keine Opfer. — Wenn ich ein Weniges nur zu Ihrer Pflege und Erheiterung beitragen könnte, wie glücklich würde ich mich fühlen! Ich zittere vor Freude, daß ich Sie nicht kränker finde. Wie froh wird Heinrich dieſer guten Nachricht ſein!“

Auf des Barons ausdrückliches Verlangen ſchrieb Helene ihrem Gemahl ſo beruhigend als möglich, daß er nichts erführe, was bei ſeinen Geſchäftsreiſen zu einer ſtörenden Unterbrechung für ihn werden könnte, wenn auch in Gedanken nur. Helene wagte nicht zu äußern, wie gern ſie den Gemahl wiedergeſehen hätte, *hier*! wo ihre Liebe hätte laut werden dürfen, in vollen

Recht der Ruhe. Daß er nur flüchtig verweilen könnte, war kein Einwurf für ihr Herz —; dennoch ist es oft der innerste und eigenste Sinn, was den Wunsch und Willen Anderer bestimmen hilft. — In dieser Abgeschiedenheit von jedem andern Familieninteresse lebte Helene nur für die Person ihres Schwiegervaters in zarter Sorge, ihn geistig aufrichten zu helfen, während sie das, was für sein körperliches Wohl geschehen konnte, der treuen Hand seiner bisherigen Wärterinn überließ. Der holde Anblick der jungen, liebenswürdigen Frau, die den Gemahl im Vater ehrte, und sich mit angeborner Feinheit in dessen sonderbare Weise zu fügen wußte, belebte den Kranken sichtlich. Wenn ihre zartbesaitete Stimme im Tone der Innigkeit zu ihm sprach, und nach seinen Befinden fragte, so antwortete er ihr erquickt, daß ihm wohl sei, und bei dieser Sorgfalt für seine Gesundheit, erholte Helene sich auch zusehends. Dem Bedürfniß, allein zu sein mit sich selbst, und frische Luft zu genießen im Freien, gönnte Helene täglich einen weiteren Spaziergang, auf dem der alte Baron, mit noch matten Schritten, sie nicht begleiten konnte; sonst widmete sie ihm all ihre Zeit.

Und bei diesem öden Verlauf der Tage, zwischen ungeselligen Mauern und der Einsamkeit des Waldes, der für Tausende ihres Geschlechts freudlos gewesen

wäre, war ein Frieden über dies Gemüth gekommen, ein tief-stilles Gelassensein, dessen Quelle nur das einfache Gefühl erfüllter Pflicht war. — Jeder Blick auf die hinfällige Gestalt der kleinen Cordel, die nicht abließ, mit ihren emsigen Händen Gutes zu schaffen, beschämte die jugendliche Frau. Helene sehnte sich, Ruhe zu finden; die tiefste, ehe die Aufgabe des Lebens vollendet wäre.

Wir belauschen Dein Selbstgespräch, Helene! —

„Wenn ich die Cordel ansehe, so schweigt jede Klage in mir. Diese verschwundenen Lippen — ein schmales Strichlein erinnert nur noch daran — hat nie der Kuß eines Mannes berührt; ihr müder Leib, diese zusammen gesunkene kleine Hütte, wird bald ein Häufchen Asche werden; ach, ein einziges nur, und ihre Seele, eine jungfräuliche Lampe, wartet auf den himmlischen Bräutigam. Was habe ich denn nun dem lieben Gott zuvor gegeben, daß er mich die volle Seligkeit der Liebe kosten ließ? Ich bin Mutter, der Himmel ruht in diesem Gefühl! — Wahr ist's, das einzige Fünklein Glück, das von dem großen Götterheerd herüber sprüht in das arme, kleine Leben, es verklärt und erlischt, aber es glimmt höher!" —

Nichts übt auf ein leidenschaftliches Gemüth eine beschwichtigendere Gewalt, als der Umgang mit alten

Personen und die Pflege der Kranken, wenn diese auf dem Wege der Herstellung sind. Wir gedenken hiebei jener englischen Worte: „Der Sieg ist's, der das Herz besänftiget.“ In so fern war Helene im Forsthause ganz an ihrem Platze. Nächstdem befand sie sich hier unter dem Einfluß eines Geistes, der von beruhigender und segensreicher Wirksamkeit auf den ihrigen gewesen war; Frau Simonis lag im Wäldchen begraben, und ihr schriftlicher Nachlaß war ihrem Gemahl verblieben, eine heilige Schrift für ihn! — Zwar hatte Helene die Papiere ihrer mütterlichen Freundinn erben sollen; aber der lebhafte Wunsch des alten Barons eignete sich diese schätzbare Sammlung an, welche erst bei seinem Ableben bestimmt war, an die genannte Erbnehmerinn zu kommen. Einzelne Aufsätze waren es, entstanden durch das Gefühl des Augenblicks; der Erguß eines vollen Herzens, welches über das innerste Leben ausströmte.

Helene las ihrem Schwiegervater zuweilen vor, da seine Augen schwach geworden waren, und die Handschrift sich mitunter in erblaßter Tinte und unleserlich wies. — Auch war es ihr eigenes Bedürfniß.

Einst als Helene im Begriff war, ein noch nicht von ihr berührtes Heft anzufangen, sagte er, mit einem Blick auf den Umschlag: „Gieb Acht, Helene,

bevor Du beginnst, muß ich Dir etwas mittheilen. Da pflegt mein kleines Wirthschaftsfräulein des Abends seidene Fleckchen zu zupfen, eine kindische Beschäftigung, die mich schläfrig macht, vom Sehen. Es ist aber ein altes, gutes Kind, die Cordel! Fremd in allen weltlichen Dingen, daß es einen rührt, und so mag ich ihr diesen Schein von Nützlichkeit nicht rauben. Wahrscheinlich geschah es in Folge davon, daß, als meine theure Entschlafene mir im Traume erschien, sie solche Läppchen von allen Farben in ihrer weißen Hand hielt, und hier und da als Zeichen in dies Heft legte, in das Heft, das Du in Deinen Händen hältst, und welches dem Rande des Tisches zunächst lag; ich kenne es wohl. Sie deutete mit einem schattenartigen Lächeln darauf hin, und verschwand."

„Wie gesagt, es kann sehr natürlich sein, dennoch war es seltsam, daß — Du begreifst, daß, sobald ich erwachte, dies Buch mein Erstes war, — ich einzelne Blättchen, die nicht zum Ganzen gehören, mit bunter Seide darin angeheftet fand. Worauf ich Dich nur habe aufmerksam machen wollen."

„Wirklich, hier ist schon Eins," bemerkte Helene, nachdem sie mit leisem Grauen mehre Seiten umgeblättert hatte.

„Lies laut, ich bitte Dich!" entgegnete der Baron,

„obgleich ich den Inhalt bis auf jede Silbe kenne.“ Und Helene las:

Einsamkeit.

Wie bist du so erquickend für den Leidenden, gleich dem Thau, der den gebeugten Halm erfrischt, daß seine Frucht nicht verloren werde. Jeder Gram ist einsam, jede Thräne des Unglücks, ob auch geweint in Mitten unzähliger Zeugen. Wer dringt in das Innerste? Niemand fühlt wie der Andere. Gott kennt uns! Nur in der reinsten Liebe ist kein trüber Augenblick, kein Schmerz. Sie ist das tiefste Geheimniß der Offenbarung.

Die Weise einsamer Tage ist wie der Gesang der Blinden, er bringt das Herz in wehmüthige Ruhe. Der Tod ist das Einsamste. Doch wenn im Grabe ich nun geschlummert habe, dann wird Alles klar. Vergieb, Allgütiger! Dem, der vor Dir noch weint. Ich war allein. Einst erkenne ich die verwandte Seele, die ich liebe. O wahrlich! herrlicher steht unser Ziel einst da, weil einsames Dunkel es deckte.

Helene hielt inne. „Weiter!“ sprach der Baron mit verhaltener Stimme.

Nach einer gedankenschwere Pause, sagte Helene, tiefer Athem schöpfend: „Nun kommt ein Blatt mit einem grauen Faden befestiget —“

Ihr in die Rede fallend, erwiederte der Baron: „Das ist das

Alter.

Du möchtest es überschlagen, aber — es darf Dir nicht erlassen sein.“

Und Helene las wie folgt:

O du gefürchtetes! ich lächle deiner Schrecken. Mir bist du, was die Bank dem Müden ist, eine kleine Pilgerruhe vor der Burg Gottes, wo man das Abendläuten hört, und betet. — Die thörichten Menschen halten dich für eine Oede, und du bist die schattige Insel, die den gestrandeten Seefahrer aufnimmt. Um deine sichere Küste braus't das bittere Meer der Welt voll Stürme. Meine Freuden sind versunken, ich sehne mich nicht zurück. Arm käme ich wieder. Auch Perlen der Sehnsucht sterben endlich ab und müssen in die Erde kommen, um frisch zu glänzen.

Ein kleiner Nachen trägt mich dereinſt ins Vaterland. Meine Lieben breiten mir die Arme entgegen — —

„Halt ein! halt ein!“ rief der Baron in gewaltſamer Bewegung, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Eine lange, lautloſe Stille trat ein.

„Wir wollen die Vorleſung doch lieber ein andermal fortſetzen,“ ſagte Helene ſanft, da ihr Schwiegervater nun mit einem erwarteten: „Nun?“ aufblickte.

„Nein, liebe Tochter!“ widerſprach er, „fürchte nichts für mich! Ich weiß Alles auswendig; ſogar wie die Blätter folgen. Nun kommt: Der Troſt der Sterne — nicht wahr! Demnächſt: Die Sprache des Gewiſſens — dann, ach, wie oft habe ich die Zeilen geleſen, auf denen jetzt Dein Auge verweilt! die Ueberſchrift iſt:

Glaube.

„Lies ihn auch, Helene! und hefte Dir ihn ins Herz! mit Fäden, flammend, wie dieſe da!“

Helene hob erhöheten Tones an:

Mein himmliſcher Vater! wie wird dies dein göttliches Pfand doch ſo fälſchlich genommen! Ein Schwert iſt's dem Einen, das er ſeinem Haſſe

leiht — eine leere Scheide dem Andern, zwischen ihm und dem Nächsten. Den Meisten eine armselige Form.

Und was bist du denn, heiliger Glaube? Die Heimath des Verbannten! Du nimmst die Flüchtlinge des Lebens auf und zerbrichst ihre Fesseln kraft deiner lösenden Gewalt. Du öffnest den Himmel. Der Glaube hält jedes Versprechen des Herzens und überwindet Alles. Die Ehe der Liebe, nenne ich dich, die Treue der Freundschaft, das innigste und zarteste Band zwischen Gott und Menschen. Was ist eine Verbindung ohne Glauben? Ein Wahn! Glaube ist der Wahrheit Siegel. Wo der Glaube die königliche Binde umlegt, da ist die höchste Macht. Worauf ich von ganzer Seele traue, das muß ewig sein! —

Helene zeigte sich tief ergriffen. Sie las nochmals für sich, was sie eben gelesen, und sagte alsdann: „Ich glaube — hierin liegt eine selige Gewißheit. Das ist wahr. Nicht anders, als vernähme ich die Stimme der Verewigten, ist mir zu Sinne, denn was sie mir jemals vorausgesagt, hat sich bewährt."

Der Baron nickte schwer und schwieg. Schon

wollte Helene das Heft weglegen, als ihr Trauring sich an einem Fäserchen schwarzer Seide verfing, daran ein vergilbtes Blättlein nur noch lose hing. Das überschriebene Wort war kaum mehr zu lesen, so erloschen waren seine Züge; aber nach jener anziehenden und unerklärbaren Magie, kraft welcher der Blick haften muß auf Dem, dessen er mit Furcht und Schauern ansichtig wird, las Helene von Anfang bis zu Ende:

Scheiden.

Wort von schneidendem Klang, die Welt widerhallt von dir! Doch nimmer wird das Herz dich fassen lernen. Gott wollte nicht, daß du gesprochen würdest. Wenn du die Wege Derer bestimmst, die gern miteinander gegangen wären, dann geht ihnen der Schmerz zur Seite, und mit Sehnsucht schauen sie zurück. Doch die Liebe führt sie nach einer kleinen Zeit wieder zusammen. — Wehe aber, wo du deinen richterlichen Spruch an Denen vollziehst, die sich für ewig verbunden! Da ist der Hausaltar gestürzt, die Kinder sind Waisen — die Gattinn, weder Frau noch Wittwe, sieht ihres Gartens Rose zertreten am Boden; denn der Freund ihres Herzens ist ein Feind ge-

worden, der bewaffnet gegen ihre rührende Gewalt die Seinen theilt oder verläßt. Das Familienherz ist zerrissen, und diese Wunden heilen nie! — Gott des Erbarmens! Du, von dessen Liebe uns nichts scheiden soll, — gieb mir, die ich von jeder Hoffnung schied, nur von der nicht, daß Deine Gnade mir bliebe, — gieb mir Deinen Segen, daß diese Schriftzüge einst einem Gedanken der Scheidung begegnen!

Wer du auch seist, beleidigtes Herz! das ich wenden möchte, folge mir! Die Liebe sucht nicht das Ihre und läßt sich nicht erbittern; auch verstoßen und verlassen bleibt sie treu. Nur sein Angesicht verhüllt der Engel, — endlich löset der Himmel alle irdischen Bande.

Helene, unfähig, ihr Gefühl zu beherrschen, sprach: „Wenn Sie mir dies Blättchen ließen, wenn ich es behalten dürfte — ich wollte es heilig halten. Sehen Sie, es ist schon abgelöst, und fällt mir gleichsam zu.“

Der Baron, dem die Heftigkeit auffiel, mit der seine Schwiegertochter diesen Wunsch äußerte, da Helene sonst im Tone der Gleichgültigkeit vielmehr ablehnte als annahm, sah ihr aufmerksam in die Augen. Sie standen voller Thränen, und in der Dämmerung seiner

Seele ging ihm ein unerfreuliches Licht auf. Er ſagte: „Dennoch reiße ich es mir, ſo zu ſagen, vom Herzen. Aber nimm es nur, es iſt wohl verwahrt bei Dir; den Wald, den ſchönen, ſtolzen Wald wollte ich lieber verſchenken, als ein beſchriebenes Blatt hiervon. Dieſe welken Blätter, ein Frühling ſind ſie mir, dem ich nachlebe, und keinen Federzug, auch nicht den kleinſten Gedanken möchte ich miſſen. So fühlſt Du, mein gutes Kind, daß ich Dir nichts abſchlagen kann.“

„Vater meines Heinrichs!“ ſagte Helene, und küßte mit dem Ausdrucke zärtlichen Dankes ſeine Hand, „wie gütig ſind Sie gegen mich, wiſſen Sie, was mich auf das Innigſte bewegt? Wenn Frau Simonis dies gewußt hätte! Vergeben Sie mir nur, daß ich unſere Selige immer noch mit dieſem Namen nenne — und auch eine Frage, die ſich vielleicht nicht geziemt, wie war es Ihnen möglich, bei dieſer Geſinnung möglich, den Geiſt der wahrſten Liebe zu verkennen?“

„Das will ich Dir ſagen,“ erwiederte der Baron, „vielleicht thuſt Du die Frage zur rechten Zeit, mir däucht, meine Antwort könnte Dir einmal von Nutzen ſein. — Sieh nur, Helene, der Menſch iſt ſich ſelbſt ein Räthſel, es war ſo leicht! denken wir Alle, nämlich wenn es gelöſt iſt. Doch nichts iſt ſchwerer, als einen Charakter errathen, das Herz zerreißt nicht ſelten dabei. Von früheſter Jugend an war meine Natur

sträubender Art. Ich lehnte mich auf gegen den Zwang der Erziehung, von der Hand der Liebe wollte ich mich nicht binden lassen, so mußte mich denn das Schicksal gewaltsam beugen durch mich selbst. —

Meine junge Freundinn ging mir wie mein Genius zur Seite, und hielt mit engelgleicher Langmuth mir die widersetzlichen Launen zu Gute, womit mein Dämon ihre Liebe auf die Probe stellte; was aber ein echter Mann ist oder werden will, verträgt auf die Länge weder Schutz noch Gnade eines weiblichen Wesens. Wahrlich! es gab Augenblicke, wo ich mich Der, die ich liebte, abgewendet fühlte."

„Gerechter Himmel!" unterbrach ihn Helene, „so verträgt am Ende kein Mann die Liebe einer Frau?"

Der Schwiegervater belächelte gleichmüthig diesen himmelschreienden Ausruf und sprach: „Es ist bitter, mein Kind, aber auf gewisse Weise wahr. Die Franzosen haben ein Wort, das jene Liebe vollkommen ausdrückt, die allein vergolten wird. Willst Du wissen, welches? Resignation! — Gehen lassen — das führt zum Ziel. Verzicht leisten, mit gefaßtem Gemüth, Dieses, wenn irgend etwas auf Erden, leistet Bürgschaft und hält fest zusammen. Auch die zärtlichste Achtsamkeit, die zarteste, wird vom männlichen Uebermuthe als eine Aufsicht empfunden. Was mich betrifft, ich wollte frei sein, ich armer, elender Narr des Unglücks! Und so

wurde ich der Raub einer wilden Leidenschaft. Du kennst die Geschichte unserer Trennung, Helene, ich weiß es. Was damals mit mir vorging in jenem Moment, wo ich vor der Gräfinn stand — der Wildhüter, der die Briefe getragen, hatte sich ihr zu Füßen geworfen und seine Mitschuld entdeckt, an dem, was geschehen war —, in die Lüfte möchte ich es schreiben, daß es in jedem Athemzuge einem verirrten Menschenkinde zu Herzen ginge! — Jener Augenblick traf mich, wie ein vernichtender Strahl, aber meine Verblendung war vorüber; als wären Schleier von meinen Augen gefallen, so starrte ich die Gräfinn wie eine mir fremde Erscheinung an. Der Stolz dieser wunderschönen Frau war etwas Rührendes geworden, was mich jedoch jetzt völlig gleichgültig ließ. Meinem verschwundenen Engel in seinem reinen Glanze folgte ich mit stürmenden Gedanken, die den Himmel sprengen mögen. So viel ich mich erinnere, sprach die Gräfinn den Wunsch gegen mich aus, sich meines verlassenen Kindes annehmen zu dürfen, bis sich die Mutter wieder fände. Suchen Sie Sich zu fassen, sagte sie mitleidig zu mir; ich hörte nur das Wort: Suchen, und verließ, dieser Absicht dunkel mir bewußt, das Schloß — das Forsthaus — mein Wäldchen — meine Welt.“ —

„Gott! welche Zerrüttung!“ warf Helene mit einem tiefen Seufzer ein.

„Ja, mein Kind," antwortete der Baron, „so war auch mein dumpfes Gefühl, als ob Trümmer hinter mir lägen. Mein Fall war einzig. — Wie könnte ich Dir, Du schuldlose Seele, die verzweiflungsvolle Furcht schildern, in der ich umher irrte, an jedem Wasser hin, das mir kalten Angstschweiß auf die Stirne trieb, so oft ich ein Mützchen von weißlichem Schaume auf den Wellen sah. Tage, Nächte waren verflossen, in denen ich ohne Nahrung geblieben, als ich mich plötzlich bis zur Ohnmacht schwach werden fühlte. Wie im Taumel war ich an ein hurtiges Flüßchen gekommen, hier wollte ich meinen brennenden Durst löschen; Weiden hingen tief am Ufer nieder, eine Stunde Schlafes an dieser schattigen Stelle, danach sehnte ich mich noch mehr. — Wie im Traume hatte ich einen Ruf zu vernehmen geglaubt, aber die Gedanken waren mir nicht klar. Jetzt, da ich mich beugte, um zu schöpfen, umfaßte mich ein Arm so fest und innig, daß ich ihm schwerlich hätte entrinnen können, und eine sanfte Stimme sprach: Freund, thue Dir kein Leides! — Als ich erschrocken auffah, stand ein Jüngling neben mir, reisemäßig angethan, mit einem breiten Sonnenhute auf dem Haupte. Sein liebes Gesicht, unvergeßlich sehe ich es noch vor mir! — Ein Hündlein, sein Gefährte, legte, gehorsam auf den Wink, eine Feldblume, die es zwischen den Zähnen hielt, zu meinen

Füßen nieder, und nun erſt ſchlug der kleine Kläffer an.“

„Es giebt Schutzgeiſter der Menſchen, Helene, glaube es mir, und dieſer Jüngling war mir ein ſolcher. Es würde zu weitläufig werden, wollte ich auf ſeine Herkunft und den Gang ſeines Lebens zurückgehen, genug, es reicht hin, wenn ich Dir ſage, daß dieſer junge Menſch, der Taucher hieß, ein Abkömmling der Quäker und auf dem Wege nach Nordamerika war, einen verſchollnen Vater aufzuſuchen. In ſchlichter Rede, mit wenig Worten erzählte er mir ſein Schickſal, das er als eine Führung Gottes anſah. Dieſe Begegnung entſchied über das meinige. Mir ging das Herz vor dieſem Jüngling auf, und ſeinem gereiften Ernſte vertraute ich mein Unglück.“

„Freund! ſagte er, o, mit welcher Milde! Dich ſtrafbar zu finden, ſtehet mir nicht zu. Nur das weiß ich, daß Du Dich ſchwer verſündigeſt, wenn Du eine ſo gute, fromme Frau, wie Du ſie ſchilderſt, eines Verbrechens fähig hältſt. Und der Selbſtmord iſt das größte! Nein, daran denke fürder nicht. Sie lebt! Sie lebt gewiß, mir ſagt's der Geiſt, nur hält ſie ſich gewiß aus guten Gründen vor Dir verborgen. — O Helene!“ ſetzte der Baron mit wankender Stimme hinzu, „ich ergriff die Hand des Jünglings, der mir dieſe tröſtende Verſicherung gab, und badete ſie mit

meinen Thränen. Es war eine Kraft über mich gekommen, die mich aufrecht hielt, das belastete Leben tragen zu können."

„Dem Himmel sei Dank! ich athme wieder auf," fiel Helene ein, „Sie waren nun in gutem Geleit."

„In dem eines Engels, der mir wie von Gott gesendet kam," lautete die Antwort ihres Schwiegervaters. Er fuhr in seiner Erzählung fort: „Mit leichter Mühe gelang es ihm, mich zu bereden, daß ich sein Geleitsmann würde, auf der gefahrvollen Reise übers Meer. Dahin war ja der Zug meiner Seele gerichtet gewesen, von jeher. Vorerst gingen wir nach Hamburg, wo mein junger Freund einen reichen Vetter hatte, der im Begriff stand, ein Waarenschiff auszurüsten, das erst gebaut worden war. Der Bauherr aber, ein harter Mann, hatte Streit mit den Zimmerleuten bekommen, und die Folgen hätten unser Aller Verderben werden können. — Dort versah ich mich mit Gelde, indem ein Agent sich willig finden ließ, mir ein Darlehn auf mein Erbtheil vorzustrecken, wozu ich ihm das Nöthige ausstellte."

„Ein paar Wochen hatten wir in jenem unruhigen Hause zubringen müssen, als das neue Schiff vom Stapel lief. Es hieß Bona fide, zu Deutsch: auf Treu und Glauben; aber die Arbeiter hatten treulos gehandelt. Nur zu bald bekam das Schiff

einen Leck, der uns vollständig in Athem erhielt, und mit Grund der Wahrheit muß ich bezeugen, daß Bona fide über den Ocean gepumpt worden."

„Aus all meinen Kräften habe ich redlich dazu beigetragen, und die Kraft Eines, der nicht mehr am Leben hängt, vermag viel!"

„Was ich in dem fremden Welttheil erlebt, und wie ich als Krieger mit dem Schwerte pflügte, dann als Pflanzer mir Segen erwarb, habe ich Euch hinlänglich mitgetheilt. Sollte es Dir jedoch entfallen sein, so nimm einen abenteuerlichen Roman zur Hand, den ersten, den besten, Du findest Aehnliches darin, Helene. Es ist Alles an mir vorübergegangen."

„Nicht weit von Neu-Yersey verlor ich meinen jungen Freund. Die Flucht vor einer wilden Horde hatte uns getrennt, und nichts war mir gewisser, als daß der liebenswürdige Jüngling erschlagen wäre. Ich begrub ihn in meinem Herzen, meine Seele trauerte, und der Gedanke, daß mir in ihm mein guter Engel sichtbar gewesen, verließ mich nie."

„Nur die riesenhafte Anstrengung, mit der ich arbeitete, als wäre der Himmel, den ich mir verscherzt hatte, zu verdienen, konnte ein Gefühl von Heimweh, an dem ich litt, so weit bezwingen, daß ich der Ausdauer fähig war, bis ich Etwas vor mich gebracht hätte. Endlich kam dieser heißersehnte Zeitpunkt, und ich schickte mich

zur Rückkehr an. Ich war ein Mann geworden, reich an Erfahrung, und was man sonst noch reich zu nennen pflegt; aber die goldnen Träume der Jugend — die lagen wie im Nebel hinter mir."

„Auf dem Boden der Freiheit — mir schauderte bei dem Gedanken, daß er mit Blut gedüngt wäre — hatte ich bittere Früchte gefunden. Unerreichbar schwebte mir vor, ob ich's Freiheit, ob ich's Liebe nannte, was meine kühnsten Wünsche einst als das Höchste anstrebten. Nun erflehte ich vom Himmel nichts mehr, als einmal noch den Anblick von Weib und Kind, einen Kuß der Versöhnung, und ein Grab in der Erde meiner Heimath, dann wollte ich mit Freuden sterben. Wie nun das weite, blaue Meer vor mir lag, das ich erst durchschiffen mußte, als der Wind in die Segel blies, und die Flügel der Schwalbe auftauschten, die verjüngende Frühlingsluft zu durchschneiden, um das alte Nestlein aufzusuchen" — — —

„Ach, theurer Vater, bitte! enden wir nun," bat Helene dringend, „es wird mir schwarz vor den Augen, da ich weiß, was nun kommt, und wie Sie in die Gewalt der Seeräuber geriethen. Sie bedürfen Ruhe, und der Sturm jener Nacht, jener furchtbaren Noth darf nicht aufgeregt werden in Ihrem Gemüth. — Wollten Sie nicht ein Brausepulver nehmen? Vielleicht gäbe es Ihnen bessern Schlaf."

„Es hat nun ausgestürmt," antwortete der Baron gelassen. „Das Meer braust von ferne — — — mit dem Pulver aber, Helene, hast Du mir die besten Gedanken verschüttet. Was ich doch sagen wollte? Ja, man brachte mich nach Algier, Du weißt es. Dieses schrecklichsten Zustandes erbarmte sich Gott, ich war verwundet und betäubt. Ein Schlag auf das Haupt hatte meine Denkkraft gelähmt, eine Quetschung am Arm war durch die angelegte Fessel sehr schlimm geworden. Die Hand der Nemesis ruhte schwer auf mir, doch gefühllos, wie ich war, empfand ich mein Elend nicht. Das Wort: Sclaverei, das ich so oft freventlich gebraucht, wäre mir bei hellem Bewußtsein ein Dolch geworden, der sich in meinem Herzen umgewendet hätte."

„Armer, armer Vater!" rief Helene fast weinend, „wie leid thut es mir, diese Wunden der Seele unvorsichtig berührt zu haben." —

„Sei ruhig, liebe Tochter, sie sind vernarbt," entgegnete ihr Schwiegervater mit gefaßtem Tone, „nur zeigen wollte ich Dir, wie die Vorsehung mich leitete, daß ich zur Erkenntniß meines Unrechts kam. Mein Freiheitsschwindel hatte mich in diese Ohnmacht versetzt, oder war vielmehr ein unklares Vorgefühl davon gewesen. Doch jeder gewaltsame Druck muß endlich zu einer rettenden Macht werden. Vielleicht war die

unselige Leidenschaft, welche, wie ich später einsah, meiner wahrsten Liebe keinen Eintrag gethan, ein Mittel, meine theure, gekränkte Frau dem Frieden ihrer reinen Seele anheim zu geben. Nur menschlich schließen kann ich, in den Rathschluß der Gottheit eindringen zu wollen, wäre vermessen. — Einem Zwecke noch war ich vorbehalten, den ich nicht gering anschlagen darf. Als ich mich besinnen konnte, befand ich mich wie ein Schatten im Paradiese, der lebendige Geist fehlte mir, meine Lage zu empfinden. Man hatte mich tödten wollen, gleichwie eine unnütze Sache vernichtet wird, da rettete ein wunderähnlicher Zufall mein armes Leben. Die Frau des Corsaren, dessen räuberischem Angriff wir erlegen waren, begegnete auf dem Wege nach ihrem Landhause, nahe an der befestigten Küste, dem Zuge der Gefangenen; ihr scharfes Auge fiel durch den Schleier auf meine leidende Gestalt, und eine Aehnlichkeit, welche sie schnell auffaßte, rührte sie so tief, daß sie sich meiner ausschließend annahm. So hatte man mich nach dem Landhause gebracht. Mein beschädigter Arm war in feines Leinen gebunden, ein türkischer Arzt sparte nichts, mich zu heilen, nach Leib und Seele, und eine alte Sclavinn pflegte mich mit einer Sorgfalt, die mir wenig zu wünschen übrig ließ, — das Eine aber, daß man mich ruhig sterben lasse." —

„Der reizende Wohnsitz, auf dem ich, todeswund wie ich war, genesen sollte, war einst eine römische Villa gewesen. Rudera zeugten davon. Der Hauch des Frühlings, der eben einen unermeßlichen Blumenteppich über die Landschaft ausbreitete, weckte ein so tiefes Gefühl der Wehmuth in mir, daß jeder Odemzug ein Seufzer war zu Gott, daß er mich erlösen wolle von dem Elend des Lebens.“

„Ueberall bot die Natur verschwenderisch ihre volle Pracht, ihr Schönes dar, was unter jenem warmen Himmel blüht, mir aber war der Muth verwelkt und jede Hoffnung. Am liebsten war mir der frühe Morgen im Garten, der mit Hecken von dem leichtwurzelnden indischen Feigenbaum eine zauberische Wildniß voller Gebüsche weißer Rosen umfaßte. Das Gebäude, das baufällig war, lehnte an einem Hügel, bedeckt mit Thymian und Rosmarin. Dieser Duft erinnerte mich an die Kinderlehre im Wäldchen. Die kleinen Landmädchen, wenn sie des Sonntags Nachmittags an der Kirchthür sich versammelten, hatten Sträußlein von solchem Grün in den Händen gehabt. Und nach Algier mußte ich kommen, daß dieser Geruch mir die Pforte des Gedächtnisses aufthäte, für jedes Wort, das ich vormals in den Wind gestreut; es trug noch eine späte Frucht der Reue, und ich sammelte meine Erinnerungen. An was Alles dachte ich nicht! An

die Lehrstunden, die ich mit meiner kleinen Freundinn bei dem Magister Ahrent gehabt, an jeden kleinsten Zug der Geschichte, die er nächst dem Christenthume mit Vorliebe lehrte. So oft mein Blick an die üppigen Hecken streifte, gedachte ich der Feigen, unter den Mauern von Karthago gepflückt, welche Cato dem Senat in ihrer Frische zeigte — — Seitdem war manches bittere Leid gekostet worden."

„Dort lernte ich beten, und in Wahrheit Jesum Christum erkennen. Und als ich mich zu ihm erhob, reichte mir der Allmächtige in der schwachen Hand eines Kindes seinen Beistand."

„Ein lieblicher Knabe, das Söhnlein der Gebieterinn des Hauses, und nicht viel älter als Heinrich, da seine Eltern ihn verließen, hatte sich zärtlich an mich gewöhnt, und seine Mutter schien es gern zu sehen. Wahrlich, Helene, im Busen dieser Frau eines Barbaren schlug ein mütterliches Herz! Mit welcher Güte behandelte sie selbst mich, den armen Gefangenen! Daß ich Gnade vor ihren Augen gefunden, dies hatte die maurische Alte mir anzudeuten gewußt. Einst, als der Knabe mich umhalste, dankbar für einen Zeitvertreib, der ihm gefiel, geschah es in Gegenwart der Dame. In gebrochenem Französisch sprach sie zu mir: Christ! Du hast den kleinen Eddy lieb? — Diese Frage — der Gedanke an mein Kind — mein ver-

lassenes Kind — durchbohrte mich wie ein Pfeil. Ich bin Vater! antwortete ich, und wendete mich ab, meine hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Sie schwieg und trocknete mit dem Schleier ihre Wangen. Dann sagte sie: O, schäme Dich nicht, Christ, daß Du ein armer Mensch bist! Du scheinst, trotz Deiner Schwäche, ein entschlossener Mann, und ich will Dir beweisen, daß ich Dich liebe. Du sollst der Aufseher meines Kindes werden, ich vertraue Dir mein einzig Glück an. — Wisse nun, Du bist das Bild meines verblichenen Bruders, der in einem Seegefecht umkam, ich ehre seinen Schatten in Dir. Ach! er würde mich beschützt haben — — — die Frau sprach dies mit einem leidenschaftlichen Schmerze, der mich innigst rührte. Die Unglückliche! Sie trug die schwersten Bande. Der Tyrann, der mich und meine Unglücksgefährten in Fesseln schlug, war ihr ein aufgedrungener und verachteter Gemahl. Sie versicherte mich, daß ich der möglichsten Freiheit genießen sollte, nur müßte ich auf dem Landhause bleiben. Wie hätte ich mich auch in das Raubnest sehnen können! Mancher herzzerreißende Anblick wurde mir erspart. Der wildeste Soldatenpöbel erlaubte sich Gräuel, mit denen ich den keuschen Sinn Deines Geschlechts, wie billig, verschonen will; das Weib darf nicht wissen, was grausam ist!"

Helene nickte ſtumm. Vielleicht dachte ſie: „Aber fühlen.“

Der Baron fuhr fort: „So hatte ich es denn gut im Verhältniß meiner Lage. Durch die innigſte Dankbarkeit fühlte ich mich an meine Wohlthäterinn gekettet und ihrem nächſten Intereſſe verpflichtet; das Vertrauen bindet ein redlich Gemüth ſo feſt, daß es freiwillig ſich das Schwerſte gefallen läßt. Die Flucht, wenn ich ſie auch bei der ſtrengen Wacht als möglich hätte denken können, ich würde ſie unter dieſen Umſtänden für einen ſchmählichen Undank gehalten haben. Wenn ich mit Faſſung das ſchwere Leben trüge, würde der erlöſende Tag ſchon für mich anbrechen, hoffte ich, und mein Glaube hat mir feſt und treu jenes Wort, das mich aufrecht hielt, nicht gebrochen.“ —

„Bei der Anweſenheit des Corſaren, die niemals lange dauerte, blieb ich ihm entzogen. Er kümmerte ſich wenig oder gar nicht um ſeinen Sohn.“ —

„Arbeit iſt des Blutes Balſam, ſagt ein Dichter irgendwo. Ich war zu träger Ruhe verurtheilt, und ſo konnte mein Herz nicht geneſen; es blutete fort im Stillen, indeſſen die balſamiſche Luft, die ich einathmete, mir allmählich Bruſt und Nerven ſtärkte. Eine Zeit verſtrich nach der andern, ohne daß ein Ende abzuſehen geweſen wäre. O, das iſt der

Vorzug von des Menschen Seele, daß sie unendlich leiden kann."

„Vater," fiel Helene sanft vorwerfend ein, „das thut mir wehe! Ein Geist, unendlicher Liebe fähig, ist der Vorzug des Menschen."

Der Baron, schmerzlich lächelnd, blickte in den Mond hinaus, der über dem abendlichen Helldunkel des Frühlings mit mildem Scheine aufgegangen war und wie ein melancholischer Freund in das düstere Zimmer schaute. Wie wenn dies milde, himmlische Licht die vorige Ansicht besänftiget hätte, antwortete Helenens Schwiegervater: „Vergieb mir, liebe Tochter, es war nicht recht von mir, es war bitter, aber bis an meinen letzten Athemzug wird noch dann und wann ein Tropfen von jenem herben Kelch auf meiner Zunge sein." —

„Sieh! so mag ich es nicht leugnen, daß zuweilen ein finsterer Gedanke mich versuchte, als dürfte ich gewaltthätig ein Leben verkürzen, das mir zur Qual war; doch ein unsichtbarer Schutz hielt mich immer. Ich gedachte der Worte jenes guten Jünglings, daß von allen Verbrechen, welche die Erde beflecken, der Selbstmord das schwärzeste sei. Und mitten im heißen Kampfe gegen mich selbst kam endlich ein Frieden über mich, — das Gebet eines treuen Weibes war's, das in weiter Ferne für mich zum Himmel aufstieg und wie Thau in meine Seele fiel, so daß mir klar wurde,

wozu ich da sei, und welchen Einfluß ich auf das Wohl der Menschheit haben könnte. Ein kleines Herz, weich wie der Schaum vom Wachs, lag in meiner Hand, und aus allen meinen Kräften drückte ich der Freiheit göttliches Bild hinein. So habe ich, gebunden wie ich war, Ketten zerbrochen! Ketten meiner Brüder! Denn Eddy ist sicher kein Seeräuber geworden, wie sein Vater. Diese Anstrengung gab mir eine gewisse Ruhe, obgleich meine Sehnsucht oft so verzehrend war, daß sie mich aufzureiben drohte. Wie Einer, der im Wahnsinn sein Haus zerstört hat und dann zur Vernunft gekommen ist, grübelte ich Tag und Nacht, um auf den Grund zu dringen; aber der Schatz meines Lebens war und blieb versunken. Nur in meinen Erinnerungen fand ich noch eine Spur von Glück. Jetzt erst sah ich Alles ein! Meiner Frau hatte immer geahnt, daß meines Bleibens nicht sein würde, daß mir Gefahren bevorständen; deshalb ihre leidenschaftliche Angst um mich, ihr Drang, mir als Brustwehr zu dienen. Diese hellsehende Liebe ging mir wie ein heiliges Licht auf, blind hatte ich mich in den Abgrund gestürzt, nun mußte ich in tiefer Nacht ausharren. Helene! glaube es mir, für jede verkannte Liebe kommt, so wahr Gott ist, ein Moment, wo sie in rührender Wahrheit erscheint!" —

Helene zeigte sich bei diesen Worten erschüttert. „Das

ist tröstlich," sagte sie leise, „so käme es nur darauf an, die Zeit zu überwinden."

„Und dieser Feind ist flüchtig," entgegnete der Baron. „Jahre verrauschen im Umsehen. Wenn ich daran dachte, daß meine engelgute Frau wohl öfters davon gesprochen, wie gut sie haushalten würde, wenn ich auf weiten Reisen wäre, — sie kannte nur zu gut mein ungestümes Verlangen, von der Stelle zu kommen — dann war es mir unmöglich zu denken, daß ich die Freundinn meiner Jugend nicht mehr am Leben fände, wenn es des Himmels Wille wäre, daß ich jemals heimkehrte. Mit welcher Inbrunst habe ich Gott gebeten, daß ich sie, die treue Seele in der rührenden Gestalt eines Weibes, nur einmal — einmal noch wiedersähe! Um einen Blick der Verzeihung habe ich zu tausend Malen gefleht. Ach, könnte ich in Deinen Gedanken lesen! Wie sehnsüchtig wünschte ich mir das, wenn ich an meine Frau dachte. Sieh, Helene, und nun kann ich es! Hier liegen sie vor mir, die Zeugnisse einer treuen, trefflichen Gesinnung; jeder Buchstabe überzeugt mich, daß ich arm, elend, verlassen, immer geliebt war. Aber unwerth war ich, aus dem Quell eines so reinen Geistes meine Lebensfreuden zu schöpfen, nur betrüben konnte ich ihn."

Dies sagte der Baron in einem Tone der Selbstverdammniß, wobei seine Schwiegertochter schauerte.

„Still, du Liebe!“ setzte er fort, „lasse mich ausreden! Ich fühle mich ermattet und muß den Schluß beschleunigen, wie es allen Erzählern ergeht, die sich anfänglich verweilt haben.“ —

„Von Zeit zu Zeit wagte ich, durch eine Felucke Briefe in die Heimath abzusenden; doch erhielt ich keine Antwort. Wer weiß, ob je ein Blatt davon über das Seebecken glitt? Ich mißtraute fast. Von meiner Beschützerinn hatte ich das Versprechen empfangen, daß, wenn Eddy herangewachsen wäre, sie selbst für mein Fortkommen sorgen wolle; oder in dem Falle, daß der Corsar auf seinen Streifzügen in den Gewässern dem letzten Schicksal nicht entrinnen könnte. — Dann bin auch ich frei! sagte sie, Christ harre aus! Meine Plane, und wie ich Dich belohnen will, ich verschweige es Dir. Aber der Segen einer dankbaren Mutter wartet Dein!“ —

„Wie sehr ich auch diese meine Verbindlichkeit fühlte, es lag nicht in meinem Wunsche, sie auf zeitlebens auszudehnen. Zuweilen stürmte ich auf ihre Güte ein, daß sie mich losgeben solle; dann zürnte sie. Die Unglückliche! Sie, die selbst in den Krallen des Geiers schwebte, in immerwährender Gefahr, konnte nicht begreifen, wie der starke Gott in der Höhe sie erlösen könne, ohne mich. Sie hatte ein Herz zu mir gefaßt, zu mir allein!“

„Einst, nach einer heftigen Scene, war ich meines Unmuths nicht länger mächtig, und sprach: Nun denn! ich will noch warten! halte mich nur hin. Endlich entscheidet sich doch Alles. Doch Eines, gebietende Dame, muß ich von Dir fordern, und wenn Du menschlich fühlst, wirst Du es mir nicht weigern. Mit einem deutschen Consul will ich sprechen, ich, und kein Anderer! um Nachricht von den Meinigen einzuziehen. Zögernd ward mir gewährt, was ich verlangte. Auch mußte es mit größter Vorsicht geschehen; der Neid der Sclaven, welche mir die Gunst mißgönnten, deren ich genoß, hatte mich längst verfolgt, und mein Loos konnte leicht ein weit schlimmeres werden."

„Meine Ungeduld war auf die Folter gespannt worden, als ich eines Abends von einem Führer, dem ich vertrauen durfte, zu dem holländischen Consul berufen wurde, der längere Zeit schon krank gewesen und es noch war. Die äußerste Stille herrschte in seiner Wohnung, man brachte mich in ein verdunkeltes Gemach, wo ein Mann, blaß und hager, doch anscheinend noch ziemlich jung, auf einem Ruhebette saß. Ich war an der Schwelle stehen geblieben, um seine Anrede zu erwarten. Binnen dieser schweigsamen Minute athmete ich kaum; der Anblick einer Nebensache zog meine Aufmerksamkeit beinahe peinlich auf sich. Ein ausgestopftes Hündlein war's, mit einem dürren Halm

zwischen den Zähnen, das auf einem Kissen zu den Füßen seines kranken Herrn ruhete. — Und als der Consul nun mit matter Stimme sagte, Freund, Du willst mich sprechen? Da rief ich außer mir: Taucher! Du bist's! Ich stürzte zu ihm hin. Lasse mich über diesen Augenblick verstummen, Helene! ich hing an seinem Halse, und wie eine Perle aus dem Grunde des Meeres, legte er den Glauben in meine Hand, daß man Diejenigen wiederfinden könne, die man für todt gehalten."

„Gottlob, Gottlob! nun waren Sie gerettet" — rief Helene heftig.

„Nein, gutes Kind!" erwiederte der Baron schnell, „mein Freund war ein Mann des Todes! Die Kunst der Aerzte fristete sein Leben, er selbst fühlte, daß sein Ende nahe wäre. Seine Schwäche ließ nicht zu, daß wir unsern Stoff erschöpften, und auch von mir verlange das nicht, liebe Helene. Er that manchen Blick in die Zukunft, der sich als wahr bewährt hat. Das Maß von Algier wird bald erfüllt sein, sagte er, und, Freund! hätte Dein Auge Blut und Thränen geweint, denke an mich, es wird noch Tage sehen der Freiheit und der Freude. Mit dieser Verheißung trug ich mir einen Himmel heim. Nichts fürchtete ich, als daß mein Freund sterben möchte, bevor Nachrichten für mich eingelaufen wären, denen ich mit ängstlicher

Unruhe entgegen sah. Und als sie nun kamen, ließ der Consul mich holen, in später Nacht. Freund, sagte er, fasse Dich, wenig Gutes habe ich Dir zu verkünden. Mein Ruf an Dich erging nur deshalb so eilig, weil ich keine Stunde mehr zu verlieren habe. Dein Kind ist zeitig gestorben. Die Gräfinn Bourg ist längst todt, ihr Sohn lebt mit seiner Schwester zusammen, für jetzt in ****, Dein Gut wird verwaltet — —

„Mein Weib, mein Weib! schrie ich. Sprich, warum willst Du das Wichtigste umgehen?"

„Man weiß nicht, ob Deine Frau heimgegangen ist," antwortete der Consul; indem er diesen sanften Ausdruck wählte, meinen Schmerz zu mäßigen, „es ist nichts von ihr zu erfahren gewesen." —

„Gerechter Gott!" rief ich tödtlich erschrocken, „so sind die Meinen todt, und ich lebe noch! Wehe mir!"

„Sie leben auch!" sagte er unter dem Versuche eines schwachen Lächelns. „Dies waren seine letzten Worte an mich, die ich mir im Sinne der Liebe, aber nicht des Lebens deutete. Meine Verzweiflung hatte den theilnehmenden Freund sichtlich angegriffen. Der Arzt trat ein, ich mußte mich entfernen und habe ihn nicht mehr gesehen. Nach drei Tagen hatte der Consul seinen frommen Geist aufgegeben. Mir war nun Alles gleichgültig. Mein Gram legte mich in

Banden; ich regte mich nicht weiter. Da ward Algier eine französische Provinz. Ketten sprangen oder wurden umgetauscht. Der Corsar war um sein Leben gekommen, seine Frau war in Folge der erlittenen Drangsale mit einem Schwindel behaftet, der sie von jedem gewagten Schritte abhielt; Eddy, ein zarter Jüngling, weihte sich dem Dienst der Waffen. Ich war nun frei, aber es freute mich nicht mehr. Graf Bourg wollte ich aufsuchen, und dann — mein letzter Wunsch war — ein Grab im Wäldchen, und wenn ich mich bis hierher betteln müßte. — Ach, Helene, kein Wort fällt auf die Erde, der leiseste Gedanke folgt uns nach. Wie ich nun auf dem Wege nach Frankreich noch einmal Schiffbruch litt, und bei Antibes der augenscheinlichsten Todesnoth das nackte Leben abkämpfte, alsdann langsam in jämmerlichem Elend bis nach Lyon gelangte, wo Deine Tante sich so liebreich meiner annahm, — Du weißt's. Nie vergesse ist das gegenseitig frohe Erstaunen, als der Name: Graf Bourg in Wartenstein zum ersten Male zwischen uns genannt wurde. — Wir hatten nun ein und dasselbe Ziel für unsere Sehnsucht, und der erbarmende Gott ließ es uns erreichen. Genug! genug! Für den Himmel giebt es kein Wort auf Erden. Die sanfte Stimme meiner Frau — jener Trank aus ihrer Hand, der mir frisches Leben gab — meinst Du, Helene, daß sie mir alt geworden wäre?

Nur, wie wenn ein Schleier ihren innern Engel verhüllte! Einſt hatte meine verdammliche Leidenſchaft einen viel dichtern Flor um meine Sinne gewebt. Und ſo iſt alles Vergängliche ähnlich, wenn es auch in jeder Form anders erſcheint."

Und indem der Baron die Hände faltete und emporblickte, ganz vom Mondlichte übergoſſen, das in ein paar funkelnde Thränen ſtrahlte, ſagte er mit Inbrunſt: „Du aber, der Du ewig liebſt, machſt gut, was wir verwirren; — dies ſteht im Geſangbuche, und paßt nirgend beſſer, als an den Schluß meiner Geſchichte. Was ich an Eddy gethan, daß er ein Menſch würde, über Verdienſt fand ich es vergolten. Mein Sohn war ohne mein Zuthun ein edler Mann geworden. Seine Mutter ward ein Segen für ſeine Braut. Wenn Dein Herz, Helene, dieſe Sammlung einſt aufnimmt, dann iſt Heinrich reich — reicher, als daß er mit einem Fürſten tauſchen dürfte. Ein edles Weib iſt die Krone des Mannes! Fieleſt Du von ihm ab, ſein Glück wäre zertrümmert, ſein höchſtes. Ihr werdet einander nie verlaſſen, darauf will ich leben und ſterben. Und wenn auch der innere Zuſammenhang je ein wenig verworren würde, habe Geduld! Eine Trennung giebt's nicht für ein Gefühl, das wirklich einmal Liebe war. Und nun wollen wir uns zur Ruhe begeben."

Mit mehr als kindlicher Rührung küßte Helene

ihrem Schwiegervater die Hand, und begab sich hierauf in ihr Zimmer.

„Ein süßes Licht umstrahlt mich, das mein wachend Auge nie gesehen. Welch ein Mond und welche schöne Sterne!“ Dies dachte Helene, als sie allein war mit ihren Gedanken. Aber der Schlaf, der leise, zartgewebte, breitet sich nur über das Lager Derer, welche abgespannt sich der Ruhe überlassen, um von der stillen Nacht erquickt zu werden. — So war Helene erst gegen das Morgenroth eingeschlummert. Die rauhe Stimme des Postboten, sehr unterscheidbar in diesem öden Haushalte, zumal für ein Ohr, das guter Botschaft lauscht, weckte sie aus einem lebhaften Traume. Mit gelindem Schelten, welches dem Briefträger galt, verabreichte die Cordel einen Brief, den dieser Faselhans, wie sie ihn nannte, vertragen, so daß er zur Ungebühr aufgehalten worden und um mehre Tage später an seine Behörde gebracht werde. Der Probst schrieb seiner Tochter, diese möchte unverzüglich nach Liebstadt kommen, woselbst ihr Gemahl sie sammt dem Kinde abholen wolle. Doch dürfe Helene nicht säumen, da der Forstrath Eile hätte, weswegen er auch dies Mal seinen Vater nicht besuchen könne. Für jetzt zufrieden, ihn besser zu wissen, wolle er sich diesen Besuch bis zum Spätherbst aufheben,

wo er ihn dann flott zu machen hoffe, um den Winter in der Hauptstadt bei seinen Kindern zuzubringen.

Helene stand höchlich betroffen über diesen Inhalt. „Gott! und dieser Brief ist liegen geblieben?“ sagte sie in Angst. „Was wird Heinrich denken! In welcher Unruhe um mich, um den Vater wird er sein, wenn er nicht abwarten konnte, daß ich, oder Nachricht von uns käme! Nun muß ich fort, auf der Stelle.“ — Sie ging stehenden Fußes, ihren Schwiegervater um seine Genehmigung zu ihrer baldigen Abreise zu bitten, und legte die Zeilen, welche ihren Abruf enthielten, mit zitternder Hand in die seinige.

„Das ist mir nicht lieb, Helene,“ antwortete der Baron, „bestelle nur den Wagen, wie Du willst, ich kann Dich nicht halten. Doch Dein Mann hätte mir ein paar Stunden schenken können, sollte ich meinen, so weit würde er sich abzumüssigen im Stande gewesen sein, dächte ich; auf den Spätherbst will er mich besuchen? wann das Laub abfällt? Bis dahin und alsdann kann Manches vorfallen. Mich will er flott machen? Mich, altes Wrack? — Nein, Herr Heinrich daraus wird nichts; in dem Gebrause der Hauptstadt da ginge ich zu Grunde. Wenn ich dort stürbe und mitten in der lauten Welt begraben würde, glaube ich doch, ich ginge um. Hier allein ist mir wohl! Hier will ich ausruhen! Der Winter ist mir ein alter Be-

kammer, der Ofen ein warmer Freund, und wie lange dauert es denn, so ist die Sonnenwende da."

Helene packte hastig ein, und — wenn wir aufrichtig sein wollen — nicht ganz mit der Sorgfalt, welche ihre Mutter unter allen Umständen beobachtete. Frau van Aelst hielt einen Blick in den Koffer nicht viel niedriger, als einen Blick in den Charakter einer Frau. —

Als nun der Wagen bereit war, und Helene fertig zum Abschied, umarmte der Baron sie auf das Innigste und sprach: „Nun, so lebe denn wohl! Wir wollen uns das Scheiden nicht schwer machen. Hast Du auch das Blatt vom Scheiden?"

Helene nickte und deutete auf ihren Busen.

„Recht so," sagte der Eigenthümer dieses kleinen Depots, „verwahre es Dir und trage es auf Deinem Herzen, das bindet wie Seidenbast. Der Himmel erhalte Euch innig zusammen. Du hast mir Deine schöne Zeit geopfert, Dein Vergnügen, bei den Eltern zu sein, Dein Kind verlassen, — um einen alten Mann zu erheitern." —

„Der ja auch mein Vater ist," unterbrach ihn Helene, „ich habe kein Opfer gebracht, wohl aber für Vieles zu danken."

Dies geschah in herzlicher Gegenseitigkeit. Auch Cordel legte zu dem: „Gott lohne Dir's!" des Barons,

einen Segen auf seine ihr so lieb gewordene Schwiegertochter tausendfältig, wie das Lächeln dieser uraltjüngferlichen Wange, das über diesen wehmüthigen Augenblick hinweg helfen sollte.

Dahin rollte die Kutsche. Die beiden Alten sahen ihr nach so weit sie konnten, und wendeten sich dann gegen einander.

„Nun ist sie fort, die herzige Helene," sagte die Cordel halb verwundrungsvoll, halb bedauernd. „Wie eilfertig die Jugend ist, und kommt doch selten vor die rechte Schmiede. Und wenn sie auch Alles haben, die glücklichen, jungen Leute: Schönheit und Ansehen, Gesundheit und Kräfte, Mann und Kind, Gut und Geld — sie besitzen, als besäßen sie nicht — wie es in der heiligen Schrift heißt. Manchen Seufzer bei Tag und Nacht habe ich von der jungen Dame vernommen, der schwerlich etwas fehlen kann, und sie seufzte gerade so, als ob ihr das Herz schwer wäre. Und so anspruchslos ist auch nicht, wer sich glücklich fühlt. Jemand, dem Alles recht ist, dem ist eigentlich Nichts genehm. Die gute Helene nahm immer vorlieb."

Nachdem die Cordel also ihr Herz ausgeschüttet hatte, ging sie, zur Genüge beschäftiget, an ihr einsam Tagewerk mit dem vergnüglichen und neidlosen Ge-

fühl, daß der Herr aller Dinge, vor dem Nichts zu geringe, kein Gutes mangeln lasse den Frommen.

Indem Helene sich von diesem Aufenthalte trennte, der ihrem innersten Bedürfniß zusagend gewesen, fühlte sie ein zartes Band der Zuneigung um ihre Seele geschlungen, und sie ließ die einförmige Weise des Forsthauses, den träumerischen Frühling des Waldes und den Gesang der Vögel, der ihre Gedanken so oft eingewiegt, wie ein stilles Glück hinter sich. Dennoch hätte sie sich Flügel gewünscht, um bei den Ihrigen zu sein. In ihre Sehnsucht mischte sich ein Gefühl von Reue, von ängstlichem Innewerden, irgend etwas versäumt zu haben, was sie in heißem Drange nachholen müßte. So oft der Kutscher seine Peitsche in die rollenden Räder verwickelte oder die Fahrt gemächlich ging, wo der Weg nicht eben war, saß sie wie auf Kohlen. An ihren Gemahl dachte Helene mit Herzklopfen, obgleich sie ihn bei dem Vater vertreten hatte. Sie faßte die heiligsten Vorsätze. Der Liebe aber, diesem ursprünglichsten Gefühl unter der Sonne, ist nichts so entgegen, als ein Vorsatz, wäre es auch der beste. — In Mitten der Reise, die einen langen Tag hinnahm, auch wenn sie schnell von Statten ging, lag ein Dorf, wo Helene die Pferde wechseln wollte. Das Wirthshaus, „Zur Linde“ genannt, stand dicht an der Poststraße, welche gerade hier verschiedene Land-

wege durchkreuzte. Der Baum, der dem ländlichen Hotel als Zeichen diente, war dieser Auszeichnung vollkommen werth. Eine Linde von ungeheuerm Umfange schirmte ein Gärtlein voll schwellender Rosen, und verbreitete ihr erquickendes Laubdach über reinliche Tische und Bänke zur Aufnahme für Gäste, die den Schatten liebten. Und diese Linde fing an zu blühen und streute ambrosischen Duft um sich her. Helene ließ sich hier nieder, kein Plätzchen konnte einladender sein. Sie entsendete den Kutscher nach der Posthalterei, ließ einstweilen vollauf für ihn sorgen, und bestellte ein Weniges für sich selbst.

Der Schwarm von Bienen, die hier ein schwelgerisches Gastmahl hielten mit Gesumm, verscheuchte Helene nicht; ja, sie wehrte das Dringen der gefälligen Hausfrau ab, die durchaus ihr gutes Stübchen öffnen wollte. Helene, mit einem dankenden Lächeln, wollte lieber im Grünen bleiben. Darauf sagte die Lindenwirthinn: „Es ist doch seltsam! Die Vornehmen sind auf das Freie odentlich versessen. Vor einer halben Stunde waren auch ein paar Damen hier, und ein einzelner Herr, die um keinen Preis von dieser Stelle wegzubringen gewesen wären. Die Damen fuhren mit Vieren, der Herr reiste mutterseelen allein. Das war eine Freude! Sie baten ihn, daß er sie eine Meile Weges begleiten möchte und er that es nur zu gern.

Die schöne Eklipage mußte leer hinterher fahren; der Kutscher brummte darüber, als hätte es Eile gehabt."

Mit ängstlicher Aufmerksamkeit vernahm Helene diesen Bericht, an sich uninteressant, der es ihr jedoch nicht war. Sie wußte selbst nicht, warum eine instinctartige Furcht sie abhielt, sich näher nach der Persönlichkeit jener Reisenden zu erkundigen. Froh, daß die geschwätzige Wirthinn sie nun allein ließ, ihren Gedanken ungestört nachhängen zu können, setzte Helene sich unter die rauschende Linde. „Wenn es mein Mann gewesen wäre, der hier mit Leonide zusammengetroffen und — — — Nicht möglich! Heinrich ist gewiß schon fort. — Wer weiß, wer diese Fremden waren? Was geht es mich an, wo sich ein fahrender Ritter für Frauen auf der Straße findet?"

Diese Frage, an ihr Innerstes gerichtet, beschäftigte das Denken und Sinnen unserer Helene. Sie konnte die Vorstellung nicht los werden, daß ihr Gemahl — doch ausdenken konnte sie diesen Gedanken eben so wenig.

Ein großer Zweig, im vollen Saft knospender Frische, lag abgeschnitten da. Vermuthlich hatten die Fremden diesen räuberischen Frevel verübt, um sich gegen die lüsternen Bienen zu schützen.

„Wie Schade!" sagte Helene; indem sie die Knospen beobachtete, die nun nicht blühen würden. Sie

nahm den Zweig zwischen ihre Lippen, und ein bitteres Gefühl, wie Wermuth, floß leise in ihre Seele über. Jetzt fiel ihr Blick auf ein großes F., welches oberflächlich in den Tisch von weichem Holze geschnitzt war, an dem sie saß. „Gott!“ rief Helene für sich aus, dies scheint Heinrich's Hand zu sein! Und dies F. kann auch Fanny heißen.“

Hatte der Schnitt in die Kraft des Baumes ihrem Sinne für die Natur wehe gethan, so kehrte das Messer, das diesen Buchstaben gezeichnet, sich in ihrem Herzen um. Sie berührte das Essen kaum; es drängte sie hinweg von dieser Stelle, als athme sie wie eine Vertriebene. Und dennoch war diese Linde ein Schlagbaum für ihre Sehnsucht geworden, heimwärts zu dringen. —

Die Eltern saßen vor der Hausthür des Pfarrhauses, um des milden Mondlichts zu genießen, in dem Frieden, dessen ansprechendes Bild der Sommerabend eines hellen Städtleins ist, als der Wagen, worin Helene gefahren kam, so hastig anrollte, daß die Funken unter den Hufen der Pferde stoben. Ihre Ankunft erregte diesmal minder Freude als Schrecken.

„Helene!“ riefen Vater und Mutter zugleich, und zwar so erschrocken, daß dieser Name laut in der Stille der Umgebung hallte, „kommst Du allein? Ist Dir Dein Mann denn nicht begegnet?“ Dieser Augenblick

gab der armen Helene eine gefürchtete Gewißheit. Mit bleicher Miene antwortete sie: „Wahrscheinlich haben wir uns verfehlt; aber meine Schuld ist es nicht, denn ich bin des geraden Weges gekommen. Dein Brief, mein Vater, war liegen geblieben — — —“

Helene lag in den Armen ihrer Mutter, und der Mondschein konnte Frau van Aelst nicht über die auffallende Bläße ihrer Tochter täuschen.

Wie gewöhnlich ward eine Regung von Mitleid im Probst zum heftigsten Unmuth, um so mehr, da er Helene anscheinend so ruhig sah.

„Der Brief liegen geblieben, sagst Du?“ rief er mit dröhnender Stimme. „Das mag mir auch eine Schneckenpost sein, dort! — Und Dein Herr Gemahl fährt ins Blaue hinein, wie toll und blind, so daß er seine eigene Frau vorbei läßt, anstatt sie schon von großer Weite mit tausend Freuden wahrzunehmen. Das wäre mir in den Jahren Deines Mannes nicht passirt! Warum konnte er denn hier nicht warten, bis Du kämest? Die Sache mit dem vertrackten Briefe hätte sich doch aufklären müssen, das kommt aber davon her, daß heut zu Tage Niemand mehr zu Hause bleiben kann. Jeder junge Mann, der in der Welt herum reiset oder raset, gleich viel, thut wichtig; hält die Uhr in der Hand, als hinge das Wohl des Staates von seiner Minute ab, und bleibt dennoch bald hie,

bald da hängen, wo es ihm beliebt. Am Ende verschwenden sie Alle die edle Zeit."

Vergebens suchte Frau von Aelst einen Blick ihres Mannes aufzufangen, damit sie seinen Gedanken in den Zügel griffe; der Probst, wenn er in Hitze gerieth, übereilte jede Rücksicht. Auch außerdem war der Probst kein Mann des Winkes; die schuldloseste Heimlichkeit, um Andere zu schonen oder zu erfreuen, ward an dem spröden Stoff seines geraden und aufrichtigen Charakters zu Schanden. —

Die gute Helene, von diesem stürmischen Empfange vollends in Verwirrung gebracht, hatte sich nun in so weit gefaßt, um ihren Eltern mit einigem Zusammenhange die Vermuthung mittheilen zu können, nach welcher ihr Gemahl der Gräfinn und ihrer Gesellschafterinn begegnet sei, und ihnen das Geleit gegeben habe. Leonide müsse es jedenfalls gewesen sein; mindestens wisse sie keine andere Dame, für welche Heinrich solcher Courtoisie fähig wäre, da er sich gegen Manche ihres Geschlechts sogar gehen lasse.

Der Probst hielt ein Weilchen an sich, dann sagte er: „Das lobe ich vom Forstrath, daß er kein Schmeichler und Liebediener ist, und daß er der Schwester des verstorbenen Freundes so auszeichnende Achtung beweist, das gefällt mir noch besser von ihm. Er sprach mit einer Wärme von ihr, einer Wärme, die mir als

eine seltene Pietät dankbarer Gefühle erschien, und die ich ihm, ehrlich gestanden, kaum zugetraut hätte. Freilich hat diese warme Anhänglichkeit Dir diesmal die Freude des Wiedersehens entzogen — — —"

Ein schmerzlicher Zug zeigte sich auf Helenens Gesicht, und ihre Mutter bemerkte: „Der Fall sei ja so selten nicht, daß der Enthusiasmus der Freundschaft dem Recht der Liebe zu nahe träte," — worauf der Probst betreten schwieg.

„Willst Du Deinen Alfred sehen?" fragte Frau van Aelst ihre Tochter. „Er schläft zwar schon, aber Du wirst Dich über seinen Anblick freuen. Wir gehen hinauf und Du, Väterchen, machst unterdessen ein Läufchen durch den Hamburger Correspondenten, der diesen Abend noch fort muß."

Nach dieser Anordnung, der sich der Probst ohne Weiteres bequemte, verließen die beiden Frauen das Wohnzimmer, um sich in das Schlafgemach der Eltern zu begeben, wohin Alfred's kleine Lagerstatt nach der Abreise seiner Mutter versetzt worden war.

Als Helene sich dem Bettlein näherte, hielt Frau van Aelst das Licht ab, daß es den kleinen Schläfer nicht blende. Wie lieblich lag er da, im ersten Schlummer, nach dem ermüdend langen Kindertage; sein Athem, sanft und säuselnd, war ein Hauch der süßesten Ruhe, und die kleine Wange glich, im Anflug der Gesundheit,

der Rose des Pfirsichs unter dem Flaum. Die schönen Locken warfen einen malerischen Schatten auf das weiße Kissen, eingeschmiegt in ihre feine Seide schlief der Knabe, und ihr dunkelnder Glanz lieh dem Bild der Unschuld eine zarte Folie. Die Händchen, eng gefalten, drückten noch das Gebetlein aus, das er zum himmlischen Vater gesprochen; ein kleines, hölzernes Pferd lag daneben, sein Liebstes, das er jeden Abend mit sich in den Schlaf nahm. Da nun Helene sich nicht satt sehen konnte, und mit trunknem Auge den Anblick ihres Lieblings in sich sog, schwebte um des Kindes Mund ein Lächeln, wie wenn ein Engel ihm im Traume erschienen wäre.

„Sieh, o sieh!“ sagte Frau van Aelst sacht, doch entzückt, „Alfred lächelt, er träumt von Deiner Nähe. Nicht doch, wecke ihn nicht! Versage Dir es, Dein Herzblatt zu küssen.“ — —

Helene schwieg. Sie beugte sich tief und tiefer auf den Knaben, und ein Strom von Thränen benetzte plötzlich die gesteppte Decke.

„Wie, Helene, Du weinst?“ fragte ihre Mutter bestürzt, doch mit unterdrückter Stimme, und faßte die Tochter an den gesenkten Kinn. „Was ist Dir? Welch ein trüber Gedanke geht Dir so nahe, daß Du in Thränen ausbrichst?“

Helene richtete sich auf und sprach: „Der Gedanke an Alfred's Vater, der meine Nähe nicht träumte.“

„Dachte ich's doch,“ erwiederte Frau van Aelst mit einem Seufzer. „Mein Kind, mein Kind! Wie kannst Du Dir so zu Herzen nehmen, was Dir doch nur unabsichtlicher Weise wehe gethan? Ich bin überzeugt, es wird dem Baron — Deinem Manne, meine ich — höchst unangenehm sein, sobald er es erfährt. Doch, wie lange dauert es denn, so seid Ihr wieder beisammen, und es ist wie nicht geschehen. Ein widerwärtiger Zufall war es allerdings — — —“

Helene lächelte schmerzlich. „Mutter,“ sagte sie, „in der Liebe giebt es, wie in Gottes Ordnung, keinen Zufall; oder was wäre Liebe anders, als jener geheimnißvolle Zug der Herzen, der sie einander entgegenführt?“

„Wie Du Dich quälst,“ versetzte die Mutter zwischen Trost und Tadel. „Daß Dein Mann einer werthen Freundinn, mit welcher er von ohngefähr zusammentrifft, ein Stückchen Weges das Geleite giebt, und darüber Dir zu begegnen versäumt, siehst Du wohl gar als einen Beweis an, daß seine Neigung — was Gott verhüte! — von Dir gewichen sei?“

Helene neigte das Haupt ein klein wenig. Nichts konnte deutlicher sein, als diese stumme Antwort,

welche sagte, daß ihr das Herz zu schwer wäre, als daß sie es ausspräche.

„Nun erbarme sich Gott!“ sagte Frau van Aelst lebhafter, als man es an ihr gewöhnt war; „ich hätte Dich für vernünftiger gehalten. Höre mich, Helene! Entweder ist in der Liebe Gewißheit oder Furcht, und Du weißt, es stehet geschrieben, und es stehet fest: Furcht ist nicht in der Liebe. Was der Himmel billigt, was die Natur geheiliget hat, ist keine Qual, sondern ein göttlicher Segen für das Leben. Eine Frau, die da fürchten könnte, ihres Mannes Herz auf der Landstraße zu verlieren, die müßte ihn fahren lassen, dächte ich. Meinst Du nicht auch? Solch ein loses Gut, solch ein lockeres Band wäre der Mühe nicht werth, es in Acht zu nehmen, und eine Verbindung, die nicht sicher ist, wird früher oder später zum Fallstrick.“

Helene wollte ihrer Mutter in die Rede fallen, doch diese ließ es nicht zu und sprach: „Lasse mich ausreden, es ist unumgänglich nothwendig, daß dieser Punkt noch einmal — zum letzten Male — durchgesprochen wird. Du weißt, ich bin eben keine Freundinn von Redensarten, doch kann ich Dir und mir nicht ersparen, was ich bei dieser Gelegenheit zu sagen habe. Es ist ein mütterliches Wort, was ich zu Dir rede. O, meine Tochter, auf diesem Wege gehst Du Dir

selbst verloren, und dies ist von Allem, was Dich treffen kann, das Schlimmste. Wo hast Du Deinen Muth gelassen, Helene? Deinen guten Muth, der mein Stolz und meine Freude war? Woher willst Du die Kraft nehmen, Deinen Knaben zu erziehen, wenn Dir das Herz still innerlich gebrochen ist? Sieh, Helene, ich darf es Dir nicht verschweigen, das Kind war so munter in Deiner Abwesenheit, daß ich fast glauben muß, Deine immerwährende Angst wirke unterdrückend auf das zarte Pflänzchen. Und so könnte Dein Mann nicht so ganz im Unrecht sein, wenn er Dir einige Schuld beimäße, daß der Knabe schwächlich ist. Wir haben es Dir vergönnt, Dich in voller Freiheit zu entfalten. Der Vater, wie sehr er auch an alter Sitte hängt, zwängte Dich nicht in die Fessel des Gehorsams, weil Du ein gutes, liebes Mädchen warst. Und ein edles Weib beherrscht sich! — Als Du das Haus Deiner Eltern verließest, nahmst Du liebenswürdige Eigenschaften mit; nicht möchte ich Dich gern daran erinnern, welch ein Opfer Dir der Vater gebracht, da er Deine Heirath zugab. Wir wünschten nur, daß Du glücklich würdest. Unsere Segnungen folgten Dir — — — Sage an, Helene, wo hast Du Deinen Frieden?" —

So hatte Frau van Aelst nie mit ihrer Tochter geredet. Sie hielt es vielleicht an der Zeit, diese

Sprache einer weisen Strenge in Anwendung zu bringen. Aber Helene vertheidigte sich nicht, wie hart getroffen von diesen Vorwürfen ihrer Mutter sie sich auch fühlte, wie sehr sie auch die tröstende Zärtlichkeit vermißte, welche bei ihrem ersteren Besuche sie gegen sich selbst in Schutz genommen hatte. Wehe dem Herzen, das Alles über sich ergehen lässet! Frau van Aelst, so geübt, heftige Anfälle zu überwinden, hielt die Gelassenheit nicht aus, womit Helene nur um Geduld bat.

„Du bist erschöpft, Helene!“ sagte ihre Mutter mit der Autorität der Fürsorge; „Dein Kopf brennt fieberisch, Du bedarfst der Ruhe. Dies Sopha hier ist gemächlich, es ließe sich bequem darauf betten; willst Du Dir das gefallen lassen, meine Liebe?“

„Warum nicht?“ antwortete Helene mit Apathie. „Wo ich mein Haupt auch hinlege, es gilt mir gleich. Wenn diese Einrichtung nur dem Vater — —“

„Dem Vater,“ unterbrach Frau van Aelst ihre Tochter, „wirst Du nicht störend sein. Er schläft hinter dem Vorhange, wie in einem kleinen Alkoven, — Du wärest doch bei uns. Nichts war Dir lieber, da Du ein Kind warst, als wenn wir Dich in die Mitte nahmen. Noch erinnere ich mich, wie Du einst, kaum drei Jahre alt, einen schweren Fall gethan. Ach, welch ein wildes Ding warst Du doch! Und der Vater trat Dir die

Brücke. Das Blut rann von Deinen Schläfen, ich mußte Dir warmen Wein umschlagen; Du verlangtest zu Bette und daß ich Dich einsingen sollte. Und als ich fragte: Nun, was für ein Lied willst Du denn, mein liebes Kind? Da sagtest Du: Nun matter Leib gieb dich zur Ruh' und schlafe sanft und stille. — — Es klang so kläglich und doch so komisch, und ich wußte nicht, ob mir das Weinen näher wäre oder das Lachen. Du hattest diesen Vers bei den Begräbnissen gehört, wohin Du dem Vater immer nachliefest."

Jetzt horchte Frau van Aelst auf — der Probst hatte gerufen. „Der Vater ist nun fertig mit dem Lesen," sagte sie. „Komm, wir wollen zu ihm hinabgehen."

In aller Stille war das räumliche Gemach zu einem kleinen Familien-Schlafsaal eingerichtet worden. Frau van Aelst verstand es trefflich, jedes Räumlein netter Weise zu benutzen; ein Talent, das für die Poesie der Häuslichkeit höchst ersprießlich ist.

„Ihr müden Augen thut euch zu, denn dies ist Gottes Wille!" dachte Helene, als sie den ihr angewiesenen Platz einnahm. War es ein dunkles, aus der Kindheit herüber dämmerndes Gefühl von Schirm und Schutz, den die Nähe der Eltern gäbe? Sie schlief bald ein. Von einem unruhigen Traume geängstet, schlug sie scheu die Augen auf. Die Uhr schlug

Eins; ein paar ruhige Gestalten standen an ihrem Lager. Helene erkannte Vater und Mutter.

„Du träumtest ängstlich, Helene!“ flüsterte Jene. Besinne Dich, ächzend riefst Du: Herein! Wer soll denn kommen?“

„Ich weiß nicht, ob ein Gast oder ein Geist,“ antwortete Helene. „Das Herz klopft mir fürchterlich.“

Und im väterlichsten Tone sagte der Probst: „Der Mond schien Dir in das Gesicht, das verursacht gespenstische Träume, deshalb habe ich die Gardine dichter zugezogen.“

Aber ein sanfter Strahl verklärte dennoch das rührende Bild elterlicher Liebe. Von der Gewalt des Schlummers befangen und sich ihm überlassend, reichte Helene ihnen beide Hände dar; ein Lichtblick war in ihrer Seele, der da sagte: Gott wacht! —

Helene erwachte wie im Himmel. Vom hellen Sonnenlicht umflossen, stand Alfred in einem neuen Flügelkleide an der Lagerstätte seiner Mutter und hielt ihr eine junge Rose vor, aus seinem Gärtchen — wie er versicherte. Helene küßte den holden Knaben mit mütterlicher Inbrunst, und konnte sich nicht satt an ihm sehen.

Es war jedoch nicht mehr zeitig. Alfred sprang voraus, die Mutter zu verkünden, die sogleich er-

scheinen würde. Helene kleidete sich hurtig an, denn die Ihrigen warteten mit dem Frühstück.

Helene bezeigte den Eltern ihre dankbare Freude über das Wohlaussehen des Kindes.

„Nicht wahr?“ sagte Frau van Aelst mit dem frohen Stolze einer Großmutter, die sich der besten Pflege bewußt ist; „wie freute sich Dein lieber Mann Er fand seinen Alfred sogar ein wenig gewachsen und um Vieles munterer.“

„Nun wird sich mit Dir reden lassen, ma fille,“ unterbrach der Probst harmlos seine Frau, „gestern warst Du dazu nicht fähig; wir haben Dir Manches zu erzählen, Helene. Zuvörderst muß ich Dir aufrichtig gestehen, liebe Tochter, daß mir mein Schwiegersohn noch nie so gut gefallen hat, als diesmal. Er hat sich äußerst vortheilhaft verändert, und ist doch wirklich ein höchst liebenswürdiger Mann! Wie die Ehe vollendet, davon giebt Dein Ehgemahl das anschaulichste Beispiel. Als ich mit ihm in diesen Tagen zusammen war, dachte ich: Es ist damals der Helene nicht zu verdenken gewesen, daß sie ihn und keinen Andern genommen hat. Weißt Du noch, wie Du damals in Ohnmacht fielest, als Dir seine Liebe zweifelhaft war? Nun, solch ein Mann ist einer süßen Schwachheit schon werth!“ —

„O Vater! woran erinnerst Du mich?“ sprach He-

lene, wie mit Vorwurf, und ein Purpurſchleier der feinſten Schamröthe überzog ihr Stirn und Wangen und den Saum des Buſens.

„Nun, nun! Du darfſt Dich deſſen nicht ſchämen!“ antwortete ihr Vater mit begütigendem Tone, dem dieſe zarte Wallung ſeiner Tochter wohl gefiel. „Ein Mann iſt der deinige, wie er dem Auge und Herzen eines Weibes gefallen mag; er zeigt ſich durchaus beſtimmt, und iſt kein Liebediener, kein Schmeichler; auch iſt er ungleich geſprächiger und mittheilſamer geworden, als er es früher war; wir haben über dies und das mit einander geſtritten, Du weißt, ich habe das gern; aus der Gelehrſamkeit macht er ſich nichts. Als ich ihn deshalb aufzog, da ſagte er mit unvergleichlicher Miene: Denn grau iſt alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum! — Es iſt natürlich, daß ein friſcher Geiſt ſo denkt.“

Helene ſchlug das Auge nieder. Das Bild des Gemahls, vom Vater dergeſtalt mit Wärme entworfen, drückte es nieder. Schwerlich war eine Ahnung im Probſt, welch einen Dolch er im Herzen ſeiner Tochter umgewendet hätte.

„In Wartenſtein iſt der Forſtrath auch geweſen,“ fuhr er fort, „aber keineswegs zu ſeinem Ergötzen. Dem Freiherrn, der unbarmherziger Weiſe die Forſten ausſchlagen läßt, ſoll und muß höheren Ortes Einhalt

gethan werden. Dein lieber Mann hatte dennoch die Befugniß, ein Wort des Ernstes mit ihm zu reden. Dieser saubere Patron steht schlecht angeschrieben; man sagt ihm Dinge nach, die — wenn sie wahr wären — seiner wüsten Herrschaft bald den Garaus machen würden. — Wie nun Dein Mann auf das Schloß kommt, ist ein wildes Convivium beisammen. Eine Batterie Flaschen ist aufgepflanzt, Pfropfen springen, Würfel fallen, — Alle mit einander sind sie angetrunken. Der Forstrath mag ihnen wie der steinerne Gast erschienen sein. Empört von der Frechheit des Wirthes, spielt er bald auf die Absicht an, die ihn dorthin geführt hat. Der Freiherr lacht und fordert ihn auf, einen Wurf mit zu machen. Und was gilt es? Den Wald! den schönen Wald! — Er fragt: was der Forstrath dagegen setze? Mein Ehrenwort, erwiedert dieser, daß ich mit ihnen nie gemeine Sache machen will, noch werde! Ihr Spiel, wo deutsche Eichen fallen, gefällt mir nicht. Nun geht der Lärm los. Man dringt von allen Seiten auf ihn ein, — aber Dein wackerer Eheherr hat sich wie ein Mann benommen."

„Großer Gott!" rief Helene, „mir zittern alle Glieder. Wenn es nur gewiß ist, daß keine übeln Folgen für meinen Mann daraus entstehen können?"

„Sei unbesorgt," erwiederte ihr Vater, „die Schlechten haben in der Regel kein Herz! Dieser Muskel,

womit die Guten Thaten der Ehre thun, ist bei ihnen nur ein Deckel der Bosheit. Der Muth eines Wortes der Wahrheit imponirt ihnen schon; aus eigener Erfahrung weiß ich dies. Jüngst werde ich nach Wartenstein zu einem Gastmahl eingeladen, so oft hatte ich es abgelehnt, daß mir die Ausrede versagte; so nahm ich die höfliche Bitte an, und ging, wenn auch mit Widerwillen, zur anberaumten Stunde. Man hatte es auf mich abgesehen; — das ganze Tischgespräch war darauf eingerichtet, den Geistlichen in Verlegenheit zu setzen. So lange es Persönlichkeiten betraf, schwieg ich, ob auch das Blut mir siedete; als man aber immer weiter griff und endlich das Heilige und Höchste antastete, wäre ich nicht werth gewesen, daß mich der Blitz des Herrn erschlüge, wenn ich es länger mit angehört hätte. Ich stand auf und schritt zur Thüre. Wohin wollen Sie? lallte der Freiherr. Meiner Vorschrift folgen! antwortete ich mit lauter Stimme, die mich lehrt, nicht zu sitzen, wo die Spötter sitzen! — Sie werden doch Spaß verstehen? schrie ein unsauberer Gast mich an, wir streiten ja nicht um den Glauben. Wenn Sie Latein verstehen, meine Herren, erwiederte ich, so wissen Sie denn, daß ich zu denen gehöre, die pro aris et focis (das heißt, Helene, für Altäre und Heerde) streiten. Mit jeder Waffe, die ich führen darf, stehe ich Ihnen zu Dienste. — Sie

saßen sämmtlich verblüfft und ließen mich in Frieden meines Weges gehen. Siehst Du?"

Helene lächelte ihren Vater zerstreut an; ihre Gedanken hatten sich, während er sprach, in einen Frühlingstraum verflüchtiget.

„Den Wald, den schönen Wald!" wiederholte sie ihres Vaters Worte, „wo ich mir Maiblümchen pflückte. Mir thut es in der Seele weh, so oft ich einen Baum unter den Streichen der Axt sinken sehe. Und ein rührenderes Gleichniß giebt es für mich nicht, als das von der arabischen Mimose, die noch unter der tödtenden Hand ihren köstlichen Duft ausströmt. So thut die Liebe!"

„Seitdem," hob der Probst noch einmal an, „bin ich über diese gottverlassene Schwelle nicht mehr gekommen. Wie diese Rotte nun wieder Deinen Mann gekränkt hat — — Eine teuflische Ironie war's, für die Pietät eines Forstmanns — den Wald auf das Spiel zu setzen!"

„Ja, die Aufnahme da, wo wir uns sonst heimisch fühlten, war nicht zum besten," nahm Frau van Aelst das Wort; „ich hoffe, Dein lieber Mann wird mit der unsrigen besser zufrieden gewesen sein. Meine Küche war völlig beschickt, und obgleich des Vaters Keller gut bestellt ist, so kam uns doch ein glücklicher Zufall zu Statten. Die Gräfinn sendete uns eine Kiste ural-

ten Weines und ein Dessert von auserlesenen Früchten. Dieser feurige Burgunder hat noch im Sande von Wartenstein gelegen, und die Männer, indem sie eine Gesundheit nach der andern tranken, und auch die Todten leben ließen, hätten beinahe einen kleinen Haarbeutel davon getragen. — Aber schicklicher hätte das Präsent nicht eintreffen können, als gerade am Tage der Ankunft Deines Mannes. Wir wußten nicht, wie wir zu dieser Gütigkeit kamen, da wir lange nichts von der Gräfinn vernommen hatten."

Helene aber wußte es. Ihrem Gemahl hatte diese Aufmerksamkeit gelten sollen; nicht den guten, getäuschten Eltern, welche dankbar dafür waren. Leonide war unzweifelhaft mit dem Freunde ihres Bruders in näherer Beziehung, als seine innigste Freundinn, seine Frau, gut heißen mochte. Die Gräfinn mußte auf das Genaueste unterrichtet gewesen sein von der Zeit und Stunde, wo er in Liebstadt eintreffen würde; und daß sie sich auf der Reise getroffen, dies war mit ihrem Wissen und seinem Willen geschehen.

Die Mutter errieth nicht, was in der armen Helene vorging, da sie die Tochter erglühen sah, wie wenn Helene einen Tropfen jenes flüssigen Feuers getrunken hätte. Wie schnell eine liebende Seele die feinsten, leidenschaftlichen Bezüge erräth, dies ist noch stets dem Blicke der Weisheit verborgen geblieben. Die Liebe

hat nach Maßgabe des Göttlichen ihren Antheil der Allwissenheit, die in's Verborgene — in das Herz sieht. —

Mit unterdrücktem Schmerz und dem Bedürfniß der Mittheilung sagte Helene: „Die Gräfinn begehrt Alles, was mein ist, von der Fortdauer ihrer Gunst zu überzeugen, nur ich scheine von dieser Freundlichkeit ausgeschlossen."

„Vielleicht hält Leonide Dich für zu glücklich," sprach der Probst gutmüthig und lächelte dazu.

„Ach, Du lieber Gott!" seufzte Helene, und um ihren schönen Mund wandelte ein Lächeln, worin der edle Stolz, der den Neid verachtet, aber auch ein beweinenswerthes Gefühl sichtbar ward.

„Wenn ich die Gräfinn richtig beurtheile," nahm der Probst das ihm entfallene Wörtlein wieder auf, und setzte sich wie zu diesem Urtheil zurecht, „so ist sie keine Freundinn der Glücklichen, ohne eben mißgünstig zu sein, wie Tausende ihres Geschlechts. Es ist dies nur eine dunkele Genugthuung für eine verfehlte Bestimmung. Wo die Harmonie, die der Schöpfer in das Herz des Weibes legte, einseitig gestört ist, da geschieht es, daß man zuweilen eine verstimmte Saite nachklingen hört. Ich habe dies manchmal an der sonst trefflichen Leonide bemerkt."

„Wenn die Gräfinn," fiel Frau van Aelst ein, „da

ihr über Alles geliebter Bruder nun gestorben war, den edlen Eckardy heirathete, so würde dies, däucht mir, ein schönes Verhältniß gewesen sein. Die Freundschaft hätte dieses auserwählte Paar verbunden."

„Ich glaube nicht, daß es gut gethan gewesen wäre," entgegnete der Probst. „Leonide — aus ihrem Verzichten schließe ich das — könnte leichtlich eifersüchtig geworden sein, und zwar in eben dem Grade, als sie jetzt Eckardys Schwester in ihren Schutz nimmt. Solche starke, weibliche Seelen, welche sich ihrer zartesten und schönsten Vorrechte begeben, verrathen ihre Schwäche zuletzt dadurch — denn Niemand trotzt ungestraft der Natur — daß sie die verschmähte Macht durch Andere üben."

„O gewiß, der Vater hat Recht!" sagte Helene mit aufgeregter Stimme. „Nach dem, was ich weiß, ist Leonide gegen die vielgepriesene Fanny sehr nachsichtig, und diese auf dem Wege eine Coquette zu werden."

„Deshalb," schloß der Probst die Rede über diesen Gegenstand, „ist die Liebe überall der beste Lehrer der Moral, und eine Mutter, eine glückliche Mutter, die geeignetste Erzieherinn."

„Vater," sagte Helene mit bangem Lauschen, „das Ohr Deiner Tochter ist nicht so stumpf, um einen Accent von Dir zu überhören. Heinrich hat mich vermuthlich verklagt?"

„Nicht im Mindesten," antwortete der Probst. „Er

hat Dich vielmehr zu allen Pforten hinaus gerühmt, wie das Sprichwort sagt."

„Das Sprichwort möchte ich nicht anführen," versetzte Helene mit einem kleinen Kopfschütteln. „Weißt Du, Vater, wie es mir vorkommt? Wie ein Zeugniß für die Liebe, welche fortziehen will." —

„Daß Dich!" rief der Probst mit ärgerlichem Tone; hier war seine Geduld überschrittten. „Und ich möchte keine Frau haben, die solche Auslegung im Munde führte. Welcher Geist des Unglaubens ist denn in Dich gefahren?"

„Daß er Deine vormalige Heiterkeit an Dir vermißte, daß Du still wärest und wenig froh, dies sagte Dein Mann wohl," sprach die Mutter in der Wahrheit ihres Herzens; „aber wir waren einstimmig der Meinung, dies könnte nur von einer verborgenen Kränklichkeit abzuleiten sein, und würde sich geben, sobald Du gesunder bist. — Doch, Helene, darin thust Du Deinem Manne Unrecht, daß er keine Freude an seinem Kinde hätte. Ich wüßte nicht, wie ein Vater sich zärtlicher benehmen könnte; er ließ den Alfred nicht aus seinen Armen." —

„Nun, so entzieht nur mir allein Heinrich einen Anblick, der mir lieb wäre, wie das Licht meiner Augen!" widersprach Helene einigermaßen heftig.

Die Eltern schwiegen hierzu.

Der reine Einklang der Gemüther war wie durch etwas Fremdartiges gestört worden. Helene traf noch an demselben Tage ihre Anstalten zur Abreise.

„Warum bleibst Du nicht noch? Ist es denn so dringend, daß Du morgen schon aufbrichst?“ Frau van Aelst wagte diese leise, bittende Einrede gegen die Eilfertigkeit der Tochter.

„Mutter, ich habe keine Ruhe mehr,“ war Helenens aufrichtige Antwort.

„Wo keine Ruhe ist, da ist auch keine Rast,“ sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer. „So reise denn in des Himmels Namen!“ —

Wenn auch nichts unwahrscheinlicher gewesen wäre, als daß Helene hätte hoffen dürfen, ihren Gemahl zu Hause anzutreffen, so war doch ein Gefühl, wie das einer getäuschten Erwartung in ihr, da sie weder ihn, noch eine Nachricht von ihm vorfand.

„Nun, Heinrich hatte Eile, wie er mir schrieb, morgen wird er gewißlich kommen,“ dachte seine Frau, und flog bei jedem vorbeirasselnden Wagen an das Fenster.

Zu keiner Zeit hätte Helene von dem regen Leben der Hauptstadt, von diesem Drängen und Treiben unbehaglicher berührt werden können, als jetzt, wo sie die stille Friedlichkeit im Hause und Orte ihrer Eltern genossen hatte, und nachdem sie im Wäldchen gewesen

war, in dessen tiefer, einsamer Ruhe, nur von Schatten bewohnt, nur lebendig durch sein frisches Grün, sie für ein Weilchen vergessen hatte, wie voller Unruhe die laute Welt sei. — Auch mußte Helene sich hier um so mehr allein und verlassen finden, als dort die Innigkeit eines untrennbaren Bandes stärker als jemals ihr Herz angezogen, und der Geist der Liebe ihres Mannes, dem sie sich auf ewig verbunden, mit seiner Person entwichen schien.

Mehre Tage vergingen. Helene befand sich in einer Spannung, welche die fliehende Kürze der Zeit peinlich ausdehnte. Und wenn die Angst, wo der Erwartete wohl bleiben möge, einen Augenblick nachließ, so empfand erst Helene die angreifende Wirkung davon. Doch war nichts zu thun, als gelassen auszuhalten, was sich mit aller Ungeduld nicht ändern ließ. Um keinen Preis hätte die harrende Helene es wagen mögen, daß sie ihrem Manne einen Boten entgegensende; nicht leiden konnte dieser, daß seine Frau nach ihm ausschickte, weil er diese Sorge, wenn sie offenkundig ward, für beschämend hielt, und weil die Männer, fast ohne Ausnahme, solche Beweise von Liebe am wenigsten zu würdigen wissen, sondern nur für einen beschränkenden Eingriff in das Recht halten, ungehindert über sich verfügen zu können. — Wir wissen

es schon, daß der Stolz auf seine Freiheit eine Schwäche dieses Ehemannes war. —

In dieser Folter war beinahe eine Woche vergangen. Wer die Pein des Wartens kennt, wer sie einstmalen durch alle Gründe empfunden, weiß auch, daß zuletzt ein Zustand der Gleichgültigkeit eintritt, worin der endlich erfüllte Wunsch keinen Werth mehr für unsere Sehnsucht hat, da auch in das süßeste Kommen sich ein verbitterndes Gefühl der ausgestandenen Marter mischt, und die Kraft zur Freude durch die Länge des Hinhaltens gebrochen ist.

Diesen Zustand, den ein Dichter so treffend schildert, der da sagt: „Erlangen heißt Oel ausgießen auf das Meer unserer Wünsche, zu spät erlangen gießt Galle aus, statt des Oeles," hatte Helene mit erschöpften Kräften erreicht. Sie war die ganze Zeit nicht aus dem Zimmer gekommen, um die Ankunft des Gemahls nicht zu versäumen; nun konnte sie, matt an Leib und Seele, die frische Luft länger nicht entbehren. Sie nahm einen Schleier und ging aus dem Hause, mochte nun geschehen, was da wollte. Alfred war zu einem kleinen Geburtsfeste eingeladen, ihn wußte seine Mutter gut aufgehoben.

Als eine geborene Kleinstädterinn, und ihrem eigensten Wesen nach, kannte Helene kein Bedenken, sich allein und nur beschützt durch sich selbst auf die Straße

hinaus zu wagen. Diese Sünde gegen den Anstand, daß eine Dame ihres jugendlichen Alters, ihres Ranges sich unbegleitet im Gedränge der Menschen irgend einer unangenehmen Begegnung aussetzen könne, war ihrer natürlichen Denkart keine. Sie nahm die Richtung, welche ihr Gemahl kommen mußte, eilte mit leichten Schritten an dem Schutz der hohen Häuser hin, und ließ das Getöse an sich vorüber brausen. Als sie sich im Freien befand, athmete Helene auf. Allmählich ward es stiller draußen, Staubwolken wirbelten auf und hüllten ihre zarte Gestalt ein. Sie war ziemlich weit gegangen und bis an das äußerste Ende der Vorstadt gekommen. Die Landschaft breitete sich in heller Fernsicht vor ihren verlangenden Blicken aus, und als sie sich nach einem Ruhepunkt umsah, stand in der Nähe ein Garten offen, dessen Eingang Akazien beschatteten. Sie trat hinein. O, wie so lieblich war es drinnen! Nur die flüsternde Stille des schönsten Sommertages, jener einsame Naturlaut, dem ein einsames Herz so gern entspricht, ließ sich vernehmen. Aber diese Flora, an der ihr trüber Blick hinstreifte, war der sinnenden Helene fremd; diese Gewächse, reihenweise mit Sorgfalt geordnet, hatte sie nie gesehen. Wenn sie nicht so gänzlich achtlos einhergegangen, Helene, diese Freundinn der Blumen, diese Tochter der Natur, hätte sehen müssen, wo sie wäre. Sie sah

jedoch nur ein Haus, deſſen Jalouſieen geſchloſſen waren und welches zu dieſem Garten zu gehören ſchien. Ein alter Gärtner, emſig beſchäftigt, ließ ſich nicht ſtören. Helene näherte ſich ihm und fragte ſchüchtern: ob es erlaubt ſei, hier einige Minuten verweilen zu dürfen? Der Alte, der die Bittweiſe dieſer Worte kaum vernommen, neigte das harthörige Ohr zu dem Munde, der ſie geſprochen, machte eine ſtocktaube Miene, lächelte freundlich, und wies nach der untern Gegend des Gartens hin. Helene drückte ihm ein Geldſtück in die Hand und folgte der gegebenen Weiſung. So gelangte ſie auf einen freien Platz, in deſſen Mitte eine Sonnenuhr angebracht war. Der Stein, auf dem ſie ruhte, war eine meiſterliche Arbeit, die im Basrelief der Seitenflächen das goldene Zeitalter des Saturn zeigte. Dicht dabei ſtand ein Armſtuhl von weißlakirtem Holze; hier wollte Helene ein wenig ausruhen. Sie ließ ſich in den Seſſel nieder und ſtützte ſich auf ihren linken Arm, denn das Herz war ihr ſchwer, und die müde Stellung, jede Falte vom Gewande, das nachläſſig den Raum des Seſſels füllte, der Schleier ſogar, in ſeinem ſchlichten Hange, drückte den Kummer aus, den ſie verborgen trug; ſo daß Helene — nur in verjüngten Formen — einer künſtleriſch-vollendeten Agrippine hätte gleichen können.

So ſaß Helene und blickte düſter in das Bild der

goldnen Zeit, die nun schon längst, ach längst verschwunden war! Der Schatten eines Lächelns malte sich in ihren Zügen; — indessen rückte der Weiser an der Uhr weiter und weiter.

Es war am letzten Juni, wo die Natur noch nichts vermissen läßt, als den Gesang der Nachtigall, die nur noch hier und da durch ein spätes Lebewohl des Frühlings rührt, wie aus der Ferne. Noch steht Feld und Garten, Wald und Wiese in voller Kraft; der Vogel nistet in den Zweigen, die Frucht reift hinter dem Blatte, was sie verbirgt, Rosen blühen noch in Menge, obgleich manche schon gebrochen ist. — Aber schon streift eine leise Ahnung, daß dieser schwebende Reiz bald entfliehen, daß all dies Schöne nunmehr vergehen werde in den warmen Lüften; denn von dem Tage an, wo die liebe, schöne Sonne am längsten zögerte, um Abschied zu nehmen, geht eine Wandlung vor im Gefühl der Natur.

Auch Helene empfand mit zartem Sinne für diese ihre älteste Vertraute, und eine traurige Stimme in ihrem Herzen ließ sie verstehen, was die Luft leise flüsternd sprach. Den Blick nachdenkend auf die römischen Zahlen gerichtet, war sie augenscheinlich in eine Flüchtigkeit des Lebens vertieft, die nicht nach Stunden gemessen wird. Auf einmal warf die Sonnenuhr keinen Schatten mehr, das goldene Zeitalter schien zu

wanken. — Schwand ein Wölkchen am Himmel hin? Bewegte ein elektrischer Schlag die Erde? — Nein! Nur die drei Worte: „Helene, du hier?“ wie von dem Zürnen eines Gottes ausgesprochen, daß sie sich nicht an ihrem Platze finden lasse, erschütterten das innerste Wesen der betroffenen Helene dergestalt, daß sie umzusinken wähnte.

„Heinrich!“ schrie sie auf — tausend Töne der Freude waren in diesem einen Namen — und stürzte an die Brust ihres Mannes. Die vollste Liebe drang mit Inbrunst in das schwellende Herz, und in diesem Nu und Augenblick war das Gedächtniß jedes Fehlers vernichtet.

O, heilige Liebe! der allerleiseste Zug von dir, und das Gewebe der Weisheit ist zerrissen. Liebe! Gedanke Gottes! der über dem Dunkel des Daseins schwebt, vor dir ist Alles Traum! Du bist das einzige Bewußtsein der Menschen, der Strahl ihrer Abkunft! Nur wenn sie lieben, leben sie! —

Als Helene ihren Gemahl umschlang, war ihr entfallen, was ihr Herz so heimlich, so lange beschwerte; eine unnütze Sorge — der Stein, den ein Kind getragen — lag es zu ihren und seinen Füßen. Sie wußte nur, daß sie den Geliebten wieder hatte, und ihr Herz schlug hoch auf im Gefühl dieses Glückes. Auch Heinrich — wir wollen ihn mit seiner Frau so

nennen — drückte diese halb verwundrungsvoll, halb heftig an sich; lautlos, innig, lange hing Lippe an Lippe. —

Jetzt, da Helene von ihm abließ, um seinen Anblick mit Wonne zu genießen, sagte sie, wie aus dem Grunde ihres Herzens: „So bist Du denn nun da? Ach, Du böser Heinrich, wie habe ich mich um Dich geängstet.“

Heinrichs Stirne verfinsterte sich. „Das hättest Du Dir ersparen können, Helene!“ sagte er kurz ab. „Bin ich doch kein Kind, das behütet werden muß und bewacht. Aber, um des Himmels Willen, wie kommst Du hierher?“

In dieser Frage klang ein Recht an die Schritte seiner Frau, wie an diesen Ort, welches letztere ihr Mann voraus hätte. Sein Blick öffnete sich weit und tief für den Garten, der in seinem vollen Grün, in seinem Umfang vor ihm lag, und auch für einen Zeitraum, der vergangen wäre; die Blumen, vom Winde bewegt, nickten ihm zu, wie alte Bekannte. —

„Das möchte ich Dich fragen, Du Lieber,“ antwortete Helene. „Bist Du denn in der Stadt gewesen und hast mich vielleicht gesucht? Des langen, vergeblichen Wartens müde, wollte ich Dir entgegen gehen; meine Füße trugen mich nicht mehr, bis hierher und nicht weiter war ich gekommen. Ein Augenblick der Ruhe winkte mir! Das Bild der goldenen Zeit entrückte

mir die Gedanken! Ich war bei Dir, mein Trauteſter! Ungeſehen ſtandeſt Du an meiner Seite — und nun biſt Du da!“ Und nochmals ſank Helene an ihres Mannes Herz.

Heinrich hielt ſeine Frau loſe umfangen und ſprach: „Wir ſind im botaniſchen Garten, Helene, der einſt dem alten Schütz gehörte, und wo ich nicht geweſen bin, ſeit — — ſeit — — nun, Du weißt — ſeit wann?“

Seine Seele hing ſichtbar bald an dieſer, bald an jener Stelle; doch nur gleich dem Schmetterling, der ſie im Fluge berührt.

Und etwas zerſtreut ſetzte er hinzu: „Wie oft habe ich dort mit Liddy geſeſſen! Unter jenen Bäumen war es, wo ſie mir das Wort der Liebe gab, — ſo konnte ich denn, da ich im Vorüberfahren die Gartenthür offen ſah, der Luſt nicht widerſtehen — —“

„Dich nach Deinem ehemaligen Glücke einmal umzuſehen,“ fiel Helene lächelnd und ein wenig gekränkt ihrem Manne in die Rede. „Allein Du fandeſt nur Deine liebe Ehefrau — Dein treues Weib!“

Wir können uns der einzuſchaltenden Bemerkung nicht enthalten, wie die Männer niemals das Wort „Treue“ gern von Denen hören, welche dieſes heiligſte Gut des Herzens ihnen bewahren. Es iſt, als ob ſie an eine Verbindlichkeit erinnert würden, die allzu feſt

wäre, um nicht drückend zu sein. Sie selbst wollen freiwillig dies inhaltschwere Wort beilegen: Lobend und liebend!

Vielleicht war in Heinrichs Gesichtszügen ein Belag hiezu, indem er sagte, als wolle er dennoch seine Frau an eine Pflicht erinnern, die sie vergessen hätte: „Wo hast Du den Alfred, Helene? Das Kind ist doch nicht allein?“

„O, der feiert das Wiegenfest seines kleinen Freundes neben an, und war sehr glücklich,“ erwiederte Helene.

„Ich bringe Dir noch ein Kind mit, ein großes!“ sprach Heinrich schleunigst, als dürfe er nicht saumselig sein, das Mitgebrachte zu verkünden. „Ein verwaiseter Jüngling ist's, Franz von der Ferne, — den ich mit mir genommen habe, und den ich Deiner besondern Freundlichkeit empfehle. Du hast von Deinem Vater gewiß oft genug den Spruch auslegen gehört: Seid gastfrei ohne Murren, als daß ich eine mürrische Miene von Dir fürchten sollte, wenn ich Dir sage: daß dieser junge Mensch einige Zeit bei uns wohnen wird.“

Helene fühlte sich plötzlich verletzt, in der Pietät für die Predigtweise ihres Vaters, in dem heiligen Gefühl der Gastlichkeit, und in der empfindlichen Wahrnehmung, daß ihr Gemahl keine Rücksicht auf sie genommen hätte.

„Der einige Zeit bei uns wohnen wird?“ wiederholte Helene mit fallender Stimme, als könne sie diesen Beschluß noch nicht fassen.

„Nun ja!“ versetzte Heinrich. „Zeit und Stunde läßt sich nicht bestimmen. Gräfinn Leonide wünschte lebhaft, ich möchte mich seiner annehmen; und daß ich diesem Wunsche ohne Verzug Folge leistete, war auch die Ursache, weshalb meine Ankunft sich verzögert hat.“

„Die Gräfinn,“ — dachte Helene, „und schon wieder die Gräfinn!“ Liddy war noch nicht verschmerzt. Die alte Liebe, und die alte Freundschaft inniger noch, wirkte einen dunklen Faden in das helle Band des Wiedersehens.

„Wird dieser junge Mann uns nicht sehr störend sein?“ fragte Helene; und in der Frage lag doch ein leiser Vorwurf für ihren Mann.

„Worin?“ fragte Heinrich scharf zurück, „ich wüßte nicht,“ — setzte er abweisend hinzu; „vielmehr wird er zu unserer häuslichen Freude beitragen, wenn es Dir gelingt. — Du hast es so sehr in Deiner Gewalt, Helene, ihn zu ermuntern.“

„Ich? — — — o Heinrich!“ sagte Helene wehmüthig; ihre eigene Muthlosigkeit konnte sich nicht deutlicher ausdrücken, als in der kleinen, persönlichen Silbe, die ein Laut der schmerzlichsten Empfindung war. Tausend süße Traulichkeiten waren schnell vor

dem: „Worin?“ und „ich wüßte nicht,“ — ihres Mannes verstummt. Helene fiel aus ihrem Himmel. Sie sah eine neue Scheidewand zwischen sich und ihrem Gemahl, der das schönste Vorrecht, das ausschließende der ehelichen Liebe, das Alleinseindürfen! hingäbe für ein gutes Wort der Gräfinn, das diese für einen Fremdling einlegte. — Wer weiß, ob, da Leonide zu Gunsten dieses Jünglings gesprochen, dies nicht am Ende aus Mißgunst geschehen war? — Nein, an Neid zu denken, war Helene nicht im Stande; an eine Absicht, auf ihr innigstes Glück trennend einzuwirken. — Sie schämte sich, wenn es ihr auch noch wehe that, daß Heinrich nur ihr Bestreben für einen fremden Gegenstand seiner Gattinn Dank wissen wollte.

„Nun, so lasse uns gehen,“ sagte sie, entschlossen zu schweigen, und nahm ihres Mannes Arm. Heinrich schritt neben ihr her, seine Gedanken verweilten länger noch.

Der Wagen hielt draußen, ein junger Mensch von schmächtigem Wuchs lehnte am Schlage, theilnahmlos, wie es schien. Es fiel Helene, die keine Verstellung kannte, doch ein wenig schwer, ihn wohlwollend zu begrüßen; als sie aber das blasse Gesicht sah, welches bei ihrer Näherung eine feine Röthe überlief, die schmale Brust, die der enganschließende, grüne Leibrock schmäler zeigte und preßhaft, weil ein tiefer, ängstlicher Seufzer sich

daraus hob, da meinte Helene bei sich selbst: er möge wohl dem Tode entgegen gewachsen sein, und sie nahm sich vor, ihm das Leben leicht zu machen.

Das Rollen des Wagens auf den Steinen ließ kein Gespräch zu; doch so oft Franz Helene von der Seite anblickte, erröthete er. Noch nie hat eine Frau, auch die bescheidenste nicht, es übel genommen, wenn ihre Persönlichkeit als eine Macht empfunden wird. „Ich glaube, der arme Junge fürchtet sich vor mir," dachte Helene, und ihre Stimme ward sehr freundlich.

Jetzt waren sie an ihre Wohnung gekommen. Die erste Stunde daheim, konnte Heinrich nach so langer Abwesenheit seiner Frau nicht widmen. Nicht allein, daß er Vieles vorfand, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, sondern auch sein Chef hatte täglich in das Haus geschickt und sich erkundigen lassen, ob der Forstrath noch nicht angekommen wäre; es mußte also Dringendes zu vernehmen sein.

Helene war zunächst darauf bedacht, den neuen Hausgenossen unter Dach und Fach zu bringen. Dem Beispiel ihrer Mutter folgte sie; denn Frau van Aelst hatte niemals unterlassen, selbst anordnend zugegen zu sein, wo für die Aufnahme eines Gastes Sorge getragen werden sollte. Die kleine Einrichtung war bald getroffen. Franz von der Ferne brachte von Gepäck nur ein Weniges mit, und schien eben so wenig Be-

dürfnisse zu haben. Das eingeräumte Hinterstübchen sah doch recht gastlich aus; Helene freute sich darüber. Sie öffnete das Fenster, die Abendsonne strömte rosiges Licht herein. Das ärmliche Felleisen schien wie mit blankem Golde überzogen, als enthielte es tausend Segen. Der abgenutzte Mantel hing verklärt, als hätte nur die christliche Liebe ihn getragen; und das Bett leuchtete so blendend, als sollte ein Bote Gottes in Frieden darauf ausruhen.

„Da bin ich nun," sagte Helene zu sich selbst, „und wie immer allein. Wie habe ich mich nach ihm gesehnt, und kaum angekommen, hat Heinrich keine Zeit für mich, seine Helene. Eigenmächtig hat er einen Dritten uns zugesellt, der, wie stumm und anspruchslos auch, uns doch hindern wird, ein vertrautes Wort zusammen zu reden. Das hätte der Vater nicht gethan, und der Mutter, ohne sie vorher zu fragen, eine Last aufgebürdet."

Da fiel ihr die apostolische Lehre wieder ein, an welche ihr Gemahl sie erinnert hätte; denn die Empfindlichkeit hat einen langen Nachhall — und aus dem Buche der Verheißung deutete ein unsichtbarer Griffel die weggelassene Stelle an: „denn solchergestalt haben Etliche schon Engel beherbergt," so daß Helene, beinahe unbewußt, lange darauf verweilte; sie sann einer verwandten Idee nach.

„Es giebt Schutzgeister der Menschen;“ dies hatte der alte Baron ihr gesagt. Und warum sollte es nicht wahr sein? Dem Herzen, das Gott zum Freunde hat, kommt zur Zeit, wo es sein bedarf, ein schützender Engel in dieser oder jener Gestalt; doch nur erkennbar für das Auge, das der Glaube berührt. So lange der Himmel die Erde umspannt, hat die innere Zuversicht diesen Segen herabgezogen in das arme menschliche Leben, welches zu kurz, um seine Wünsche zu erreichen, oft so verlassen ist von denen, die es über Alles liebt.

Helene trug Scheu vor dem stillen Jüngling, der ihr einen gewissen Zwang auflegte, besonders in Gegenwart ihres Mannes. Sie gab beständig Acht auf ihn und, ohne es zu wissen, auf sich selbst. Franz von der Ferne ging jedoch so nichts verlangend, so unbemerkt und schwermüthig für sich hin, daß Helene immer lebhafter wünschte, diesem waisenhaft verkümmerten Gemüthe einen Funken Freude entlocken zu können.

Einem Wesen, liebebedürftig wie Helene, genügt schon an einem Gegenstande, dem es Freundlichkeit und guten Willen beweisen kann; und das Mitleid, dieser sanfte Affect, der nichts als lindern will und Theil nehmen, ward zu einem Ableiter für das Verlangen nach eigenem Glück. —

Franz wollte sich dem Forstfache widmen, und Helenens Gemahl ließ es sich angelegen sein, daß der Jüngling in den raschesten Fortschritten dazu angeleitet würde. Diese thätige Aufsicht nahm doch auch einen Theil der Zeit hin, deren Heinrich nicht viele übrig hatte für die Seinen; und so kam es denn, daß Helene mehr als jemals allein war.

Zwar hatte Helene ihrem Manne nicht verschwiegen, wie sehr es sie geschmerzt, des Zusammentreffens mit ihm verlustig geworden zu sein, weil er die Gräfinn begleitet hätte; doch Heinrich war weit davon entfernt, sich deshalb bei seiner Frau zu entschuldigen. Und nicht nur daß es schien, als wäre dies ritterliche Geleit, eine Schutzbedeckung gleichsam des Wagens seiner Freundinn, unerläßlich gewesen für einen Mann von Ehre: Sonnenschein lief über sein Gesicht, wie wenn die größte Freude ihm widerfahren wäre.

Helene schwieg betrübt. Vor dem Gewölk, das ihren innern Himmel umzog, erkannte sie ihren Heinrich nicht mehr, den Mann, der ihre einzige Liebe war, ihre erste und letzte.

„Guter Gott!“ sagte sie einsam zu sich selbst, „wenn ich bedenke, wie Heinrich einst so kühl gegen die Nähe der Gräfinn war, daß er ihre Gesellschaft sogar vermied; wenn mein Gefühl mich daran erinnert, wie vergessen, ach! die gute Liddy war, und wie mein

Herz, mein armes Herz, dessen Besitz ihn nun so gleichgültig läßt, ihm die ganze Welt der Weiblichkeit enthielt und Ersatz war für tausend Eroberungen: so möchte ich fragen: Ist dies derselbe noch? — Ist es nicht, als ob die Männer nur in den Ehestand eingingen, um nachzuholen, was sie in früherer Zeit versäumt haben? Ihr Vergehen gegen die nachstehende Frau kommt dabei nicht in Betracht. — O, Keine wähne doch, daß das empfängliche und vielumfassende Herz des Mannes verstorben sei für das Fremde, das Aeußere, weil es befriedigt ist am Busen der Gattinn; die Blumen seiner Neigung schlafen nur im Winter der Ehe — der Schnee schmilzt vor jedem warmen Blick und lockt sie hervor, nur ihre Frau sehen sie mit kalten Augen an. Und was ich immer noch erstreben mag — das Schöne ist doch weg — das kommt nicht wieder!"

Der Tausch der Wohnung war nunmehr eine abgeschlossene Sache, aber immer hatte Helene ihr neues Quartier noch nicht gesehen. Sie wußte, daß die Gräfinn das ihrige unbeschaut nehmen wolle, doch auch diese blinde Wahl sprach, nach Helenens heimlicher Meinung, mehr die Gunst für den Inhaber aus, als ein günstiges Vorurtheil für das Miethsverhältniß. — Wer da weiß, wann er ausziehen wird, ist von nun an nicht mehr im eigentlichen Besitz seiner Wohnung,

und wer die Personen kennt, welche seinen Platz einnehmen werden, fühlt sich im Voraus schon verdrängt.

Da die Zeit immer näher rückte, in der dieser Wechsel Statt finden sollte, so konnte Helene nun nicht länger anstehen, sich ihrer künftigen Wirthinn vorzustellen, woran ihr Gemahl, der viele Rücksicht auf Frau von Fürstland zu nehmen schien, oft genug, wenn auch vergeblich, erinnert hatte. Auch kannte Helene die örtliche Beschaffenheit jener Wohnung nicht, für welche doch verschiedene Maßregeln zu nehmen waren. So entschloß sie sich, und ging. Aber der Gang ward ihr schwer, so schwer, als ob sie alles Tragbare, was um einen Monat später dieses Weges gebracht werden müßte, auf dem Herzen trüge. Das Haus des Obersten war, wie hell und schön die Fronte auf dem belebtesten Theil des Marktes sich ausnahm, seiner Hinterseite nach mit einem finstern Gebäude in Verbindung, welches einst zu klösterlichen Zwecken benutzt worden; denn nicht weit davon, am Eingange eines Gäßchens, stand eine vormalige Franziscaner-Kirche.

Eine Schildwacht ging vor dem Schilderhäuschen im Takte auf und nieder, das Gewehr blitzte in der Sonne; im Flur stand eine Ordonnanz, unter deren Füßen die breiten Quader zu brennen schienen, auf der Lauer des Befehls. Helene empfand eine gewisse

Scheu in sich; sie hätte lieber auf der Stelle umwenden mögen. Doch als auf ihre schüchterne Frage: ob Frau von Fürstland anzutreffen wäre? ein „Ja!“ erfolgte, so stieg sie langsam die Treppe hinan, und erst nachdem der Vorsaal erreicht war, wagte sie es, das Auge aufzuschlagen.

Aber weder ein lebendes Wesen war hier zu erblicken, noch das Weben der Häuslichkeit irgend zu spüren; nur ein Geräusch, unheimlich und unverständlich, ließ sich in der Nähe vernehmen, und Helene, bald hierhin, bald dorthin gelockt, griff jetzt nach dem Drücker einer Thür. Doch, als hätte sie sich eines Mißgriffs schuldig gemacht, fuhr sie betroffen zurück; denn Helene fand sich an einem großartigen Vogelbauer, zu dem ein verstecktes Cabinet eingerichtet war. Wie wenn in dieser engen, friedlichen Behausung ein Sturmwind sich erhöbe, so rauschte es drinnen auf mit wildem Flügelschlag. Vögel der verschiedensten Gattung flatterten aufgescheucht wider einander. Einen Augenblick hielt dieser Anblick und seine ängstliche Verwirrung die staunende Helene befangen; das drähterne Geflecht legte sich eisern über ihr Herz, und ein gefängnißartiges Gefühl ließ sie in das Innere dieses Hauses schauen. Nun saßen die Vögel athemlos auf den Stangen und geberdeten sich wie in einem kleinen Brustkrampf, sie rollten die runden Aeuglein in dem

Köpfchen, das sie hin und her drehten, um von der unbekannten Erscheinung abzusehen. Helene, welche Vögel vorzugsweise liebte, und diese kleinen Geschöpfe Gottes in ihrer Schwungkraft für die Poesie der thierischen Welt erkannte, vernahm mit banger Sympathie ihr Glucken und Girren wie einen Laut der Klage; gern hätte sie ihnen die Freiheit gegeben, die süße Freiheit der Natur!

Sacht, um keinen neuen Aufruhr zu veranlassen, trat Helene hinaus und klopfte, um längerem Warten zu entgehen, an die nächste Thür, die, wie sich fand, nicht geschlossen war. Ganz leise murrte die Angel, Helene zog den Seitenflügel etwas weiter auf, und sah jetzt in ein schönes Zimmer, an dessen Ende eine Dame saß und schrieb. Das Bild eines jungen Officiers hing in einem vergoldeten Rahmen an der Wand, ein Prachtstück, auch im Sinne der unvergleichlich edlen Bildung des Jünglings, der mit forschendem Blick, doch lächelnd auf die schreibende Dame nieder schaute, als wüßte der Geist des Bildes um ihre Gedanken.

Helene, sich bemerkbar zu machen, hüstelte auf der Schwelle und — abermals ein Schrecken! Die Dame fuhr in ihrer Ueberraschung so jählings auf, daß, indem sie die Feder aus dem Dintenfasse riß, dieses umschlug und der bläulich-schwarze Strom vom Papier sich in ihren Schoß ergoß; im Nu war es geschehen,

daß dieser bittere Guß sich über die superfeine Wolle eines Anzugs von noch zarterer Farbe erstreckte. — Helene, als sie dies sah, hätte ihre bittern Thränen weinen mögen; aber nicht minder schnell zeigte Frau von Fürstland sich besonnen. Was ihre Wangen mit Gluth anblies, der kleine Funke, der über dem siebenarmigen Höllenflusse in ihrem Auge entbrannte, konnte eben so gut Freude als Hitze sein; denn mit Wärme schien sie die Eintretende zu erkennen und sprach: „Ah, sieh da, Frau von Falk! Mein Ungeschick, leider, kommt Ihnen entgegen, vergeben Sie mir."

Helene näherte sich zitternd, als hätte sie ein Verbrechen begangen.

„Wie sehr bedaure ich," sagte sie mit gepreßter Stimme, „daß mein erster Eintritt von einem Verlust für Sie begleitet ist; dies kostbare Morgenkleid ist total verdorben."

Frau von Fürstland lächelte zu diesem wirthlichen Beileid und erwiederte: „Und wenn auch, mein Gewinn soll dennoch köstlicher sein; ich hoffe, wir sollen Freunde werden, meine Liebe!" Sie drückte der noch immer erschrockenen Helene die Hand. Es war unmöglich, daß in solchem Falle sich Jemand verbindlicher und zugleich unbefangener benehmen könnte. —

Schwerlich wäre der Frau von Fürstland, die nun vor uns steht, ein interessantes Aeußere abzusprechen

gewesen; ihre Persönlichkeit war, wenn auch nicht schön, doch auch nicht unbedeutend; sie mochte einige und dreißig Jahre zählen, wir wissen es nicht genau; denn von Allem, was je berechnet werden mag, ist das Alter der Damen oft am schwierigsten herauszubringen. Ihre Figur, groß, schlank und hager, hatte nichts Frauenhaftes; die überaus lebhaften Gesichtszüge spielten, während sie sprach, in einander, und ihre Augen, feurig, doch unstät, hielten keinen Blick aus. Ein *festes* Bild von Frau von Fürstland zu fassen, hätte kaum möglich sein können. —

Der feine Geschmack ihres Anzugs, der natürlich schien, ließ sogar die Tinte übersehen, welche ihn schwärzte, und ihr dunkles Haar war in der sorgfältigsten Ordnung. Der Mund etwas mehr vorgebaut, als den Formen europäischer Schönheit gerecht sein dürfte, machte dies durch ein helles, höchst reizendes Lächeln vergessen, und der Glanz der schönsten Zähne blendete dazu. Dagegen wirkte ein heiserer Ton, trotz seiner Feinheit, unangenehm auf Helene. Diese, nicht wohl zu beschreibende *unklare* Stimme, ist für feinorganisirte Wesen das erste Hinderniß, sich angesprochen zu fühlen, und fast immer eine bleibende Störung für das, was man die Harmonie der Seelen nennt.

Eine Dame, welche Frau von Fürstland gegen Helene ihre Freundinn nannte, trat jetzt unangemeldet,

wie mit dem Recht vertraulichen Umgangs ein. Beide wurden einander vorgestellt. Da Helene einen Anflug von Verdruß über diese Dazwischenkunft doch bemerkte, wie schnell er auch verschwand, so lächelte sie bei sich selbst. Sie wußte es nicht anders, als daß ein Freund nie ungelegen komme. —

„Ich wollte nur sehen, ob Sie den leidigen Kopfschmerz los geworden," sagte jene Dame, die Frau des Hauptmann von Fries; und verstohlen ward Helene mit einem mißfälligen Seitenblick gemessen.

Frau von Fürstland erröthete bis unter den Scheitel. „Nicht ganz," antwortete sie mit einer kleinen Neigung des Hauptes. „Auch bin ich resignirt, daß dieser fatale Druck über der Stirn jemals gänzlich weichen sollte," setzte sie lächelnd hinzu.

„Das wäre schlimm," entgegnete die sogenannte Freundinn. „Sie sollten etwas auf dem Kopfe tragen jedenfalls gehen Sie zu bloß."

„Jedes Haar auf meinem Haupte sträubt sich gegen die Haube," wendete Jene scheinbar lustig ein; und Helene sah, daß, als Frau von Fürstland ihre Locken aus dem Gesichte strich, die schmächtige Hand ein fliegendes Zittern bewegte.

„Die Haube," redete sie weiter, „ist der Zopf unseres Geschlechts, die Pedanterie der Frauen. Wahrhaftig, ich käme mir drollig darin vor."

„Was hilft es aber, liebe Oberſtinn," erwiederte die Hauptmanninn Fries anmaßend genug, „man muß ſich endlich doch bequemen."

„Und warum denn nicht?" fiel Helene ſehr raſch zur rechten Zeit ein. „Ein Häubchen iſt ja ſo hübſch, von Stund' an habe ich es mit Luſt und Liebe getragen. Vorhin hätte ich mich beinahe in den niedlichſten Kopfputz verliebt, den ich je geſehen; doch nur ein klein wenig, wie ſich von ſelbſt verſteht." —

Die Damen ſahen Helene fragend an. Dieſe erzählte nun, daß ſie an das Vogel-Cabinet gerathen ſei, und die kleine Federhaube des Goldhähnleins allerliebſt gefunden habe.

„Dieſe Vögel," ſeufzte Frau von Fürſtland, „die viel zu ſchaffen machen, ſind eine Liebhaberei meines Mannes. Sie ſehen," wendete ſie ſich mit den Augen blinzelnd, als wüßte ſie deren mehre, an Helene, „wie nachſichtig ich bin, und welche Frau hätte nicht Urſache es zu ſein? Das Geheimniß der Vertragſamkeit beſteht ja eben darin, daß man einander nicht hindert; das Ja vor dem Altare iſt demnach eine lebenslängliche Einwilligung, gleichſam die Parole der Ehe, die man zu tauſend Malen wiederholen muß. Oder etwa nicht?"

Wie in zarter Verneinung antwortete Helene: „Dies Ja iſt ein geheimnißvolles Wort, ein heiliges, das niemals kehret wieder!"

Eine momentane Pause entstand — Oberst Fürstland trat rasch ein. Wenn er auch in der Weise, wie Helene von ihm angeredet ward, mit gefälligem Anstand, der dem Manne von Welt selbst in größter Verlegenheit nicht gebricht, das Verhältniß herannähernder Hausgenossenschaft berührte, so war doch seine Aufmerksamkeit für den zweiten Besuch bei weitem anders und beinahe ausschließend, so daß es nur der arglosen Helene entgehen konnte, daß diese Frau des Hauptmanns vielleicht schon längst in seinem Herzen wohne. — Die Oberstinn fragte hierauf Helene: „Ob es ihr nunmehr genehm wäre, die gemiethete Wohnung in Augenschein zu nehmen?“ Helene versicherte, sie sei mit dieser Bitte gekommen; und Jene faßte Diese unter den Arm. Der Oberst blieb unterdessen mit der Dame von Fries allein. Und noch bevor seine Frau die Schwelle verließ, sah sie rückgewendet den magnetischen Zug, worin er sich näher zu ihr hingezogen fand. Auch Helene hatte es gesehen, und eine Neigung ward ihr klar, die sie kaum für möglich hielt. —

Nicht giebt es für ein reines Gemüth im ganzen Reich der Sichtbarkeit einen peinlicheren Anblick, als der, den ein treuloses Gefühl verräth. — Helene ging zerstreut und beängstet neben Frau von Fürstland, die mit ruhiger Gleichgültigkeit die Zimmer öffnete und — da ihre Vorzüge ins Auge sprangen — ihre Nachtheile

erörterte, und wie diesen begegnet werden könne. Wie weit der Gelaß sich auch zeigte, Helenen war enge um das Herz; und als hätte sie selbst eine Sünde begangen, bereuete sie es, daß sie nun bald hier eingehen werde.

Nun wollte die Oberstinn durchaus, daß Helene die hintere Räumlichkeit noch sähe. Der Gang führte über einen dunkeln Corridor, nur matt erhellt von einem Lichtfenster in der Höhe. Eine kleine Gestalt, wie im Suchen begriffen, duckte geräuschlos am Boden und schaute mit blöden Augen auf, als die Damen heran rauschten. Es war ein altes Mütterchen in ländlicher Tracht, nicht unähnlich wendischem Zuschnitt, doch nett und sauber angethan.

„Willst Du uns passiren lassen, Höflein?“ fragte Frau von Fürstland, und stieß Helene ein wenig an, daß diese Acht geben solle.

„Ei,“ sagte die Alte mit dünner, klarer Stimme, wie wenn ein spröder Silberfaden schrillte, „der schmale Weg ist breit genug zum Leben, wenn man nur sacht, und grad' und stille geht, so wird man nicht so leichtlich umgeweht.“ —

„Still, still! alte Seele,“ versetzte die Oberstinn lachend, „wir wissen schon, wie fromm Du bist und wie bibelfest. Was suchst Du hier? Ein Nadelknöpfchen? Ein Splitterchen etwa — von Deinem Sparren?“

Das greiſe Weiblein nahm den Spott hin und bückte ſich, um den Saum von Helenens Kleide von einer Klette zu befreien, während ſie im vorigen Verstone ſprach: „Will der Satan ſeine Diſteln Dir in Deine Roſen niſteln und Dich gerne zu ſich ziehn — zeigt er ſeines Reiches Schätze, ſtellt ſubtil' und grobe Netze, laß ihn ſich umſonſt bemühn!“

Ein leiſes Grauen rieſelte an Helene hinab, ihre Füße verſagten den Dienſt, doch Frau von Fürſtland zog ſie raſch mit ſich fort. „Alteriren Sie Sich nicht, daß dieſer alte Spruchgeiſt den Teufel citirt,“ ſagte ſie im Gehen; „ich hoffe, das böſe Princip ſoll Sie hier nicht incommodiren, unſere Haus-Poſtille vertreibt es.“

„Was war das?“ fragte Helene, ſeltſam ergriffen; ihr Gedanke konnte ſich von der kleinen, verwitterten Geſtalt nicht trennen.

„Dieſe Alte,“ lautete die Antwort, „iſt Kinderfrau in der Familie meines Mannes geweſen, und es iſt eine Pietät von Fürſtland, daß er ſie nicht von ſich laſſen will. So habe ich denn dieſen morſchen Hausrath aus der Rumpelkammer des vorigen Jahrhunderts mit heirathen müſſen.“

„O, das bringt Segen!“ ſagte Helene innig. „Ich kenne auch ein altes Weſen, das in aller Schwäche doch ein Gottesſegen iſt. — Für eine unerläßliche

Pflicht sehe ich es an, sich alter Leute anzunehmen, die, nachdem der Kreis des Lebens geschlossen ist, einer traurigen Kindheit anheimfallen."

Frau von Fürstland schien dieser Ansicht nicht durchaus geneigt. Sie erwiederte: „Aber auch die Willigkeit, die das Ueberlieferte annimmt, muß den Kopf oben behalten, sonst klappt zuletzt der Großmutter Beilädchen über einem zu. — Doch unsere alte Höflein fällt Niemand zur Last. Sie ist nun schwachsinnig geworden, nur ein Gedächtniß wie das ihre dürfte noch nicht da gewesen sein; es ist, als ob sie eine Gesammt-Ausgabe aller uralten Gesangbücher in der Tasche trüge. — Den ganzen Tag schleicht sie umher, läßt keine Spinne weben, keine Nadel am Boden liegen, und was verloren ging, das findet sie gewiß."

„Diese einzige Gabe ist nicht mit Golde zu bezahlen," fiel Helene ein.

Nachdem die Umschau beendet war, bat Frau von Fürstland schließlich mit einer Dringlichkeit, die verhältnißmäßig über allen Begriff hinausreichte: die lieben Hausgenossen möchten in der Wohnung schalten und walten, als wäre diese ihr Eigenthum, sich zunächst als Angehörige des Hauses betrachten, und schon von nun an Theil an ihren kleinen Gesellschaften nehmen.

„Es ist nicht allein mein Interesse," hatte Frau

von Fürstland bedeutsam gesagt, sondern es wäre mir auch lieb, um meines Mannes willen, dem ein Freund — ein Hausfreund fehlt, wie gesellig wir auch leben."

Helene war beschämt, diesen Ueberschwang entgegenkommender Güte und den unverkennbaren Wunsch freundlicher Beziehungen nur mit einem zurückhaltenden Gefühl erwiedern zu können; diesem Allem nachdenkend ging sie heimwärts.

Bei Tische fragte der Forstrath seine Frau: „Ob ihr die Localität dort nicht außerordentlich gefallen habe? und wie sie darüber zu verfügen gedenke?" —

Helene äußerte, daß sie für jetzt weder ihren Beifall, noch eine bestimmte Antwort geben könne. „Es lag an mir," setzte sie entschuldigend hinzu, „ich war zerstreut — ich werde es Dir nachher sagen."

Als Franz mit Alfred hinausgegangen war, erzählte Helene ihrem Manne die Scene des Besuchs.

Er lächelte. „Du hast dies nicht gewußt? Das Verhältniß zwischen dem Oberst und Frau von Fries ist aller Welt bekannt. Er liebt so was."

„Und Du weißt es, und wir ziehen dennoch ein?" fragte Helene entrüstet.

„O Helene," entgegnete ihr Gemahl mit einem Tone, als ob seine Toleranz sich dieser leidenschaftlichen Strenge überlegen fühlte, „wenn wir nach dem Maß-

ſtabe der Moral ein angemeſſenes Quartier für uns ſuchen, ſo könnten wir am Ende in den Fall kommen, im nächſten Walde unter freiem Himmel zu campiren. Mag der Oberſt zu tadeln ſein, denn dieſe Fries iſt wahrlich eine gemeine Schönheit; nur um ſo mehr muß man Frau von Fürſtland bewundern, welche mit ſolcher Feinheit zum böſen Spiel gute Miene macht."

„Und das bewunderſt Du?" fragte Helene blitzenden Auges zurück, und ihr feines Geſicht warf einen flammenden Schein. „Was ſoll ich von Dir denken, Heinrich? Eine Frau, welche die ſtrafbare Neigung ihres Mannes alſo beſchöniget, iſt, meiner Meinung nach, zu verachten, und die Hehlerinn der Sünde ſchlimmer noch, als diejenige, welche ſie begeht. Die Oberſtinn muß ihren Vortheil dabei haben; denn, verlaſſe Dich darauf, ein ehrlich Weib leidet nicht, daß ſolch ein Verhältniß ihrer Freundſchaft aufgedrungen werde." —

Und tief im Herzen Helenens loderte der heiße Schmerz, daß ihr Gemahl nur den Gegenſtand und nicht die Leidenſchaft an ſich verwerflich finde; mit glühender Haſt nahm ſie die Gelegenheit wahr, ſich auszuſprechen, auf daß Heinrich ihre Geſinnung hierüber kenne.

Er aber lächelte und ſprach anſcheinend kaltblütig: „O, wie Viele müſſen das leiden und mehr! Warum

ereiferſt Du Dich ſo und geräthſt in Hitze über eine Sache, die uns nicht angeht?"

„Kein Menſch muß müſſen," antwortete Helene mit Leſſings Worten, „und Alles darf ich dulden, nur nicht, daß ich mich vor mir ſelbſt zu ſchämen hätte. Wie? Du ſagſt, jenes Verhältniß ſei eine Sache, die uns nicht anginge? Ich dächte doch! Unfreiwillig werden wir herangezogen, indem wir uns dem Hauskreis annähern, und entweder helfen wir ignoriren, was darin vorgeht, oder ſtellen uns falſch. Eins iſt mir ſo widrig, wie das Andere."

„Du biſt ein Neuling in der Welt, Helene, und Deine ſpröde Tugend wird ſich in Manches noch fügen lernen," entgegnete ihr Gemahl. „Was mich betrifft," fuhr er mit verſtärktem Tone fort, „ſo erſcheint mir die milde Grazie, welche über Das, was in den Umgebungen anſtößig und gehäſſig wäre, gleichſam einen Schleier der Täuſchung breitet, nicht allein ſehr liebenswürdig, ſondern höchſt nachahmenswerth. — Auch iſt Frau von Fürſtland anerkannt genug, als daß ich ein Wort weiter noch hinzuzufügen hätte. Sie iſt der Preis der Geſellſchaft. Ihr Stiefſohn betet die Mutter an, ihrem Manne macht ſie das Leben leicht — und am Ende beherrſcht ſie ihn doch."

„Dann wäre ſie ja ſeine bitterſte Feindinn," verſetzte Helene heftig, „wenn ſie den Einfluß, den Du ihr

zugestehest, nicht zu seinem wahren Glück anwendete. Der Ruf des Mannes ist eine Stimme, die an das Herz dringt, das sich ihm zu Eigen gegeben, und ein verheiratheter Wüstling schmäht seine Frau, auch wenn er sie lobt."

„Helene," erwiederte der Forstrath ärgerlich, „Du hast den Geist des Widerspruchs von Deinem Vater, nimm es mir nicht übel. Seid klug wie die Schlangen, sagte der Lehrer der Weltweisheit. Lasse mich Dir auch einmal predigen, lass' es nun gut sein. Adieu, Liebe!" Er lächelte noch einmal, doch anders als vorhin, — reichte seiner Frau die Hand, in die Helene nur die Fingerspitzen legte, und verließ sie.

Helene blieb tausend Dornen der Empfindlichkeit überlassen. Sie konnte es nicht fassen, es reichte über ihren Begriff, daß ein so freimüthiger Mann, der ihrige! die Verstellung vertheidigte, und eine Dame von Welt für das Muster der Frauen hielt.

„Ja, wenn es so ist," sagte sie schmerzlich zu sich selbst, „dann — freilich — hat Heinrich sich in seiner Wahl vergriffen."

Wohin ihr Gedanke sich auch wendete, sie fühlte ihre Seele bluten. Es war ihr, als hätte ihr nächster Freund, der sie am besten kennen und werthschätzen sollte, die Kleinode des Herzens, Treue und Wahrheit, ihr als einen Tadel vorgeworfen.

„Meine Tugend findet er spröde und nicht fügsam genug. O, es springt ins Auge, daß Heinrich mich nicht mehr liebt," dachte Helene, und weinte, ohne es zu wissen. „Vater im Himmel vergieb es ihm, wie er bei jeder Gelegenheit mich in meinem guten Vater verletzt, der ihm sein Kind und sein Vertrauen gab!"

Es war, als ob Helene einen dumpfen Schrei vernähme. Sie erschrak und wollte wissen, welcher Anlaß dazu gewesen. — Mit zaudernden Schritten, weil ihr der Schrecken wie Blei in die Füße gesunken war, ging Helene das Zimmer und den Vorsaal entlang, und da kamen Franz und Alfred von der Treppe herab und traten ihr scheu entgegen; der Knabe hochroth und sichtlich verstört, sein Führer bleich wie eine Büste und eben so ruhig.

„Was ist vorgefallen?" rief Helene entsetzt, „wie siehst Du aus, Kind?"

„Ich wäre bald zum Fenster hinausgefallen," sagte der Kleine, und lächelte krampfhaft. „Du erschrickst immer gleich, Mutter, es fehlt mir nichts, siehst Du?"

Er streckte die Arme nach der Mutter aus, ein fliegendes Zittern bewegte die kleinen Hände dennoch, trotz dem standhaften Willen, den des Kindes Miene ausdrückte.

„Franz, der kann fest halten. — Mein neues braunes Röckchen ist entzwei. Schade! Du bist aber nicht

böse, Mütterchen? Und daß Franz mir das Büschel Haare ausgerissen, das thut auch nicht weh."

Er nahm eine dünne Locke von dem blassen Golde der seinigen aus des Jünglings Hand, und zeigte sie der Mutter wie eine Trophäe, daß er Schmerz überwinden könne.

Helene bebte bei dem Gedanken auf, daß, da sie ängstlichen Einbildungen nachgehangen, ihres Kindes Leben an diesem Haare hing. Es zuckte durch ihr Gebein.

„Um Gotteswillen," sagte Helene voller Angst, „und Sie, Franz, kamen dazu?" Als hätte der Jüngling das Kind verlassen, so nahe streifte jene Frage an einen Vorwurf der Mutter.

„Ich stand daneben," antwortete dieser gelassen, „und schnitt ein Bildchen für ihn aus. Ein Augenblick war's, worin Alfred sich zu weit hinausbog. — Mein einzig Glück mag ich es nennen, daß mein Blick immer im rechten Moment aufsieht, um einem Unglück zuvorzukommen. — Doch als ich ihn gewaltsam zurückriß, habe ich mit der Scheere in meiner Hand die Blouse Alfred's aufgeschlitzt; vergeben Sie mir, gnädige Frau!"

Helene drückte seine Hand an ihre Brust und sprach: „O Franz, auf ewig bin ich Ihnen verpflichtet! In Gold möchte ich Sie fassen lassen, und nicht nur diese

Locke, welche Sie zum Angedenken behalten sollen, sobald ich eine schickliche Capsel dafür gefunden haben werde." —

„Mutter," sprach der Kleine mit dem herzinnig-fürbittenden Tone kindlicher Freundschaft, „Franz hat schon eine Capsel — die ist ein Bischen schwer, und seine Brust, die ist so schwach — hat er erst heute gesagt; gieb ihm ja nichts mehr zu tragen."

„Nichts, als meinen Dank," sagte Helene gerührt. Sie zog die Beiden in das Zimmer und sank erschöpft in einen Stuhl. Indem sie den geretteten Liebling fest umschlungen hielt, setzte sie hinzu: „Du mußt in Deinem Leben nicht mehr so unvorsichtig sein, hörst Du? Und Sie, lieber Franz, sagten, es sei Ihr einzig Glück, daß Sie immer den rechten Augenblick träfen, um ein Unglück zu verhüten; ist denn Alfred schon einmal in Gefahr gewesen?"

„Alfred nicht," — antwortete Franz.

„Nun, wer denn sonst?" fragte Helene dringender. Eine Mutter, die auch nur eine Secunde lang in Aengsten war, beruhiget sich so leicht nicht. Sie blickte den Jüngling forschend an, der vor ihr stand und zu Boden sah.

„Das ist eine eigene Geschichte," sagte Franz mit der Zurückhaltung eines verschlossenen Gemüths, „aber ich will sie Ihnen mittheilen, gnädige Frau."

Helene wußte nur durch ihren Mann, daß Franz bei dem Forstmeister von Glumeyer in harten Händen gewesen, und daß die Gräfinn, von der gedrückten Lage des vaterlosen Jünglings durch einen Förster unterrichtet, für sein ferneres Fortkommen edelmüthig sorgen wolle. — Willig hatte Helenens Gemahl, wir wissen es, sich als Vermittler hiezu finden lassen.

Franz fing an zu erzählen mit dem Bemerken: „Wenn einem die Menschen gram sind, so kann man es wohl am Tage aushalten, doch nicht, wenn es finster ist. Des Abends wandelte mich stets eine Furcht an, und es war mir seltsam zu Muthe."

„Sie haben Recht, armer Franz," unterbrach ihn Helene mit Wärme und lebhaftem Antheil, „die Liebe der Menschen ist ein schützendes Gefühl; allein zu sein in seinem Herzen, das ist schrecklich."

„Als ich einst," fuhr Jener fort, „schon einen Fuß im Bette hatte, ward mir so bange und beklommen, daß ich wieder aufstand und ins Freie ging, um frische Luft zu schöpfen. Der Forstmeister begegnete mir und fragte barsch: Was schleichst Du so um das Haus, wie einer, der kein gut Gewissen hat? Darauf gab ich zur Antwort: Ich hätte einen Geruch von Schwefel verspürt. Siehst Du nicht, Du Duckmäuser — schalt er mich — daß ein Gewitter am Himmel steht? Es blitzt schon — und dabei hatte ich einen Schlag über

das Gesicht, daß mir das Feuer aus den Augen sprang. Du lieber Gott, das Wetter, das uns Alle hätte erschlagen können, war auf Erden — und der Himmel leitete es gnädig ab. An einem Schuppen, worin ein Fäßchen Pulver stand, fand ich ein Zündbündel angelegt, und ich kam nur eben zurecht, den glimmenden Funken auszudrücken."

„Und wie nahm der Forstmeister diese wunderbare Rettung auf?" fragte Helene theilnehmend erregt.

Franz zuckte die Achseln. „Er behauptete, ich hätte den Brand selbst stiften wollen." Das Auge des Jünglings glänzte sanft auf, als er diese entsetzliche Anschuldigung aussprach.

„Der rohe Unmensch!" sagte Helene empört. „Welch eine Schmach ist solcher Undank!"

„Ein ander Mal," redete der Jüngling in Ruhe weiter, „waren Gäste da, vornehme Anverwandte der Forstmeisterinn."

„Ein paar allerliebste Knaben, nur unbändiger als ich je Kinder sah, machten nichts als Unfug, und ich mußte hinter ihnen her sein, weil sie überall Schaden anrichteten, der mir dann zur Last gelegt ward. — Es war den Gästen zu Ehren eine Jagd gewesen auf dem Teiche. Nun saßen sie zu Tisch, für mich war kein Platz daran; so schlich ich durch den Garten und fühlte mich schwach, da es seit dem Frühstück ziemlich

spät geworden war. Der Pavillon stand offen, mir däuchte, ich sähe ihn voll Qualm, doch lag dieser Nebel nur vor meinen Augen; denn drinnen war es klar und heiter, die Fenster standen geöffnet. Ein paar Gewehre lehnten im Winkel; mir kam plötzlich, ich wußte nicht wie, die Lust in den Wald zu gehen und diese Flinten abzuschießen, dann setzte ich ihnen ein Kupferhütchen auf. Nach etwa anderthalb Stunden kam ich erfrischt zurück und brachte einen Sperber mit, den ich auf dem Striche hatte. Die Gewehre stellte ich an ihren Ort. — Gegen Abend erschallt ein fürchterliches Geschrei durch den Garten und das Haus: die kleinen Buben hätten sich erschossen. Alles stürzt durch einander, im Pavillon sollte ein Schuß gefallen sein. „Gott stehe uns bei!“ rief Glumeyer in Todesangst, „die Kinder sind verloren, denn diese Doppelflinten waren geladen; ich selbst habe sie diesen Morgen abseits gestellt.“ Athemlos lief ich hinzu und sagte, daß ich zufällig das tödtende Geschoß verbraucht. Und als nun die Knaben, die nur der Schrecken daniedergeworfen, gesund vor uns standen, da schleuderte mir die Forstmeisterinn einen wüthenden Blick zu und sagte: Ich könnte nichts als Unheil auswittern.“

„Gerechter Gott,“ sprach Helene empört, „kann man dies auch für möglich halten? Ohne Ihre ahnungs-

volle Dazwischenkunft hätten jene Knaben wahrscheinlich in ihrem Blute gelegen."

„Das dachte ich auch," antwortete Franz, „und deshalb war ich auch still vergnügt."

„Sehen Sie, gnädige Frau," setzte er zutraulich hinzu, „ich habe scharfe Sinne, das ist wahr; ein Findling, der ich bin — — ist scheu und merksam, wie das Wild im Walde."

„Armer Franz," sprach Helene mitleidig, „und hat sich keine Spur von Ihrer Herkunft auffinden lassen?"

Der Jüngling schüttelte traurig den Kopf und schwieg lange mit einem tiefen Seufzer. Dann sagte er halblaut: „Der Forstmeister hielt mich für den Sohn seines Stiefbruders, dem er todtfeind ist, den er fortgejagt und eine furchtbare Drohung ausgestoßen, daß dieser Bruder, der auch Franz heißt, es nie mehr wagen solle, in seine Nähe zu kommen. Mein Name bestärkte ihn in dem Argwohn, daß man ihm mit mir einen Tort anthun wollen. Der Verdacht seiner Frau war noch schlimmer. — So verfolgte mich der Haß von Kindesbeinen an und war mir von jeder Seite auf den Fersen."

„Sie haben nunmehr eine Zuflucht gefunden." Mit dieser Zusicherung reichte Helene ihm nochmals die Hand, wie versprechend.

In dem wahrhaft weiblichen Wesen ist und war

von jeher der Schutz weniger ein großmüthiges Gefühl, als eine heilige Empfängniß; und die Reinsten unseres Geschlechts haben zu allen Zeiten, wenn eine schützende Ahnung durch ihre Seele ging, mit Liebe empfunden, was Gottes Absicht sei.

Von dieser Stunde an war der arme Franz für Helene bedeutend geworden. Sie behandelte ihn mit Achtung, und überließ ihren Knaben seiner Obhut, wenn sie beschäftiget war und Franz sich für ihn abmüßigen konnte. Alfred rankte sich an dem Jüngling empor, so daß er an dessen schlanker Höhe zu wachsen schien.

Helene und ihr Gemahl sprachen nicht zusammen über Franz, und auch dann, wenn der Jüngling nicht zugegen war, der sich in der bescheidensten Ferne verhielt, wie durch eine unsichtbare Wand. Der höchste Vorzug der Ehe, die Unmittelbarkeit, schien zwischen ihnen aufgehoben; doch Helene hoffte, einstweilen nur. Sie strebte ein Hinderniß nach dem andern hinweg zu räumen, um ihren Platz an dem Herzen des Mannes frei zu finden; doch findet jeder leise Schritt nur mühsam Raum, wenn die Zeit den Schutt vergänglicher Freuden nachgelassen.

Helene würde auf den Winter gehofft haben, da der Forstrath alsdann nicht verreisen dürfte, wenn sie nicht vorausgesehen, wie Alles kommen werde. Dann wohn-

ten ſie in Fürſtlands Hauſe, und wenn auch nicht immer, ſo doch öfters, den Geſellſchaften bei, die ſich täglich dort verſammelten. Dann war die Gräfinn da und Fanny — — — wo aber blieb der Anſpruch der Gattinn an eine innig-gemeinſame Stunde? An den ungetheilten Beſitz ihres Mannes, der ſchon jetzt von tauſend Dingen hingenommen war? —

Wir wollen Helene nach einiger Zeit, die ja ſo flüchtig iſt, ein Hauch nur, der das Blatt wendet, ſelbſt vernehmen.

Helene.

Den 25. Februar 18— Faſtnacht.

Wie froh bin ich des ſtillen Abends, den ich mit mir ſelbſt zubringen darf. Dem guten Arzte hätte ich in heimlicher Freude einen Kuß geben mögen, als er mir in Gegenwart meines Mannes Alles unterſagte, was aufregend für mich ſein könnte. Dieſes wohlthätige Verbot ſchließt mich nun auch von dem Maskenball aus, den ich ihnen gönne. Vor dieſem Tummelplatz des Vergnügens flieht das meine; wie geborgen fühle ich mich fern davon, fern! Ein Athem der Ruhe weht mich an in dieſem Blatte. — Iſt es mir

doch ohnehin, wie wenn ich unter Larven lebte, dumpf und geängſtet, als ob alle Geſellſchaft hier nichts wäre, als ein Gaukelſpiel, wo Einer den Andern künſtlich zu täuſchen ſucht. Nichts, als eine gleißende Oberfläche überall — und die Wahrheit, tief in meiner Bruſt, ſchwimmt in Thränen.

Du, mein Tagebuch, offen und ſchuldlos, biſt du bereit, einen Erguß aufzunehmen? Vertrauend wie Kinder ſollen meine Gedanken zu dir kommen, rein und weiß gekleidet. Nimm mich auf mit den meinen!

Was ich längſt geahnt, iſt mir nunmehr gewiß. Die Fürſtland, in ihrer geheimen Leidenſchaft für meinen Mann — ich durchſchaue ſie; daß es ein angelegter Plan geweſen ſei, was uns in dieſes Haus zog, es iſt mir nun klar. In tauſend Fäden wirft dieſe umſichtige Frau, die nicht das Geringſte aus den Augen läßt, was ihrem Zwecke dienen kann, ihr Netz nach ihm aus — übt ihr umſtrickendes Talent. Und Heinrich? Kein Zweifel, ſie nimmt ihn ein. An ſeinen ſchwächſten Seiten faßt ſie ihn — wie wäre es möglich, daß ſie ihn liebte? Nur *haben* will ſie ihn, zu einem Gewinn für ihre Eitelkeit. Muß ich es nicht beinahe für ein Glück halten, daß er anderweitig angezogen wird, und wenn ich auch darüber verblutete? — Jene Angel iſt nicht minder eine grauſame Luſt, und hier wie dort iſt mir das Herz zerriſſen, wenn ich nur daran denke.

Heinrich hält mich für eifersüchtig, mein freimüthiges Urtheil würde ihn verletzen, wie es schon der Fall gewesen, während das seine befangen ist. Er selbst gestehet: ein Gespräch mit der Oberstinn sei so fesselnd, daß er sich manchmal mit Gewalt losreißen müsse; wahrscheinlich weil der Zug zur Gräfinn und was ihr anhängt — stärker noch ist. Giebt es eine feinere Weise, in seine Ideen einzugehen? einen zarteren Zwang, ihn zu verbinden? Nein, *solcher* Art zu schmeicheln, widersteht zuletzt kein Mann, wie er sich auch stemme. Und dies thut Heinrich nicht einmal. Arglos giebt er sich dem erkenntlichen Gefühl hin, das diese Achtsamkeit auf ihn erregt, in der er nur uneigennütziges Wohlwollen sieht, wofür er nicht dankbar genug sein kann.

Vor einiger Zeit erzählte mein Mann von einem ländlichen Hausfeste, dem er einmal in der Familie eines wackern Oberförsters als ein junger Mensch beigewohnt habe. Ich glaube, sein Geschmack an Pfannkuchen schreibt sich noch davon her. Diese fröhliche Erinnerung an eine harmlose Fastnacht, wo man einen Bohnenkönig gewählt, ist so tief in das Gedächtniß Heinrichs eingewurzelt, daß sich dies sogar an seinem Sprößling zeigt. War es nicht eine kleine Bohne, welche Alfred dem Großvater zum Geburtstage schenkte, die er „*den stolzen Heinrich*“ nannte? —

Ich sah es Frau von Fürstland an der Miene an, was bei der herzlichen Schilderung meines Mannes in ihr vorging, da sie so aufmerksam zuhörte. — Gestern Abend, weil heute Redoute ist, wurden wir auf ein Gesellschaftsspiel und auf frische Pfannkuchen vom Oberst eingeladen. Der große Lustre brannte — in jeder Beziehung, dazu der Schmuck der Damen — Alles reflectirend.

Kein Wunder, wenn dieser moderne Glanz das traute, sanfte Lichtlein in Heinrichs Andenken ausgelöscht hätte; aber das schien nicht so. Auf einen Wink der Frau vom Hause — vielleicht hatte Niemand außer mir diesen bedeutenden Blick bemerkt — drängte ein Fräulein aus der Gesellschaft sich herzu, um die hochgethürmte Schüssel selbst zu präsentiren. Wie ich es gedacht, Heinrich mußte die Bohne finden und sich krönen lassen; man überreichte ihm ein gedrucktes Gedicht. Die Fürstland setzte ihm eigenhändig das Diadem auf, strich ihm die Locken aus den Schläfen, und beschäftigte sich länger mit der Krönung, als eben nöthig war.

Nun brachten die Damen ihm einen Tribut in allerliebsten kleinen Arbeiten, die schon in Bereitschaft lagen; mein Mann ist sehr gut versehen, seiner Hausfrau übrigt kaum ein Weniges für ihn zu thun. Die Männer verlangten von ihm, er solle Gesetze aus-

ſchreiben. Heinrich lächelte. „Nur keine Emancipation der Frauen,“ ſagte er dictatoriſch, „meine Damen, dieſe erwarten ſie nicht von mir.“ Einſtimmig ſchalten ſie ihn einen Tyrannen. Alles lief recht luſtig ab.

Nach meinem Sinne war es nicht, daß mein Mann einen Vorzug annahm, der ihm wie ein falſches Glück zugeſpielt worden, und daß er davon ergötzt ſchien. Mir däuchte, ich ſähe einen Schattenkönig in ihm — und wirklich hatten ſie ihn hinters Licht geführt. Und ſo dachte ich mit Schmerz, wie meine Liebe ihm die königliche Binde um das Haupt gelegt, wie ich ihn über alle Menſchen erhoben mit der vollen Kraft meines Herzens. Und hätte dies Herz Millionen Freuden umfaßt, es wäre ſein geweſen. Sein Thron — die Wiege ſeiner Ruhe — ſein Vaterland — ſein Erbe und Eigenthum für ewig! — Das Reich des Mannes iſt das Herz ſeines Weibes; das Herz, wenn er es wahrhaft beſitzt und darin herrſcht. Darf er jemals gleichgültig darauf herabſehen? — Und war es nicht eben ſo mit der Wette, die mein Mann jüngſt gewann, weil er ſie gewinnen ſollte? —

Als Heinrich die koſtbare weiße Stute gekauft, ſagte er: „Nun fehlt nur noch, daß Helene mir für die leichtfüßige Diana ein ſchönes Reitzeug ſtickt, dann fliege ich mit ihr wie ein Pfeil durch die Lüfte.“ Ein Falke, auf der Hand einer geflügelten Jungfrau, iſt

meines Mannes Wappen. Ich versprach es ihm, sobald die Tage etwas länger und lichter sein würden. Schon hatte ich mit einem Zeichner des Musters wegen Rücksprache genommen. Wie fleißig wollte ich sein. Mit inniger Lust dachte ich, daß ich im Stande wäre, einen Wunsch des geliebten Mannes zu erfüllen; die Oberstinn ersparte mir diese Mühe. —

Sie streiten sich, Heinrich und die Fürstland. Um des Kaisers Bart? O nein, um Napoleons berühmten Schimmel. Frau von Fürstland hat noch nie so lebhaft widersprochen. Sie schlägt eine Wette vor, mein Mann geht hitzig auf diesen Vorschlag ein und — in die Falle.

Es gilt das Reitzeug! Dieser Gedanke durchblitzte mich. Ich strafte mich des sündlichen Verdachts, ich nannte mein weissagendes Gefühl eine thörichte Lüge. Aber ach! in der Nacht wandelt mich mein nervöser Gesichtsschmerz an. Niemand sollte durch mich gestört werden, ich stehe sacht auf, um mir mein Mittel aus dem hintern Zimmer zu holen. Das Eckstübchen im Hofgebäude ist hell erleuchtet, ein paar Mädchen nähen emsig, die Arbeit glänzt in ihrer Hand, jeder Faden, den sie ausziehen, erscheint in schwachem Gefunkel, was ich sah, obgleich die Scheiben drüben angelaufen waren.

Am Morgen fragte ich die Dorel: „Wer denn dort,

in dem unbewohnten Stübchen, so spät noch beschäftiget sei?"

„Ein paar Stickerinnen sind's, die für die gnädige Frau Oberstinn in Gold ausnähen," antwortete mir das Mädchen. Und gesprächsam, wie die Dorel ist, setzte sie hinzu: „Gestern bat mich die eine, welche ich kenne, um ein wenig stärkendes Wasser von Weinreben, was ich immer aufbewahre. Warum verderben Sie Sich die Augen aber auch mit Gewalt? sagte ich. Ist es denn so pressant? und was? wenn man fragen darf. — Der Zaum ist uns um die Zunge gelegt, fiel schnell die andere ein, welche dabei stand. Es ist eine jagende Arbeit, wir dürfen weder ein Wörtlein, noch eine Minute darüber verlieren. — — Um keinen Preis ließe ich mich blind machen, daß mir die Augen thränten, wie ein Weinstock im Frühjahr." —

Dies war der Dorel Meinung, aber ich hörte auf ihr Geschwätz nicht mehr.

Richtig, ein Gang auf das Museum hatte zu Gunsten Heinrichs entschieden, und nach einigen Wochen überreichte die Fürstland meinem Manne das Reitzeug, welches fürstlich geworden war. Sie gab es für eine Arbeit ihrer Hand aus — und ich wußte, keinen Stich hatte sie dazu gethan, außer dem, den sie mir ins Herz gab, da sie sich eines Fleißes rühmte, der das Verdienst armer Mädchen war — eines Fleißes,

den Heinrich für vereinbar hält mit den Pflichten der Geselligkeit. Mein Mann stand betroffen; er warf einen Blick auf seine Helene, der mich beschämte, als wolle er sagen: „Siehst Du, was eine Frau kann?“ Mich demüthigte der Gedanke, daß er herabgewürdiget wäre durch die schnödeste Absicht. Durfte Heinrich dies Präsent abweisen? Und so brüstet er sich mit fremdem Weh — mit einem Schmerz, der seinem Weibe das Herz abdrückt; in stolzer Blindheit reitet er dahin, darf ich ihm die Augen öffnen? O, nimmermehr!

Wie täuschbar sind doch die Männer, dies hätte ich nicht gedacht. Meinem Vater nahete nie der leiseste Betrug; den unschuldigsten Scherz, der ihn täuschen mögen, brachten wir nicht über das Herz, noch je ein Wort gegen die Wahrheit über unsere Lippen. Wir trauten einander. Was soll ich nun mit meinem schlichten Thun, mit dem eingebornen Instinct gegen die Lüge in einer Welt voll falscher Zeugen, voller Trug und Schein? —

Ist das meine Sicherheit, daß ich schweigen muß? Meinem Heinrich verschweigen will, daß Frau von Fürstland seine Achtung nicht verdient? Würde nicht ein gehässiges Gefühl in ihm entstehen gegen mich, das besser auf ihn selbst gerichtet wäre, während die eigentliche Urheberinn frei ausginge? — Nur seinem Weibe darf der Mann treu anhangen, um den Schlin-

gen zu entgehen, welche die Langeweile über seinen Weg ausspinnt. Was ihn umstellt, es ist der Schaden vermeinter Selbständigkeit.

Du, mein Gott! dies Gewebe von List und Leidenschaft um Heinrich her — Deine Hand ist noch stark! Ein Hauch von Dir, und — es ist zerstört.

Aber du holdes, trautes Bild der Ehe, du schöner Traum meiner Jugend, meiner Liebe, du bist heimgegangen! Tief schläfst du in meiner Brust, worin es stürmt. Das Schifflein meiner Hoffnung schwankt auf dem Meer; an welcher Klippe wird es zerschellen? — Gute Nacht, mein Tagebuch, falle nun zu, wie mein müdes Auge.

Den 26.

Frau von Fürstland war heute etwas mal disposée, wie sie es vornehm nannte. Der Ball muß nicht ganz befriedigend ausgefallen sein, obzwar sie ihn als bezaubernd pries. In solch einem Ausdruck liegt schon der Sinn zu täuschen, der Zauber des Vergnügens äußert sich anders; wo keine Nachfreude ist, da ist die Lust nicht weit her gewesen. Scheinbar theilnehmend, wie es einer Freundinn vergönnt wäre, erkundigte die Oberstinn sich nach meines Mannes Befinden; die Frage, seltsam gestellt, beunruhigte mich.

„Ist denn mein Mann unwohl gewesen?“ fragte ich in erschrockenem Tone zurück.

„Nun, ich meinte, weil er die Redoute so bald verließ,“ erwiederte Jene mit niedergeschlagenem Blick.

„Ich weiß nicht, wann er nach Hause gekommen, ich schlief;“ gab ich zur Antwort. Ein feines Lächeln spielte um den Mund der Fürstland; wie einfältig mochte ihr diese Ruhe scheinen, aber ruhig war ich nicht.

Zu Heinrich sagte ich: „Die Oberstinn war Deinetwegen besorgt.“

„Wie so?“ fragte mein Mann rasch.

„Weil Du plötzlich die Redoute verlassen. Geschah es denn so bald? Du weißt, ich war nicht wach geblieben.“

In Heinrichs Gesicht schlug eine Flamme aus. Mit jener Verlegenheit, welche ein umgehendes Wort sucht, sagte er nach einem minutenlangen Zögern: „Die Gräfinn hatte versprochen, einen Domino zu nehmen; es kostete Ueberredung, doch wollte sie Fanny dies Opfer bringen, die sich auf die Redoute freute, wie ein Kind. Da sie ausblieben, fürchtete ich einen wichtigen Grund, und säumte nicht, selbst zuzusehen. Ein kleiner verdrießlicher Vorfall, kaum der Rede werth — doch waren sie abgehalten worden. So blieb ich bei ihnen.“

Schonend für mich fand sich ein Vorwand, daß ich das Zimmer verlassen konnte. Ich wäre meiner Stimmung, meiner Stimme nicht mächtig gewesen; denn ich zitterte heftig.

Der Gräfinn und Fanny hatte meines Mannes Theilnahme den späten Abend versüßt. Um ihren Verdruß zu theilen, entriß er sich einem Vergnügen, das er vorzugsweise liebt; ihre Gesellschaft ist ihm lieber, als alles Andere; sein Weib mag einsam sein, was kümmert es ihn. — Ueberredung hat es gekostet, ehe die Gräfinn sich entschließen konnte, das bunte Getümmel mit ihrer stillen Gegenwart zu beehren. Tausend Bitten — ich höre es im Geiste — hat Heinrich daran gewendet. Bei mir ist er wortkarg, einsilbig, verstimmt; mich läßt er gewähren, wenn ich daheim zu bleiben wünsche. — Wir sahen uns den Tag nicht mehr ohne Zeugen.

Gegen den Abend ließ die Fürstland mich zu sich bitten; ich sollte mein Urtheil über einen Einkauf abgeben. Am liebsten hätte ich mich dessen weigern mögen, und unbedachtsam sagte ich: mein Geschmack könnte nicht der ihrige sein. „O doch," erwiederte sie. Ein Ohr, welches Dinge vernommen, die in das Herz schneiden, wird fein. Der leise Spott in dem Accent, den Frau von Fürstland vielleicht wider Wissen

und Willen auf die beiden kleinen Silben legte, entging mir nicht.

Die Thür flog auf. Ein schlanker, junger Mann, in Uniform unter dem Reiserocke, stürzte athemlos herein; derselbe Officier, dessen Bildniß ich in diesen Zimmern gesehen. Es ist Otfried Fürstland, ein Sohn des Hauses, aus der ersten Ehe seines Vaters. Der Oberst könnte ihn nicht verleugnen, so sehr sieht sein Sohn ihm ähnlich. Irre ich nicht, so war es kein Freudenschreck, den diese unerwartete Ankunft erregte. Frau von Fürstland ward bleich und verlor alle Fassung, was ich zum ersten Male sah. Und mit tausend Freuden kam der junge Mann und fiel seiner Stiefmutter um den Hals, mit zärtlichem Ungestüm, wie ein leibliches Kind; sie konnte sich kaum von ihm losmachen. „Meine schöne Mutter," nannte er sie innigslich. Mir däucht, Frau von Fürstland könnte sich mit dieser Eroberung begnügen, denn ihr Stiefsohn ist ein liebenswürdiger Mensch, der ihr von ganzer Seele ergeben scheint. Als Adjutant ist er seit längerer Zeit nach B..... commandirt gewesen, und hat eine Wendung, die das Regiment anging, günstig für seine schnelle Rückkehr benutzt. Sein Chef war darauf eingegangen, vielleicht in der Meinung, daß den Eltern des Lieutenants ein Dienst damit geschähe; es kam

mir aber nicht so vor. Mir that der junge Fürstland leid, denn, ich dächte, er hätte es herausfühlen müssen.

Auch die Oberstinn schien mit ihren Gedanken abwesend, es war, als ob sie angestrengt nach Etwas suchte.

„Du bist krank, Otfried, Du hast augenscheinlich Fieber," sagte sie dem Lieutenant endlich auf den Kopf zu. Der junge Mann erschrak und wehrte sich standhaft dagegen; nur ein wenig erschöpft sei er, doch nicht unpaß.

„Ja, ja, leugne es nur nicht," behauptete seine Stiefmutter. „Anfällig wie Du bist, hast Du Dich auf der Reise erkältet; in dieser feuchten Jahreszeit zieht man sich geschwind etwas zu."

Wahrlich, ich mußte lächeln. Frau von Fürstland hatte heute einen Tag, an dem die Gesunden mit Gewalt sollten Patienten sein; vielleicht befand sie sich selbst ein wenig übel.

Der Oberst lachte und sprach: „Ergieb Dich, mein Sohn, Deine schöne Mutter läßt Dich morgen krank melden und den Arzt rufen. Wie willst Du entkommen?"

Otfried küßte dankbar ihre Hand, die ihn liebkoste. „Schon deshalb," sagte er, „konnte mich kein rauhes Lüftchen anwehen, weil ich im verschlossenen Wagen mit einer Dame gefahren bin. Frau von Francoln hatte

die Güte, mir einen Platz anzubieten, da sie um meine Abreise wußte, und ich habe sie hierher begleitet."

Diese Nachricht berührte mich. Liddy ist wieder da, und ich werde sie nun auch kennen lernen. Sie ist lange von den Ihrigen entfernt gewesen, einer Kränklichkeit wegen, erinnere ich mich, gehört zu haben. Zweimal hat Liddy ihren Gemahl mit Zwillingen beschenkt, erst zwei Knaben, dann zwei Mädchen. Der Anblick dieser Kinder soll entzückend sein. Ich möchte sie sehen, sie zeigen sich immer Hand in Hand. Wenn bei solchem Vorbild Eltern nicht einig wären — — Gott! Man sagt, diese Ehe soll nicht glücklich sein.

Francolm ist dem Oberst entfernter Weise anverwandt, selten nimmt er eine Einladung an; er lebt nicht viel mit der Welt. Frau von Fürstland mag ihn nicht sonderlich leiden, wenn sie es auch verbirgt. Mir hat er recht wohl gefallen, er scheint ein sehr reeller Mann; ein Zug finstern Ernstes lagert unter seinen Augen, und seine Stirn ist düster, wie wenn der Kummer dahinter wohnte. Eine Dame sprach von der bewundernswürdigen Aehnlichkeit seiner Kinder, und ob er sie denn unterscheiden könne, wenn er ihnen nicht ein Bändchen von verschiedener Farbe um den Arm binde?

Nie sah ich ein anziehenderes Lächeln, als das seine, bei jener Frage; sein Auge war ein Sonnenblick.

„O, mein Herz kennt sie wohl," sagte er mit be-

wegtem Ton. „Dort ist das Band, welches mich meine lieben Kinder nicht verwechseln läßt, jedes andere ist lösbar.“

Wie rührend lächelt ein Vater. Ich habe damals den finstern Francolm lieb gewonnen und still ein Vertrauen zu ihm gefaßt.

Es mag der armen Liddy schwer angekommen sein, sich so lange von Gemahl und Kindern trennen zu müssen. Ach, die Wonne der Unzertrennlichkeit ist ein Himmel der Liebe! —

Otfried hat Liddy oft gesehen, er sprach mit Wärme und Antheil von ihr. Nun, wir werden ja sehen!

Den 27.

Heinrich ist diesen Morgen auf einige Tage verreist, in dringenden Geschäften, wie er mir flüchtig sagte. Sein Lebewohl war so kalt, wie die Frühluft draußen. Als ich den Wagen fortrollen hörte, athmete ich freier auf — — — ist es denn möglich? —

Noch ist kein Wort allein zwischen uns gewechselt worden, seit jenem Gespräch nach der Redoute; auch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen sollte. Wir sind nicht mehr allein, sonst waren wir es mitten in Gesellschaft. In geräuschvoller Eile treibt das Leben hier die köstlichsten Stunden an uns vorüber; der Drang

des Augenblicks läßt nicht mehr zu, daß unsere Herzen sich zusammen neigen, wie einst.

Schon oft ist mir der Gedanke gekommen, mich der Gräfinn zu vertrauen. Sie ahnet schwerlich, wie sehr ich durch ihre Anwesenheit leide. Leonide ist edler Gesinnungen fähig. Sie war mir gut; auch wüßte ich nicht, womit ich sie beleidiget hätte; es müßte denn mein Glück gewesen sein.

Nur die Warnung meiner Mutter hielt mich zurück: „Nur Deine Liebe und Deine Ehrlichkeit darf Vermittlerinn sein zwischen Dir und Deinem Mann; nichts Anderes, und wäre es die Tugend in höchsteigener Person!“ sagte sie einmal zu mir.

Aber eine Sehnsucht, dunkel und traurig, zog mich heute zur Gräfinn hin. Mein Besuch schien ihr willkommen zu sein; Fanny war nicht da. Dies konnte mir nur lieb, nur erleichternd sein, besonders da ich vernahm, daß sie mit einer Dame und deren Tochter in die Oper fahren würde.

„Sie machen Sich rar, Helene,“ sagte Leonide. Und dieser freundschaftliche Vorwurf klang doch ein wenig stolz. „Frau von Fürstland,“ setzte sie hinzu, „nimmt all' Ihre Zeit in Anspruch.“

Bis auf die vergangene, die ist noch mein, versetzte ich mit Wehmuth. Ach, theure Gräfinn, es ist hier nicht, wie es in Wartenstein war, und meine

Seele flieht manch liebes Mal in jene traute Stille zurück. —

Die Gräfinn zog mich an das Fenster. Der Neumond schimmerte wie ein zarter Silberfaden aus dem dünnen Schleier der Luft. Wir sahen in die winterliche Dämmerung hinaus, in der die Ahnung schon einen fernen Schein des Frühlings sieht; und jener himmlische Abend, wo mein Vater in den Felsen vom „grauen Kloster“ zu uns redete, schwebte klar vor unsern Seelen.

„Meine Sonne ist hinab,“ sagte die Gräfinn mit Schmerz in der Stimme.

Aber ein sanftes Licht bleibt — das verklärt das heilige Andenken einer stillen Seele — wagte ich, ihr tröstend zu erwiedern.

Sie sah mich an mit trostlosem Blick und sprach: „Mein bestes Theil hat der Bruder mir hinweggenommen, das Herz fühlt sich verwaist ohne ihn, und ich leide das Leben mehr, als daß ich es liebe. Wie könnte ich Gefallen finden an dem wüsten Gewirr der Menschen, das nur schallt, weil es so hohl ist und so leer? Ich würde in meinem Gram versinken, wenn Fanny's leichter Sinn mich nicht wie ein leichtes Gewand auf der Oberfläche hielte. Mein Verlust ist und bleibt unersetzlich, wenn ich auch innig annehme, daß

der Baron sich wie ein brüderlicher Freund gegen mich benimmt."

Ich seufzte. Die Gräfinn sprach von meinem Manne, als wäre er nur ihr Freund. Würde Leonide das, wenn sie dies Verhältniß nicht als sein vorherrschendes empfände? —

Ein Bedienter erschien in der Thür. Die Gräfinn stand auf, zu vernehmen, was er wolle, und nachdem er es halb laut nur gesagt, verließ sie mit ihm das Zimmer. Mein Blick wendete sich nun nach innen, und ein Billet, von der Hand meines Mannes überschrieben, fiel mir auf dem Arbeitstisch der Gräfinn ins Auge. Ich erinnerte mich, daß Heinrich — der Wagen hielt schon — noch ein Billet hinweg gesendet hatte; dies war es, ohne Zweifel.

Die Gräfinn trat mit verdrießlicher Miene wieder ein. Sie sagte: „Ich habe eine Kranke, und wollte es lieber selbst sein. Die Redoute ist zur größten Unlust für mich geworden."

Ich glaubte, liebe Gräfinn, Sie wären nicht da gewesen? fragte ich, hochaufhorchend.

„Freilich nicht," antwortete Leonide, „aber ich wollte doch hingehen, was sehr thöricht von mir war, Fanny ließ mit Bitten nicht ab; sie hatte eine sicilianische Fischerinn gewählt — wie unbeschreiblich reizend war sie in dieser Tracht, aber nun ist Fanny heftig im

Anziehen — und Louise (die Jungfer) hat ein Häkchen auf meinen Schützling."

„Louise, geängstet und unvorsichtig, fackelt mit dem Lichte hin und her, und kommt dem zierlichen Hamen zu nahe; mit Geprassel lodert er auf. Dabei fängt Fanny Funken, alle Löschmittel, die uns zu Gebote standen, wurden auf die arme Fischerinn ausgeschüttet; die sah nun aus, als wäre sie dem Krater entsprungen. Die ganze Freude war verdorben. In ihrer Angst stößt Fanny die Louise weit von sich; das Mädchen fällt zu Boden und bekommt Brustkrampf, ich mußte in der Nacht den Doctor holen lassen. Noch ist sie nicht hergestellt, hat jetzt wieder einen schwachen Anfall gehabt, und mir weinend die Bitte vorgetragen, daß ich sie aus dem Dienst entlassen möchte, weil sie, durch meine Güte verwöhnt, außer Stande sei, eine Mißhandlung zu ertragen."

Wie mich dies empörte! Hell wie Feuerschein ward es in mir, da ich dachte, welch eine Stiefmutter würde Fanny werden, die im wilden Trieb eines vereitelten Vergnügens sich so weit vergißt. Mein armes, zartes, liebes Kind in solcher Hand! Gott schütze mein Leben! — Ich glühte vor Angst, da ich mir die entsetzliche Gefahr vorstellte, in welche Alfreds Wohl gerathen könnte, wenn er die Mutter verlöre.

O, theure Gräfinn, wie bedaure ich Sie, erwie-

derte ich. Ein ewiges Glück für Fanny, daß sie unter dem Einfluß Ihres milden Geistes steht, der ein Segen für das Fräulein ist. Solcher Schaden ist zu verschmerzen, diese Funken lassen sich auslöschen, wenn aber eine Flamme, schwerer zu unterdrücken, dies leidenschaftliche Gemüth ergriffe — — — Vielleicht hatte ich mein Gefühl zu lebhaft ausgedrückt. In dem Blick der Gräfinn — ohnfehlbar schaute Leonide in mein Herz — malte sich ein stolzes Mitleid; ob mit Fanny, ob mit mir? Ich weiß es nicht.

„Fanny wird schlimmer beurtheilt, als sie es verdient," sagte Leonide mit abgewendetem Auge und lächelnd, als ob sie es am besten wüßte.

„Man klagt mich deshalb der Schwachheit an, aber ich lasse es geschehen. — Fanny hängt mit ganzer Seele an mir, ich leite sie nach meinem Willen; kein Schatten von Zurückhaltung haftet auf diesem gutartigen Wesen, was sich eben gehen läßt. Eine Neigung, welche Fanny gefaßt hatte, eine jugendliche Neigung, der ich keine Nachsicht schenken konnte, da ich keine glücklichen Folgen absah, und weil selbst die Verbindung mir mißfiel, gab das liebe Kind ohne Weiteres auf. Kann ich mehr von ihr verlangen?"

Wie gern hätte ich antworten mögen: Der Leichtsinn hält an nichts fest, aber ich schwieg; wir knüpften ein anderes Gespräch an.

Die Gräfinn wußte genau die Veranlassung von meines Mannes plötzlicher Reise. Sie sagte: „Der Baron hat treffliche Vorschläge eingereicht, man bevorzugt ihn höhern Orts, und er wird in Zeiten Landforstmeister sein. Auch ist etwas im Werke, das — das Sie freuen dürfte, Helene.“

„Und das ich nicht wissen darf?“ fragte ich gespannt.

„Eine Hoffnung, wenn sie fehl geht, geht nahe;“ antwortete Leonide.

Mir aber ging es doch noch näher, daß meines Mannes Freundinn besser daran ist, als Heinrichs Frau, seine Helene! —

Im Fortgehen erwähnte ich zufällig, daß am vorigen Abend der Lieutenant Fürstland zurückgekommen sei. Die Gräfinn erblaßte — ich habe es deutlich gesehen. Was geht es Leonide an, wer da kommt? —

Ach! ich weiß einen Frühling, da ging, wenn Heinrich kam, ein Engel ihm unsichtbar voraus, und streute Rosen vor ihm her. Die Welt duftete wie ein Garten, ich sog Lebensathem ein in seiner Nähe. Das Papier erröthet unter dem Widerschein dieses Andenkens.

Den 28sten.

Heute habe ich Liddy kennen gelernt; anders hatte ich sie mir doch gedacht. Heinrichs Liddy! In diesem

Lichte erschien sie mir. Die Mutter sähe man ihr nicht an; zumal die Mutter von vier kräftigen Kindern, welche paarweise gekommen. Sie könnte noch für ein nettes Mädchen gelten; Liddy hat ein liebliches Gesicht und eine süße Stimme, ihre Farben sind äußerst fein und ihre Augen sehr klar; nur waren diese Augen, so schien es mir, ein wenig zu sehr auf ihren Reisegefährten gerichtet; die Beiden sprachen fast nur allein zusammen. Frau von Fürstland, welche den Formen des geselligen Anstandes sonst nichts vergiebt, ließ es dahin gestellt sein; ja, es kam mir vor, als würde geflissentlich der Blick der Gesellschaft von diesem flüsternden Zwiegespräch abgelenkt. — Liddy war ohne ihren Gemahl. Francolm wollte nachkommen, spät erst ließ er sich entschuldigen, und Otfried begleitete Liddy nach Hause. Auch dies war wohl nicht ganz in der Ordnung, und Heinrich würde auf keinen Fall so nachsichtig als Francolm sein. Wenn auch die Vertraulichkeit mit einem jungen, fremden Manne nichts, gar nichts zu bedeuten hat, einen Schatten auf den Schritt einer Gattinn wirft sie doch, und der Wandel einer Mutter vollends — rein und treu vor Gott und Menschen muß er sein, das ist sonnenklar.

Daß das Interesse unserer Bekanntschaft gegenseitig wäre, dies, däucht mir, hätte ich erwarten dürfen. Aber nein, als mein Name genannt wurde, sah ich

zwar, daß Liddy mich auffaßte, doch nur für einen flüchtigen Augenblick; sie ließ so bald als möglich das knappe Wörtlein fallen, das sie mir gönnte; ich war kein Gegenstand für Liddy, und aufdringlich wollte ich nicht sein. Es war als fände ich mich getäuscht; ich fand mich nicht sogleich zurecht, und eine Dame, der ich nahe saß, rückte mir noch näher und sagte: „Nun, Frau von Francolm sieht ja wie das Leben selbst aus, die Cur muß doch angeschlagen haben.“ Sie schlug ein kleines, giftiges Gelächter auf.

Ein Grauen schlich über mein Herz. Ohne Noth, erwiederte ich, wird eine Hausfrau die Ihrigen gewiß nicht verlassen.

„Man sollte denken,“ entgegnete Jene mit richterlichem Ton. „Aber von einer Hausfrau, wie Sie zu sagen belieben, ist hier nicht die Rede. Eine fremde Person führt das Ganze, der gute Francolm ist den Kinderchen Vater und Mutter zugleich, und seine Frau? nun, die läßt sie aufwachsen, das thut der Pilz im Walde auch.“

O, du Giftpilz, dachte ich, welch eine kleine, schädliche Familie von übler Nachrede schießt um Dich her auf.

Keine Silbe erwiederte ich. Nichts ist jedoch so unabweislich, wie die Schmähsucht.

Meine Nachbarinn fuhr fort: „Da denken die Män-

ner Wunder wie klüglich sie gewählt, wenn sie ein Mädchen heirathen, das still und eingezogen gewöhnt worden; aha, das sind die schlimmsten! So zeigt es sich auch hier.“ Mit einem Seitenblicke auf Liddy: „Ihr Vater, ein gewisser Herr Schütz, bürgerlich in jedem Sinne, war ein sonderlicher Mann. Er lebte und webte in seinem Garten; jede Blume war ihm ein kleiner Herrgott, und sein Töchterchen kniete mit ihm früh und spät an den Beeten nieder, faltete die Hände mit Preis, wenn ein Blatt blau oder roth zum Vorschein kam; dabei wurde nichts gethan. Wozu, ich frage Sie, meine Wertheste, braucht ein junges Mädchen das Botanische? Wie einfältig! In der Ehe ist das Latein zu Ende, dann kommt es darauf an, daß eine Frau etwas von der Wirthschaft versteht, und ihrer Pflänzchen wartet und pflegt.“

Zu tausend Malen dachte ich an Heinrich. Mit welchem Gefühl wird er die Flamme seiner ersten Liebe wiedersehen! — Ach! gestern sang die alte Höflein, und ich ließ mir den Vers wiederholen: „Menschliches Wesen, was ist's? Gewesen! in einer Stunde geht Alles zu Grunde, sobald das Lüftlein des Todes drein bläst.“

Den 1. März.

Briefe vom Vater! Ich küßte den Umschlag. Als ich das Blatt entfaltete, wehete es mich so heimathlich an, so lieb. Meine arme Mutter hat sich die Hand verbrannt — die rechte! Diese volle, weiche, milde Hand muß nun lässig sein, und der Vater versieht Alles. Das möchte ich sehen. —

„Sei unbekümmert, Frau Tochter," schreibt mein Väterchen, „die Mutter wird sorgsam gepflegt; für solch eine treue Hand finden sich Hände. Seitdem Deine Mutter keinen Schub oder Schrank öffnen kann, habe ich Respect vor dem Hauswesen bekommen. Ordnung und Reichthum überall, geschlichtet und gehäuft, weiß und rein, mir gingen die Augen über. Und Deiner Mutter Herz, worin ein guter Geist in Stille und Liebe waltet, enthält noch größeren Segen. Als das Unglück geschehen war, wollte ich in der ersten Angst weiches Linnen und eine Binde holen; in Reihen lagen sie da, feine, weiße Röllchen, als lägen sie für tausend Wunden bereit. Was lächelst Du so in Dich hinein? fragte sie mich. Als ich mich mit Dir verbunden, Sophie, hätte ich nicht geglaubt, daß Du solch einen unendlichen Vorrath von Binden für nöthig hieltest. Du dachtest wohl, Du zögest in den Krieg? — Man kann nicht wissen, welch ein Schmerz heute

oder morgen in das Haus einzieht; denn Ehestand, Wehestand! antwortete mir Deine Mutter."

„Heil Dir, meine Helene, daß Du ihre Tochter bist!"

Noch las ich diese lieben Zeilen, da klopfte es, und die Oberstinn im Morgenanzuge trat bei mir ein. Sie sah etwas übernächtig aus, und kam mir um zehn Jahre älter vor, als sonst.

„Werden Sie mir verzeihen, daß ich Sie so früh störe?" sagte sie artig, wie immer; „später aber hindert die Unruhe des Tages jedes geheime Gespräch, und zu wichtig war es mir, Sie ohne Zeugen zu sprechen." Bei diesen Worten blickte Frau von Fürstland scheu umher, als fürchte sie, die Wände könnten lauschen.

Wir sind allein, versicherte ich, nicht wenig gespannt auf eine Mittheilung, die so geheimnißvoll begann.

„Was werden Sie gestern nur von mir gedacht haben?" fing die Fürstland an, indem sie mich scharf ins Auge faßte.

Wie so? fragte ich befremdet.

„Sollten Sie in der That nicht bemerkt haben, wie consternirt ich war, da mein Stiefsohn so unerwartet hereinstürzte? Des Himmels Einfall hätte ich eher geträumt, als dies."

Es ist mir nicht aufgefallen, erwiederte ich. Jede

Ueberraschung, auch die willkommenste, verursacht einen gewissen Schrecken.

Frau von Fürstland lächelte verneinend und sprach: „Zu dieser Sorte gehört Otfrieds eigenmächtige Wiederkehr nun nicht. Er setzt mich in die größte Verlegenheit, und doch mußte ich seiner wilden Freude Stand halten, wenn er nicht mißtrauisch werden sollte.“

Seiner wilden Freude? wiederholte ich erstaunt. Ich gestehe, dieser herzige Ungestüm, der nur beweist, wie sehr er an Ihnen hängt, gereicht dem Lieutenant Fürstland zur Ehre, und hat mich innigst gerührt.

Hierauf entgegnete seine Stiefmutter (in Wahrheit, hier trifft dies gehässige Wort, wie ehrlich ist der stiefmütterliche Haß gegen solches Lob und solche Liebe): „Nun ja, es ist ein guter Junge, aber — leidenschaftlich bis zum Exceß, ein Tollkopf ohne Gleichen, was von einer vernachlässigten Erziehung herrührt. Von jener Urbanität, die mir als das unterscheidende Kennzeichen eines Mannes der höheren Stände erscheint, zeigt sein Betragen keine Spur, seine Neigungen gehen stets mit ihm durch und ein starker Zügel ist ihm durchaus nothwendig. So muß ich meine volle Gewalt über ihn dahin anwenden, daß ich ihn zu seinem Glück lenke.“

Wenn dies nur möglich ist! warf ich zweifelhaft ein.

„Sehen Sie,“ fuhr Frau von Fürstland mit leiser,

beſchleunigter Stimme fort, „dem Otfried iſt ein herrliches Sort zugedacht, ein Fräulein aus der Familie ſeines Vaters; ein liebes Kind, das ſehr reich, doch noch ein wenig zu jung für ihn iſt. Es iſt eine ſo ſeltſam verzweigte Geſchichte, die des Breiteren Ihnen aus einander zu ſetzen ich aus Schonung für Ihre Geduld unterlaſſe. Nur dies in Kürze! Wir gehen einer beträchtlichen Erbſchaft verluſtig, wenn dieſe Partie fehl ginge. Alles muß uns daran gelegen ſein, daß Otfrieds Wunſch und Wille mit dieſem Beſchluß übereinſtimmt. Und dies, dies! iſt wahrhaftig keine leichte Aufgabe. Mein Mann (ein Lächeln der kälteſten Ironie ſchlich um den Mund ſeiner Frau) iſt ein Nonens für das Syſtem des Familienglücks; außer ſeiner Voliere und mancher Nebenſache intereſſirt ihn nichts, ſogar die Heirath ſeines Sohnes hält er für eine häusliche Angelegenheit. So bleibt mir denn gänzlich anheim geſtellt, meinen Stiefſohn gegen jede Neigung zu ſichern, die ihn verwickeln könnte, und es kam vorerſt darauf an, ſein unbedingtes Vertrauen zu gewinnen, was mir auch gelungen iſt. Er liebt mich, bis zur Beläſtigung liebt er mich!“

Frau von Fürſtland ſchöpfte Odem — ich ſchwieg. Armer, junger Mann! ein Mittel biſt Du der ſchnödeſten Abſicht? Die Hand eines verkauften Kindes war der Preis Deines Vertrauens?

Frau von Fürstland fuhr fort: „Nun ist diesem Plane denn doch eine Bekanntschaft querfeldein gekommen, welche Otfried mit aller Heftigkeit seines Temperaments verfolgt. Daraus kann aber auf keinen Fall etwas werden. Seiner Leidenschaft offen in den Weg zu treten, kam mir nicht in den Sinn. Er hätte alle Rücksichten aus den Augen gesetzt, und dies durfte nicht geschehen. Es hätte mich nur compromittirt; denn was man nicht ausführen kann, muß man niemals anfangen. So sorgte ich unter der Hand dafür, daß er entfernt würde, und zwar in der Pflicht des Dienstes. Er wurde nach B..... commandirt, und ich wähnte ihn gut aufgehoben. Denken Sie Sich daher an meine Stelle, als Otfried frank und frei zurückkehrt, er denkt nicht daran, a Charge zu sein, und zum Unglück ist sein Gegenstand auch wieder hier. Die Folgen lassen sich nicht übersehen, ich mag nicht leugnen, daß mir bei seinem ersten Anblicke der Muth sank. Otfried durfte vorläufig nichts erfahren, bis ich meine Maßregeln genommen. Deshalb verfügte ich Hausarrest. Eine hypochondrische Ader hat er von seinem Vater; daß er sich übel befinde, ist ihm leicht einzureden; glaube ich doch, daß er sich die Krankheit der Liebe auch nur einbildet."

Eine Krankheit nennen Sie die Liebe? fragte ich mit bitterm Staunen, ich bin der Meinung, die

Liebe sei die Gesundheit der Seele, die Kraft zu leben.

„Meine gute Falk!“ erwiederte Frau von Fürstland, „wenn die Liebe das Wohlergehen befördert, dann mögen Sie vollkommen Recht haben. Doch hier ist nur von einer Thorheit die Rede, welche Verderben nach sich ziehen könnte, und die um jeden Preis verhindert werden muß. Der Zufall hat mir einen Faden zur Hand gegeben, den ich nützen will. Die kleine Francolm, ganz so harmlos und indifferent als Frau, wie sie mir taugt, scheint ihn in allem Ernste anzuziehen; ohne Hehl sagt sie, daß Otfried in B..... ihr Trost gewesen sei. Der Tröster aber einer hübschen, jungen Frau, die sich in Klagen gefällt, wird ihr bald genug unentbehrlich. Otfried hat sich ihrer angenommen und seiner Theilnahme ist sie versichert. So hoffe ich denn, seine warme, kleine Freundinn werde ihn die Geliebte vergessen lassen; solch ein Band, mit Eifersüchteleien durchwebt, hält oft sicherer ab, als jedes andere, weil die Männer sogenannten freundschaftlichen Umgang für unverfänglich halten. Auch ich will darauf hinwirken. Wollen Sie mir beistehen? — Hier haben Sie den Schlüssel zu meinem räthselhaften Benehmen.“

Ich ließ ihn fallen — in tiefster Verachtung. Frau von Fürstland! sagte ich nach einer beklemmenden

Pause, und dies verlangen sie von mir? In Wahrheit! das thut mir leid. Sie sah, wie sehr sie mich beleidigt hatte. Ein Schatten flog über ihr Gesicht, ein finsterer Schatten von Reue, einmal unvorsichtig gewesen zu sein.

Schnell gefaßt, sagte sie: „Mein Gott, Sie nehmen Alles zu schwer, liebe Falk! Die Welt ertrüge sich nicht, wenn man sich die Masse der Uebelstände zu Herzen nähme. Eine Form muß man ihr geben, dann geht es leicht."

Und wenn nun Frau von Francolm ihrer Pflicht und Ihr Herr Sohn seiner Liebe untreu würde? Was soll alsdann geschehen? Und was büßt bei diesem Wechsel der Gefühle der Charakter ein? —

„Ach! dergleichen Verhältnisse lösen sich von selbst," antwortete Frau von Fürstland.

Die schneidende Erfahrung in ihrem Tone verletzte mich tief in die Seele hinein. So erwiederte ich: Wenn Alles so locker wäre, wie Sie sagen, dann verlohnte es sich nicht, daß Herz an Herz sich bände, in welcher Beziehung es auch sei. Dann gäbe es keine Treue auf Erden, und Jeder stände am besten allein, von allen Menschen verlassen. Frau von Fürstland lächelte nur.

Sie glauben nicht an Treue? fragte ich ängstlich dringend.

„Nein!“ antwortete sie; eine schauerliche Bestimmtheit sprach aus diesem „Nein!“ Sie setzte hinzu: „Umstände verändern Alles. Auch ist es noch die Frage, ob die Beständigkeit, welche Sie Treue nennen, ein Glück wäre?“

O, das höchste! rief ich von Grund des Herzens aus. Die Welt hat Ihnen mit dieser Ueberzeugung viel genommen.

„Die Welt,“ sprach Frau von Fürstland, „giebt dagegen Toleranz und bescheidene Erwartungen. Wer sich isolirt, stellt sich unwillkürlich höher, als Andere.“

Sie stand nun auf und verließ mich. —

Vaters Brief — und dieser Besuch! Welcher Frieden — welcher Streit! Alle Binden der Mutter reichen hier nicht zu.

Den 2. März.

Den Morgen hindurch schrieb ich an meine guten Eltern und war für Niemand sichtbar. Der Rumor im Hause, der nie ärger ist, als am Tage des Herrn, störte mich nicht, eben so wenig das Gerassel der Equipagen auf den Straßen, oder der sausende Wind, worin das Geläut von den Kirchthürmen verhallte.

Alfred saß an seinem Tischchen und malte die Mutter ab, wie er oft zu thun pflegt. Von Zeit zu Zeit

nickte ich ihm Beifall zu, daß er sich so ruhig verhielt. Dann hielt er mein Contersey triumphirend empor, und zeigte mir, wie bald es fertig sein würde; ich aber zerfiel lächelnd mit meinem Schöpfer; über dem unförmlichen Kopfe schwebte ein Schmetterling. Diese Idee hatte der kleine Künstler gut getroffen, denn meine Seele suchte das Weite.

Gesegnet bist du mir, kleine Feder! Du gabst mir Flügel, hinzuschweben zu ihnen, die ich so lieb habe. In meines Vaters Hause war der Sonntag ein Traum vom Frieden Gottes, wonach man erfrischt und gestärkt an das Werk der Woche ging. An jedem Sonnabend kam ein heiliger Abend zum Vorschein. Die Lichter brannten so feierlich! Die fleißige Mutter nahm keine Arbeit mehr vor, reinlich glänzte Alles um uns her. Im Sommer sahen wir die Sonne untergehen — die Abendglocke ging, das Feld athmete Ruhe, und Stille zog über Berg und Thal! O du Sonnenreich der Heimath und der Jugend! Deine Strahlen vergolden immerdar das blasse Bild von Helenens verödeten Freuden. Hier ist es anders.

Alle Soiréen, alle Bälle werden auf den Sonnabend verlegt, und der Sonntag ist daher matt und langweilig, nur eben gut genug, den Rausch einer durchschwärmten Nacht und den nüchternen Gottesdienst zu verschlafen. Nur die Policei geht wachsam einher

und donnert hier und da mit dem Stab Wehe das Gesetz an eine eiserne Thür der Kaufmannsläden. Mit Liebe wird nirgend gehandelt — am städtischen Sonntag. Wie der Sturm einher braust! Der Regen peitscht an die Fenster. Wenn Heinrich bei diesem Wetter unterwegs wäre! Es war mir, als müßte er diesen Abend kommen, obzwar er es nicht gewiß versprochen hat. Mein Herz schlägt so erwartungsvoll, so bangsam! Sonst war meines Herzens Schlag die Uhr, der seine Schritte pünktlich folgten. Mit der Thür that sich der Himmel auf, die ganze Welt wich vor seinem Anblick zurück, und der kleine Raum, wo wir zusammen saßen, erfüllte alle meine Wünsche. Mein Heinrich, wie warst Du so gut! Du bist es wohl noch. — O du Geist jener schönen, seligen Zeit! Ich rufe dich, nur einmal noch kehre mir zurück! Dann will ich nicht mehr klagen, daß du entflohen bist. Ach! bisweilen denke ich: In der Sehnsucht lebt die Kraft, das Ferne heranzuziehen, weil sie unendlich ist.

Fürstlands sind ausgebeten; ermüdet von der Reise wäre Heinrich vielleicht bei mir geblieben. Alles habe ich für ihn zurecht gelegt; der Glühwein dampft, der ihn erwärmen würde, die große Lampe ist mit Oel versehen. Am liebsten bliebe ich auf. —

Den 3.

Mir ist, als träumte ich noch. Welch eine Fluth von Wohl und Weh hat meine Seele durchströmt, seit ich am verflossenen Abend die Feder mit Tinte benetzte? — Alfred, bevor er schlafen geht, unterläßt niemals, irgend einer bleiernen Wache den Posten auf meiner Bettkante zu geben, und ich muß mir das Schilderhäuschen schon gefallen lassen. Als ich mich über sein kleines Bett beugte, streckte er die Arme nach mir aus; der kleine Schelm hatte sich nur schlafend gestellt. Da ich ihn fragte, warum schläfst Du denn noch nicht, mein Kind? blinzelte er mit den Aeuglein und sprach: „Heute, weil der Wind so geht, habe ich Dir den goldnen Engel hingesetzt; — willst Du ihn, Mutter?“

Dich will ich, mein Engel, rief ich, und küßte ihm Locken, Stirn und Lippen; und dankte Gott mit überwallendem Gefühl, daß er mir mein Kind gegeben hat, mein goldnes Kind! Den ewigen Reichthum für mein armes Herz. —

„Wenn ich groß bin,“ flüsterte Alfred, „dann wache ich alle Abend bei Dir, und schlafe bloß am Tage ein wenig.“ Bei diesen Worten legte er versichernd seine kleine Hand in meine, und schlief bald ein. Der zarte Puls, der mein eigenes Leben ist, von mir umfaßt, ging ruhig, leise, und wunderbare Gedanken bewegten mich. Das vergoldete Engelein auf der Bett-

pfoste schimmerte sanft wie eine Freude der Kindheit in mein waches Auge, und ich betrachtete es lange im Mondschein der Nachtlampe. Vielleicht ist die Grundidee meines Traumes daraus entstanden.

Mir war, als fände ich mich allein in einer öden Gegend, von Felsen umschlossen. Wie geistig, wie tief empfand ich im Traum, daß ich einsam wäre; da ich nun weiter ging, kam ich an einen kümmerlichen Weideplatz, worauf die weiße Diana graste. Die Gewittersonne warf einen grellen Schein, und es schien, als würde der finstere Schooß einer ungeheuern Wolke Schlangen gebären für den Untergang der Welt.

Wo hast du deinen Herrn, Diana? fragte ich beklommen, und die Sehnsucht nach meinem Manne ließ mich hoffen, das kluge Thier werde mir den Weg weisen, wo ich ihn finden könne. Aber die Stute sah mich mit melancholischen Augen an, senkte den Kopf, und Thränen, wie kein Pferd sie weint, rannen auf das gestickte Reitzeug nieder.

Heinrich! rief ich; doch nur der Wiederhall antwortete mir. Heinrich! rief ich weiter, und eilte, was ich konnte; da vernahm ich ein dumpfes Gebraus, und als ich den Blick emporhob, sah ich meinen Mann in Lebensgröße unbeweglich auf dem schmalen Rand einer Brücke stehen, die sich über einen kühnen Bogen schwang. Mir schwindelte — ich starrte hinauf mit

Entsetzen, denn die geliebte Gestalt war von Erz! — Unten rauschte das Wasser, oben rollte der Donner. Heinrich, ich bitte Dich um Gotteswillen, so bist Du denn zu Stein geworden? rief ich beschwörend laut, und sank in die Kniee; da blendete mich ein furchtbares Licht — ein Schlag — und die Bildsäule stürzte in die Tiefe. Ach! ich erwachte wie im Himmel. Eine Hand, weich und warm, streichelte meine nasse Wange, und eine Stimme — ich denke mir, so lieblich errettet der Gnadenengel vom Traum der Todesangst — sprach meinen Namen: „Helene besinne Dich, erwache, ein Traum hat Dich geängstet! Siehe, ich bin da, ich lebe und ich bin gesund! Beruhige Dich, mein gutes Weib.“

Ach! ich weinte vor Entzücken an der lebensvollen Brust meines Mannes. Er wollte nun wissen, was mir geträumt hätte; morgen werde ich es Dir erzählen, versprach ich ihm. In aller Stille war er heimgekommen und hatte uns nicht stören mögen. Als er nun längst in tiefem Schlafe lag, dachte ich noch über den seltsamen Traum nach. Wenn er mir eine Warnung gewesen wäre? — — — Mein Vater sagte einst: „Der Götze besteht nur eine Weile, — dann zermalmt er Dich.“

Diese Worte waren damals schwer auf mein Herz gefallen. — Als wäre ein Felsen mir von der Brust gewälzt, so leicht athmete ich nun auf, und all mein

ſtiller Kummer, die ſchwermüthige Sorge, daß Heinrich für mich erkaltet ſei, gewiß, gewiß! war nur eine ängſtliche Träumerei geweſen.

Ich erwachte. Der Sturm ſchwieg, die liebe Sonne war ſchon da, und mir däuchte, ein frühjährlicher Strahl dringe in das Zimmer; doch erſchrak ich, als die Dorel mir ſagte, die Gräfinn habe vor Tage ſchon hergeſendet und bitten laſſen, mein Gemahl möge ſich zu ihr bemühen, ſobald es ſein könne. — Leonide gönnt doch wirklich mir, wie ihm, keinen Augenblick Ruhe; eine Störerinn meines Glückes möchte ich ſie nennen — ſo dachte ich, als das Mädchen hinzuſetzte: „Fräulein Fanny iſt plötzlich ſehr krank geworden.“ Warum läßt die Gräfinn denn nicht Aerzte holen, und ſchickt nach meinem Mann? — Es half jedoch nichts, ich mußte es ihm ſagen. Er erſchrak, ließ das Frühſtück ſtehen, und eilte hinweg. Der Kaffee ward kalt, mein heißes Herz verkühlte auch.

Wie lange Heinrich dort geblieben, ich weiß es nicht; denn vor dem ſpäten Mittag ſah ich ihn nicht wieder. Der Tag, der ſo innig für mich anfing, war nun einmal verſtört; wahr iſt's, man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben. Ich wußte nicht, ſollte ich nach Fanny fragen, ſollte ich es laſſen? — — Mein Mann ſchwieg.

Ich ſprach davon, daß ich nun Liddy kennen gelernt

hätte, und ihre nähere Bekanntschaft wünsche; Heinrich lächelte zerstreut. Die Essenz dieses Andenkens scheint verflüchtiget — o Geist der Liebe, so wärst Du nur ein Tropfen für das Gedächtniß? Nein, die Hand aufs Herz, ein Meer bist du — unendlich, unerschöpflich — ich will getrost sein. — Auch daß der Sohn des Hauses zurückgekehrt sei, erzählte ich meinem Manne; nicht eben mit Vergnügen hörte Heinrich diese Neuigkeit. Du bist ihm nicht gewogen? fragte ich.

„Nein," antwortete mein Mann bestimmt.

Das thut mir leid, wagte ich zu entgegnen, mir hat er gefallen; es ist etwas Inniges und Treumüthiges in seinem Wesen, was meine Theilnahme erregt. Für leidenschaftlich und täuschbar möchte ich ihn halten, und seitdem ich sein Schicksal weiß — — Mein Mann sah mich betroffen an, fragte jedoch nicht. Nach einer kleinen Pause sagte er nur noch: „Kaum ist mir Jemand so odiös gewesen, wie dieser Fürstland, und mit Sicherheit darf man annehmen, daß solch ein Eindruck allemal gegenseitig ist. Ein von sich eingenommener Mensch, dem ich am besten so viel als möglich aus dem Wege gehe."

Es ist jetzt elf Uhr. Wird mein Mann bei Fanny wachen? — O Leonide, kannst Du es Dir in Deiner jungfräulichen Strenge verzeihen, daß Du ein liebendes Weib so ängstest, — dessen Mann, Dein Freund, eine

Beschützerinn für seine Gattinn in Dir finden sollte? Was würde wohl mein Vater dazu sagen? — Doch still — die Hausthür — ich höre Heinrich kommen, und jede Frage verstummt.

Den 4.

Der Morgen verging still und heiter. Heinrichs Blick, mein Sonnenschein, war unbewölkt, und das Herz that sich mir vor ihm auf. Frühlingsahnungen zogen in meine Seele ein; ich freute mich auf den Sommer, wo die liebe Sonne falschen Schein auslöscht, wo die Natur frei macht, und ein offenes Gemüth aufathmen darf unter Gottes Himmel. Ja, ich fühle es, Gott der Herr hat mich zu einer Blume des Feldes geschaffen, ich bin kein Zögling der Kunst; hier kann ich nicht Wurzel fassen — hier verwelkt mir das Herz im Busen.

Der zarte, bräunlichgestreifte Crocus an meinem Fenster, der bis an den hellen Mittag schläft, ist ein wahrer Morgensegen für mich; die Weisheit des Blümchens beschämt mich. Kann ich denn nicht auch mein inneres Auge vor dem Staube schließen, und mich rein und unbefleckt erhalten von der Welt? —

Mein Mann arbeitete auf seinem Zimmer; er hatte mich gebeten, ihn nicht zu stören, wenn es irgend zu

vermeiden wäre, den Abend würden wir zusammen zubringen. Dies war doch noch ein Wort. Ich ging wie auf Socken, und redete nur durch Winke. Um die zwölfte Stunde schleierte sich die Luft ein, aber es war eine angenehme und milde Trübe. Gleich nach Tische ging Heinrich aus, für den Abend hatten wir eine Einladung nicht abermals ablehnen können. Der Oberst kam selbst, Frau von Fürstland scheint ein wenig piquirt. —

Vom Fenster aus begleitete ich Alfred mit meinen Blicken, der zu einem kleinen, kranken Freunde geführt ward; da sah ich einen stillen Leichenzug vom Gäßchen heraufkommen und in die breite Straße einbiegen. Mir war, als hätte ich am Ende der Straße meinen Mann gesehen, doch wie eine Erscheinung verschwand er wieder. Dies lautlose Begräbniß, dem Niemand folgte, ohne alles Gepränge zog es langsam dahin, und manches Auge schaute ihm nach. Gerade jetzt fing es an zu regnen, die kleinen Tropfen fielen sacht und sanft; vielleicht — dachte ich mit einer Rührung, die ich mir selbst nicht zu erklären wußte — sind dies die einzigen Thränen, welche diesem Todten fallen. — Auf der schwarzen Sammetdecke des Sarges lag ein Ordenskreuz aus, und einige Lilien von schimmernder Weiße lagen gestreut.

Wer wird denn begraben? fragte ich.

„Der alte Herr aus Frankreich," vernahm ich. „Die Leute nannten ihn nur den Comte."

Ich erinnerte mich, von dem Daſein dieſes Mannes gehört zu haben. Er ſtammte aus den Zeiten des unglücklichen Ludwig, und hatte fern von dem Boden ſterben wollen, worauf ſeines Königs Blut gefloſſen war. Dieſe unbekannte Größe ſah ich jetzt in dem unſcheinbaren Gehäuſe eines ganz gewöhnlichen Sarges zu Grabe tragen.

Als mein Mann ſpäter nach Hauſe kam, hing ein Reſtchen Erde an ſeinem grünen Paletot. Wo bringſt Du denn das her? fragte ich, indem ich ihn davon befreite.

„Vom Kirchhof," antwortete er, „ich gab dem Comte das letzte Geleit. Ein paar Veilchen wollte ich Dir mitbringen, Helene, ich habe ſie in ſein Grab geworfen; Du vergönnſt das kleine Todtenopfer? — Als man ihn ſo ſtill einſenkte, ſchlug doch ein ritterlich Herz für das, was dieſer Mann überwunden. Ein Denkmal laſſe ich ihm ſetzen, dies habe ich mir vorgenommen, es darf einfach ſein; die unerſchütterliche Geſinnung eines Edlen iſt mehr, als Marmor und Gold."

Dieſer liebenswürdige Zug von Heinrich — ich fühlte mich hingeriſſen. Wir waren einig in dem Gefühl,

welches die Treue einflößt, in dem Gedanken, wie bitter oft ihr Schicksal sei.

Wir fanden die Gesellschaft schon versammelt, auch Francolms waren da; die Männer begrüßten einander freundlich, dagegen begegnete Heinrich dem Lieutenant Fürstland kühl und fremd. — Mit Liddy unterhielt sich mein Mann ein kleines Weilchen, ich wollte nicht Acht geben; dann wendete sie sich flüsternd wieder zu ihrem ewigen Moitié, wie seine Stiefmutter ihn nennt. Mich verdrießt es, wenn ich eine Unschicklichkeit mit einem fremden Namen nennen höre; das ist ein Vorzug der deutschen Sprache, daß sie nicht leichtfertig ist. — Es ward anfänglich von nichts als von dem Begräbniß gesprochen; aber an die Sterblichkeit erinnert zu werden, ist nicht nach dem Geschmack dieser Menschen. Der Oberst, der nur für den Genuß lebt, nöthigte zum Spieltisch, und nur ein kleiner Plauderkreis blieb zusammen. Das vorige Gespräch ward wieder aufgenommen.

„Was soll nun aus der Tochter werden?“ hob eine Dame an, als läge ihr diese Sorge ob. „Man sagt, die wundervollen Blumen und Früchte von Wachs, welche Roussillon und Compagnie direct aus Paris bezogen, seien im Klostergäßchen unter der künstlichen Hand der Comtesse Flora entstanden. Haben Sie die schönen Lilien auf dem Sarge des Vaters gesehen?“

Die Damen schrien zu Gott über diesen Erwerbszweig — mir schmolz das Herz, meine Phantasie war geschäftig. Die arme Comtesse, welch ein Trauerflor ruht auf ihres Fleißes Garten! Eine klösterliche Erziehung trug ihr die Frucht der Stille und der Geduld; aber bei ihrer Wiege war es nicht gesungen worden.

Ich sah im Geiste das Paradebett ihrer Ahnen, im Glanz der Kerzen, und hier die blassen Lilien, welche die Tochter auf den Sarg des Vaters legte, die letzte Blume eines gebrochenen Herzens, stolz auf seine Abstammung.

Gegen seine Gewohnheit sprach Heinrich lebhaft. Er hatte den Schmerz in seiner Wahrheit erfaßt, den der Sturz der Feudalherrschaft über die ältesten Familien Frankreichs brachte. Die Stärke ihrer Resignation schilderte mein Mann, den Adel des Incognito, den sie in den anspruchslosesten Verhältnissen behauptet, das Elend der Verbannung. Francolm, mit dem Tuche vor dem Gesicht, verließ das Zimmer, und Liddy durfte ihm nicht folgen.

Die Rede kam nun auf das Mittelalter. Die Männer kämpften heftig für und wider vorgefaßte Meinungen. Ach, die Ehre ist die Gottheit meines Mannes, und der Herr Christus — der Himmel verzeihe mir — ihm mehr ein Ritter, als ein Retter.

Heinrich hält das Schwert des Geistes sehr hoch; aber das göttliche Urbild der Demuth kann er nicht fassen, weil der Stolz sich selbst im Wege steht, den höchsten Standpunkt zu gewinnen.

Als ich meinen Mann darauf ansah, sagte eine Dame, die es auf mich abgesehen hat: „Sie freuen sich über den Herrn Gemahl? Ja, ja! eine Frau die auch nicht von Stande ist, mag doch gern empfinden, was es heißt, von Adel sein.“

Ich fühlte mich durch diese dummdreiste Aeußerung verletzt, wie es unter diesen feinen Leuten zu tausendmalen geschieht.

Verzeihen Sie, erwiederte ich, wenn mein Gefühl im Widerspruch ist! — Antonio Vieira, den seine Verehrer den Apostel Brasiliens nennen, sagt: *Edel geboren werden kann auch ein unwürdiger Mensch; aber auf den reinsten Willen kommt es an, mit der Krone des Lebens zu sterben!* — Es entstand eine allgemeine Stille — mein Mann schwieg von diesem Augenblicke an.

Als wir auf unserm Zimmer waren, sagte er: „Willst Du mir einen Gefallen thun, Helene, so citire nie wieder einen Prediger, und wenn es der königliche Salomo wäre!“

Heinrich! rief ich, Du vergissest, wes Geistes Kind ich bin — —

„Dein Vater ist ein ehrenwerther Mann, versetzte er, „genug aber, ich liebe das nicht.“ Er nahm das Licht, und ist noch drüben. —

Ich habe ein Stündchen geschrieben. Kein Tag beschließt, an dem nicht eine Wehthat mit mir schlafen geht. Wenn man mich einst in mein Grab legt, dann erst schließt sich der Schmerz des ganzen Lebens.

Mein edler Vater! das kann Heinrich mir nun und nimmermehr verbieten, daß ich Deinen frommen Geist citire, der mich zu Ruhe spricht!

Den 5.

„Verleih, o Gott der Lieb' und Macht, daß Sünd' und Gram, wie diese Nacht, auf ewig von mir fliehe —“ So betete ich, als ich im klaren Morgenlicht erwachte. — Die Sonne sollte so himmlisch schön nicht über einer betrübten Seele aufgehen, und ich war freundlich mit meinem Mann. Heinrich sah mich ungläubig an; aber er weiß, daß mein Auge wie mein Herz nicht lügen kann. Ein wenig hielt er an sich, denn die zugefügte Kränkung ist schwerer zu verschmerzen, als die erlittene. Höre mich, redete ich ihn an, ich möchte Dir etwas sagen. Die Comtesse Flora da drüben bringe ich nicht aus meinen Gedanken; ihre Verlassenheit rührt mich tief, ich dachte mich an ihre Stelle bei dem gestrigen Leichenbegängniß. Da

bin ich denn auf eine Idee gekommen —: wie wäre es, wenn diese Verwais'te dahin gebracht werden könnte, auf einige Zeit zu meinen Eltern zu gehen? — Ich stehe dafür, sie würde mit Freuden aufgenommen sein; die Mutter spricht firm französisch, der Vater hat die Gabe des Trostes, und versteht das Herz des Trauernden. Wollte sie später in ihr Heimathland zurückkehren, so könnte die Tante in Frankreich ihr nützlich werden. Was meinst Du? möchtest Du der Comtesse diesen Vorschlag beibringen? Alles läßt sich sagen, wenn es auf die rechte Weise geschieht, und die schicklichste traue ich Dir zu.

„Du bist sehr gütig," sagte mein Mann mit einem Ausdruck, der mich zweifelhaft ließ, ob gegen ihn, oder gegen die, von der wir gesprochen?

„Wir wollen es überlegen, Helene!" setzte er gutmüthig hinzu; „ich werde mich näher erkundigen und Dir Antwort sagen. Diese Sache will sehr zart angefaßt sein. Der Gram ist stolz! Und ein gebeugtes Gemüth von angestammter Hoheit aufzurichten, dürfte schwer halten."

Versuche es! bat ich Heinrich. Du könntest dieser Armen, die so einsam ist, als ein Bote des Friedens erscheinen.

Vielleicht, dachte ich, kennen Glückliche diesen Drang zu helfen nicht, der das Mitleid zum Schmerz macht.

Mein Mann ging aus, ich nahm eine Arbeit vor. Die Parade zog auf — des Dienstes immer gleich gestellte Uhr war vor meinen Augen. Der blitzende Knäuel, worin die Parole von Ohr zu Ohr lief, summte hörbar; jetzt gingen die Officiere auseinander, ich vernahm einen fremden Schritt auf der Treppe. — Der Premier-Lieutnant von Francolm ward gemeldet.

Allein? fragte ich, hast Du auch gesagt, daß mein Mann nicht zu Hause sei? „Herr von Francolm wünschten ausdrücklich, die gnädige Frau zu sprechen," antwortete die Dorel. Nun wohl, so führe ihn herein!

Die Thüre öffnete sich, ein Wandel von Bläße in Francolms Gesicht fiel mir auf, da er sich näherte.

„Verzeihen Sie," sagte er mit einer Stimme, der es an Luft fehlte, wie wenn Jemand etwas auf dem Herzen hat, was ihm den Athem benimmt, „wenn ich unbescheiden erscheine, indem ich einem Zuge des Vertrauens folge, der nicht trügen kann. Es ist eine innere Nothwendigkeit, die es keinem Zweifel unterwirft, daß ich in einer Angelegenheit, welche höchst wichtig für mich ist, Ihre Theilnahme ansprechen darf."

Ihre Angelegenheit soll die meinige sein! Verlassen Sie sich darauf, dies versicherte ich ihm aufrichtig.

Er sah mich freimüthig an. Sein Herz öffnete sich mir in diesem Augenblicke, und wörtlich aufzeichnen,

was ich im Sinne behalten, will ich, so weit ich es im Stande bin.

„Ich hatte einen Bruder," begann Francolm, „o Gott! ich habe ihn wohl noch. Wir waren von Kindheit an gute Brüder und unzertrennlich. Wir standen bei demselben Regiment, aber nicht gleich gut bei unserm Commandeur angeschrieben. Mein Bruder, ein talentvoller doch etwas unruhiger Kopf, mißfiel ihm, während er mich über Gebühr begünstigte. Nicht immer bot sich mir ein ausgleichendes Mittel dar."

„Der Dienstzwang, unnöthig erschwert, drückte den armen Rudolph; im Felde der Literatur erholte er sich, und man legte ihm in einigen freisinnigen Aufsätzen, die von ihm in einer militairischen Zeitschrift herausgekommen waren, aufrührerische Grundsätze zur Last. Vergebens warnte ich ihn, wenn er sich mit verhaltner Wuth gegen solche Silbenstecherei wehrte: Wer eine Pique auf Dich hat, dem weiche aus! Der Haß eines Pedanten ist hämisch, und der Buchstabe des Gesetzes tödtet. — Wie beruhiget war ich, als mein Bruder ein treffliches Mädchen kennen und lieben lernte! Die Liebe, diese einzige Besänftigung, hoffte ich, würde diesen Löwen zähmen, und Rudolphs Geliebte war ein sanftes, leutseliges Wesen. Die Eltern der Braut, reich und eigenwillig, wollten noch einen Bau führen, bevor diese Verbindung, welche sie der Nei-

gung ihrer Tochter nur ungern genehmigten, vollzogen würde. Ach, Luftschlösser waren gebaut worden — ein unglücklicher Moment vernichtete Alles. — Mein Bruder hatte sich ein unbedeutendes Vergehen, kaum der Rüge werth, zu Schulden kommen lassen. Der Commandeur nahm jedoch diese Gelegenheit wahr, sein Müthchen an ihm zu kühlen, und vor den Augen seiner Cameraden behandelte er ihn unter aller Würde. Rudolph entbrannte — forderte ihn, und wurde seines Dienstes entlassen. Ein Gesuch, vom ganzen Officiercorps unterzeichnet, ein Zeugniß zur Ehre meines Bruders, wurde höheren Orts eingereicht, und sein Urtheil dahin gemildert, daß er für unbestimmte Zeit verbannt sein sollte. Wenn er nicht in fremde Dienste ginge, würde er einst Amnestie erlangen und im Vaterlande wieder angestellt werden."

Und wie ertrug die arme Braut diese Trennung? fragte ich, da Francolm mit einem Seufzer inne hielt.

„Wie eine Liebende!" erwiederte er. „Wenn auch bleich wie der Tod, sprach sie meinem Bruder Muth zu, den doch bei ihrem Anblick das Zagen eines Verlustes ankam, den er nicht zu überleben meinte. Die Treue verspricht wenig, sagte sie fest, und die Zeit ist nichts. Du hast mein Wort, n i e werde ich eines Andern."

Das edle, wackere Mädchen! rief ich ergriffen. Francolm nickte.

„Ich gab nun meinem Bruder das Geleit, bis an die Marken des Landes, und nun Valet —“ fuhr er fort, mit tiefem Schmerz im Ton. „Ein Theil meines Lebens riß sich mit ihm von mir los; ich fühlte mich unsäglich allein. Meinen Rückweg nahm ich durch Tirol, was mir an der Grenze des Jünglingsalters als die liebenswürdigste Nationalität Deutschlands erschien. —“

„Ach, der Hauch der Welt war über die reinen Berge gezogen — ich fand Manches anders. Aber Etwas fand ich, vielleicht weil mein Herz den Trost der Liebe suchte — meine Frau. Ein Zufall war es gewiß nicht, der uns zusammenführte für das ganze Leben. — Mein Schwiegervater hatte sich gesehnt, diese Reise zu unternehmen, welche seine sinkenden Kräfte überstieg. Es war Liddy's erste Ausflucht in die Weite, ihre holde Unbefangenheit entzückte mich. Daß der Flattersinn eines Weibes, welches das meine wäre, mich unglücklich machen würde, dies mochte ich mir nicht bergen, aber treu und warm, wie das Nest dem Vöglein, öffnete ich meine Brust einer Liebe, die ich für mein höchstes Glück auf Erden hielt.“

Eine Pause erfolgte. Ich wagte keine Frage, und mit merklicher Anstrengung hob Francolm wieder an: „Ich hatte gehofft, in meiner Frau der einsamen Braut meines Bruders eine Schwester zuzuführen;

es war mein inniger Wunsch. Kein Mann hege einen ähnlichen! — Nicht wie das Verhältniß mathematischer Größen, läßt sich das von ein Paar weiblichen Seelen feststellen. Liddy, verblendet von einem Höhenpunkt, der falschen Glanz um sich verbreitet, hatte keinen Sinn für den tiefen, stillen Werth jenes edlen Wesens. Sie sieht ein hartes, liebloses Herz für einen Edelstein vom ersten Range an, und läßt die Perle fallen. —"

Vielleicht war Ihre Frau ein wenig eifersüchtig auf eine Freundinn, welche Sie so hoch schätzen? warf ich unbesonnen ein.

„Ach nein!" erwiederte Francolm, und lächelte voll Wehmuth, voll Resignation; kein Schwall von Worten hätte mehr sagen können, als dieses leise, wehmüthige Lächeln. „Liddy ist gutartig," setzte er hinzu, „aber — ihr Vater hatte nur Blumen erzogen, deshalb ist mein Glück sobald verwelkt." — Francolm bedeckte seine Augen. Meine Hand — unwillkürlich geschah es — drückte die seine; es war der stumme Ausdruck des Dankes für ein Vertrauen, welches ihm schwer fallen mußte.

„Dies schmerzliche Geständniß," sagte er nach Fassung ringend, „sei Ihnen ein Beweis, wie innig sich Ihrer unverstellten Güte das Herz eines Mannes erschließt, der selten offen sein durfte. Die Mutter meiner Kinder, die meine größte Freude sind, ist mir ein heilig

anvertrautes Gut; aber mir däucht, der Mann hat auch die Pflicht, seine Frau vollends zu erziehen, besonders, wenn sie geneigt wäre, einer schädlichen Richtung nachzugeben. Dies ist nun leider der Fall. Frau von Fürstland, viel zu undurchdringlich für die blöde Einsicht der guten Liddy, hat einen nachtheiligen Einfluß auf sie geübt. Es ist mir nicht entgangen; doch ändern konnte ich nichts, wenn ich nicht das Herz meiner Frau gänzlich von mir abwenden wollte. Meine gnädige Frau, es drängt mich, Sie zu warnen, nicht den tausendsten Theil Ihrer Ruhe an dieses Haus zu verlieren, wo glühend bittere Pfeile geschmiedet werden. —"

Mir schlug das Herz im Busen! Die Oberstinn war von diesem Redlichen erkannt, und für Liddy durfte ich nun weniger fürchten.

„Doch ich gerathe in Hitze," fuhr Francolm fort, „und vergesse, daß ich um eines verlöschenden Lebens willen kam, was ein Hauch, ein Wort von Ihrem Munde vielleicht retten könnte."

O geschwind! Um Gotteswillen sagen Sie ohne Rückhalt, was ich wissen darf und für Sie thun kann! bat ich ihn.

„Die Gesundheit des theuern Wesens," sprach er traurig, „welches meinem Bruder verlobt war, und ihm unverbrüchlich treu geblieben ist, wankt seit Jah-

ren, und dieser Zustand ist es eben, der mich zu einer großen Bitte an Sie bewegt. Unser aller Wohl, auch meines, könnte leichtlich von der Erfüllung dieser Bitte abhängen.“ Mein Blick hing an Francolms Lippen.

„Der erfahrene Arzt, den die Eltern angenommen, entdeckte mir auf mein Dringen, daß diese Kränklichkeit — unerklärbar für ihn — Heimweh sei, ein langsam zehrendes. Die Kranke ist bei den Ihrigen, im Hause der Heimath, setzte der alte Practicus hinzu, wie wenn er sich diese Erkenntniß selbst ableugnen möchte; und dennoch ist ihre Seele beständig abwesend, und ihre Kräfte schwinden an einer Sehnsucht hin, welche kaum minder gefährlich als die Schwindsucht ist. — So sprach der Doctor zu mir. Und warum sollte es nicht möglich sein, daß unsere Kranke das Heimweh hat? rief ich aus. Ihre Liebe ist fern — das ausgewechselte Herz empfindet Kraft der Sympathie, den Schmerz der Verbannung, und sehnt sich nach dem Freunde. Die Liebe ist Vaterland, ist Heimath und Heil! — Nun, so schaffen Sie den Gegenstand zur Stelle, versetzte der Arzt, sonst wird es binnen Kurzem von dieser schönen Seele heißen, wie eine fromme Gemeinde zu sagen pflegt: Sie ist heimgegangen.

Wenn mein Bruder zurückberufen würde — sein Feind ist todt. Aber darauf käme es an, daß er nicht

bloß und bar seine Ansprüche an die arme Tochter der reichen Eltern erneuerte, daß er Etwas wäre. Rudolph hat sich dem Forstfach gewidmet, — Baron Falk wird bald einem größeren Wirkungskreise vorgesetzt werden, man spricht allgemein davon. Ein Fürwort von Ihrem Herrn Gemahl würde meinem Bruder eine Anstellung in seinem Departement verschaffen — die Braut stirbt nicht — ich nähme meinen Abschied, kaufte ein Gütchen in der Nähe meiner Lieben, zöge mit Liddy und den Kindern aufs Land — und uns Allen wäre geholfen."

Mit tausend Freuden wird mein Mann Ihnen dienstwillig sein! sagte ich lebhaft. Er ist menschenfreundlich, edel und gut.

Francolm sah mich mit Rührung an und sprach: „Es wäre sehr großmüthig; ich habe einst einen Raub an ihm begangen — unwissend zwar — aber ich weiß nunmehr, daß der Himmel — — — ihm Ersatz gegeben hat!"

Nein, wackerer Francolm! ein Engel bin ich nicht. Nur ein armes, schwaches Weib, das gern gut und stark sein möchte.

Noch habe ich Heinrich nicht sprechen können. Gegen Abend kam er auf ein Stündchen nach Hause, da saß zum Unglück Frau von Fürstland da, und wich und wankte nicht; ich hätte sie tausend Meilen weg

gewünscht, um Francolms Wunsch an das Herz meines Mannes zu legen.

Ach, welch eine Mauer ist die Welt! Wie hindern Menschen einander! Erst wenn der Stein auf unser Grab fällt, wird die Aussicht frei. Wir sind erlöst vom Gefängniß der Formen. Wir sind eines unendlichen Gottes! Hier ist's schwer, gut sein und Hütten bauen für die kleinen, innigen Freuden des Lebens, für das trauliche Glück der Ehe, das vornehm verachtet, den Meisten eine drückende Fessel ist. Und doch — und doch! Was könnte es sein!

Den 15.

Der erste, freie Athemzug nach zehn Tagen, worin das Herz mir sehr gepreßt war! Ein paar Federzüge werden es nicht schildern, wie viel ich ausgestanden; mich aber dennoch ein wenig erleichtern. Eine einzige, leere Seite in meinem Tagebuch, was kann darüber hingegangen sein! — — —

Alfred war sterbenskrank an den Masern; wenn er starb, dann war es mit mir vorbei. Doch das Kind lebt, und mein Gott lebt, der uns geholfen hat — und ich will auch leben! — Milde Thränen des Dankes fallen zwischen den Zeilen nieder, und diese unsichtbare Tinte wird mich einst daran erinnern. Die

gemeinsame Angst um unser Einzigstes und Liebstes ward zu einem versöhnenden Segen für mich und meinen Mann. Wenn wir uns Beide zu gleicher Zeit über das kleine Bett lauschend beugten, worin unser Kind in der Gluth einer tückischen Krankheit lag, wie hätte eine Kluft zwischen uns bleiben können? Sie konnte Alfreds Grab sein! — Doch der Himmel hat ihn uns erhalten, und ich werfe jeden Groll in das Meer, wo es am tiefsten ist.

Donnerstag, als den 6., stand Alfred noch ganz munter auf; ich theilte nun meinem Manne ausführlich Francolms Anliegen mit, worauf er ohne Bedenken einging. Er hoffte, nützen zu können. Wie gut ließ ihm der freundliche Wille, der uneigennützige Eifer, womit er sich dieser fremden Sache anzunehmen versprach. Ich liebte ihn dafür, wie in früherer Zeit; mir war wie im Frühling, warm und wohl.

Laß uns heute miteinander spazieren gehen, lieber Heinrich, bat ich ihn, bald nach Tische. Du weißt, der Arzt hat mir zur Pflicht gemacht, daß ich mich täglich in frischer Luft bewegen soll. Willst Du mit?

Mein Mann gerieth sichtlich in Verlegenheit. „Später, Helene," sagte er, um fünf Uhr etwa.

Dann ist es mir zu spät, antwortete ich; wenn wir ein Stündchen gehen wollen, wird es kühl, und die Abendnebel muß ich scheuen.

Und da ich dachte, Heinrich wäre von Geschäften abgehalten, ließ ich meinen Wunsch fallen, ohne eine Miene zu verziehen.

Aber der Appetit schien meinem Manne vergangen zu sein, und gleich nach aufgehobener Mahlzeit eilte er fort.

Franz ging mit mir und dem Knaben. Wir vermieden die besuchtesten Plätze, mußten aber doch zuletzt die Promenade durchkreuzen.

„Da kommt der Vater! rief Alfred, und seine hellen Aeuglein strahlten vor Freude, da er ihn ansichtig ward. Ach, grade auf uns zu kam mein Mann, zwischen der Gräfinn und Fanny. Das Fräulein hing an seinem Arm — und vor ihm stand seine Frau. Leonide — die Gegenwart des Geistes verläßt sie nie — rief uns schon von Weitem an. Wir blieben stehen, das Herz flog mir in meiner Brust. Heinrich machte seinen Arm los — ein übermüthiges Lächeln schwebte auf Fanny's Lippen. Ich kam mir so fremd, so getrennt von meinem Glück, so abgeschieden vor! Mir war, als sähe ich meinen Mann in einer andern Ehe. So bitter kann der Tod nicht sein, als dieser Augenblick.

Die Gräfinn that schön mit Alfred; einen kleinen Strauß Schneeglöckchen, welche Franz ihm gepflückt, trug er in seiner Hand, und gab ihn ihr aus freiem

Antrieb. Nun forderte Fanny einen Kuß von dem Knaben; den weigerte er mit Abneigung. Mein Mann schalt diesen Eigensinn, und drohte ihn zu strafen. Welch eine peinliche Scene für mich! — Der Widerwille, den mein Kind zeigte, stand mit der Neigung des Vaters in offenbarem Widerspruch, beschützte jedoch ahnungsvoll das Recht der Mutter.

Wir gingen heimwärts. Die Andern wandelten weiter; um die Welt hätte ich nicht zurück blicken mögen.

Mein Mann kam früher als sonst nach Hause. Alfred sprang auf ihn zu, ward aber hart angelassen, und der Knabe erschrak vor dem Vater. Braucht es mehr, als sich im Unrecht zu wissen, um Unrecht zu thun? — Des Abends ward ich von Fürstlands heraufgeholt; Alfred lag im heftigsten Fieber und phantasirte. Die Alteration mochte den Ausschlag gegeben haben, und er war sehr krank, ehe die Masern zum Vorschein kamen.

In diesen schweren Stunden kam mir Alles leicht vor gegen die Gefahr meines einzigen Kindes, dessen Tod ich nicht zu überstehen meinte.

Mein Mann befand sich in einem Zustande, der mir gewaltsam schien. Er ging beinahe gar nicht aus, und äußerst vorsichtig mit mir um. Ich ließ sein Thun und Lassen außer Acht.

Die Gräfinn, die das Kind lieb hat, schickte oft,

und ließ sich entschuldigen, daß sie nicht selbst käme, weil Fanny die Masern noch nicht gehabt habe. Wie gern blieb ich einsam bei meinem kranken Kinde! Meine ganze Seele war ja doch nur auf seine Pflege gerichtet. Franz und die alte Höflein standen mir treulich bei. Das greise Mütterlein ist eine Wärterinn, die nicht schläft noch schlummert, wie der ewige Hüter. Sie verwachte mit mir die Nächte, und mancher ihrer kleinen, frommen Sprüche ward mir tröstlich, wenn mir um Trost bange war.

Als Alfred die Augen wieder aufthun konnte, sah er die zusammen gesunkene Gestalt, die fast zu Nichts geworden war, auf einem niedern Stuhle an seinem Bettlein sitzen. „Höflein, bist Du es?“ fragte er erstaunt. „Du sitzest ja so klein da, und Alles ist Dir so enge — — —“ Sie antwortete: „Die Einfalt ist mein schlechtes Kleid; das steht mir hoch, das ist mir weit — — —“ ich mußte herzlich lächeln.

Franz erzählte ihm hübsche Märchen vom singenden Baum, vom blauen Vogel, und Alfred schlief in dieser Traumwelt ein. In seinen Phantasieen war eine schwarze Kugel, von der er nicht loskommen konnte.

Dieses wunderliche Bild ängstet mich, sagte ich, wenn das nur kein Todesloos ist! — Es war mitten in der Nacht, Franz saß mir gegenüber. Er löfete unmerklich eine seidne Schnur, daran hing eine völlig

runde, silberne Capsel, und da er sie öffnete, was mit einiger Schwierigkeit geschah, sprang eine Flintenkugel mir ins Auge. — Was ist das? fragte ich erschrocken. „Diese schwarze Kugel," antwortete er, „ist es, von der Alfred träumt." Und indem der Schatten eines Lächelns über seine düstern Züge schwand, setzte er hinzu: „Ist sie doch Alles, was ich mein Eigen nenne, mein ganzes Glück! — Sie sehen, es ist eisern genug."

Und kann ebendeswegen — denn Gottes Weg ist heilig — vor die rechte Schmiede rollen, gab ich ihm gleichsam unbewußt zur Antwort.

Er nahm die Lampe, und ließ mich die eingegrabenen Buchstaben: Franz v. F. erblicken, woraus man Franz von Ferne gemacht hatte. Dann bemühte er sich die silberne Feder wieder einzufügen, während er noch einmal anhub: „Das schwache Vögelchen schirmt sein Nest, der Wolf im Walde verbirgt sein Junges — — nur die Grausamkeit der Menschen setzt ihre Kinder aus, und giebt ihnen nichts als eine tödliche Gabe mit. — Diese Kugel hat mir schon manchmal mein Herz durchbohrt."

Seitdem nehme ich noch zärtlichern Antheil an dem Schicksal dieses verlassenen Jünglings, der mir mein Herzenskind pflegen half.

Wie müde bin ich! Die Augenlider sind mir schwer — falle nur zu, mein Tagebuch, bis morgen!

Den 16.

Wie köstlich ist jede Genesung! Man fühlt die Gewohnheit des Lebens erst als ein Glück, ein göttliches Geschenk; eine linde Wehmuth schleiert die schwachen Kräfte ein, die sich heben wollen; das ist die Freude, die aus dem Schmerz geboren wird! — Ein Kindergedanke, ein Kinderlächeln in dem blassen, kranken Gesicht, wie entzückend für die Mutter, welche in der kleinen Seele liest! — Wenn die wahre Liebe, dies Kind der Seligkeit, daran erkannt werden soll, daß sie nichts verlangend ist, so erkennt man ein Kind des Todes, wenn es nichts mehr begehrt. Als Alfred einen Apfel forderte — wie lieb, wie süß dieser Laut mir war, ich werde es nie vergessen. Den schönsten, den ich finden konnte, theilte ich ihm zu; die saftigen Schnittchen wurden als ein Labsal genossen, ihr frischer Duft drang an meine Nerven, und war mir ein Geruch des Lebens. Ach, schöpferische Güte ist in die geringste Frucht gelegt, und welch unendliches Gutsein in den Kern des Herzens! Jede Bitterkeit ist ja nur Schale. Nein, kein Abfall soll mich jemals bitter finden. Was ihm angehört, das wird der

Mensch nicht los, auch wenn er es wegwürfe. — Verwerflich aber ist nur das Gemeine und Schlechte.

Mein Mann beschäftiget sich stundenlang mit seinem Söhnlein, was ich als eine Wohlthat für mich selbst empfinde. Quer über Alfreds Bettgestell ist eine kleine Tafel gelegt, die eine Last von Spielsachen trägt. Hier spielt Heinrich Soldaten. Sein Stolz wird kindlich. Er liefert Schlachten, baut Festungen und Alles geht drüber und drunter. Wenn nun der Vater aufsteht, bleibt das Lager still, und Alfred sieht mit dem Tiefsinn der Unschuld und der Krankheit in einen großen Bilderbogen, der ihm ein weites Feld der Betrachtung darzubieten scheint.

Mein Mann verspricht ihm goldne Berge; ein kleines Pferdchen, einen großen Garten. „Gehen wir dann aus der Stadt?“ fragte der Kleine sehnsüchtig mit großen Augen. Das Kind geht in alle Wünsche seiner Mutter ein.

Wir sind zeither so abgesperrt gewesen von der gesellschaftlichen Welt, als wohnten wir auf einem andern Sterne. Heute holte Frau von Fürstland mich zu sich hinunter. Ihr Gemahl ist leidend am linken Oberarm, eine alte Wunde droht aufzubrechen. Durch die übelste Laune scheucht er Alles von sich, sogar seine Vögel. Wenn die Leute krank sind, die

nur in der Gesellschaft ihre Existenz haben, dann sind sie schon todt, ob auch noch am Leben; oder doch nichts weiter, als eine Plage für die Ihrigen.

Auch soll, einer leisen Andeutung zufolge, eine Spannung entstanden sein, die den Oberst unangenehm berührt. Vielleicht mit der Dame von Fries? Ich wüßte nicht, wann ich sie hier gesehen hätte.

Ein junger Schauspieldichter unterbrach uns, der Frau von Fürstland, die sich auch als eine Beschützerinn der schönen Künste gefällt, um ihre Fürsprache bei dem Intendanten des Theaters zu bitten kam, daß sein Stück zur Aufführung käme. In Kürze machte er uns (Frau von Fürstland zupfte mich heimlich, und ließ mich nicht fort) mit dem Inhalt bekannt. „Da tugendhafte Charactere durchaus nicht mehr in der Mode sind," sagte er ernsthaft, „so habe ich alle Motive künstlich verschleiert, und meine Heldinn erscheint anfänglich so hassenswerth als möglich, bis sie endlich ihre moralische Größe enthüllt."

„Das ist ein glücklicher Gedanke!" erwiederte Frau von Fürstland, indem sie mir mit einem Seitenblicke zulächelte. Der junge Autor war dieses Urtheils froh, und ihres Versprechens, was sie ihm gab, und, ich wollte wetten — gewiß nicht hält. Sein ehrliches Gesicht, voll Feuer, Geist und Glauben, kann ich nicht aus dem Sinne bringen. Er zog das volumi-

nöse Manuscript seiner Tragödie aus der Tasche; doch Frau von Fürstland erbat sich das Vergnügen der Vorlesung auf ein andermal.

Die Tugend ist also eine veraltete Mode? Nun, so kommt sie einmal wieder auf. Bis dahin mag sie immerhin einen Schleier tragen, und wie ein werthes Kleid der Mutter, das man um keinen Preis der Welt veräußern möchte, unter festem Beschluß bleiben.

Den 17.

Ein seltner Tag! Denn was ist seltner wohl, als Dank zu empfangen, der größer ist, als das Verdienst? Die Menschen sind im Allgemeinen gleichgültig und vergeßlich.

Mein Mann ging am Morgen aus, und da er wieder kam hatte er alle Taschen voll, Schönes und Neues. Für Alfred eine Schachtel Kunstreiter und eine kleine Menagerie von Holz, die er schon gestern gekauft, aber nicht an sich genommen hatte.

„Auch Dir bringe ich eine Freude mit," sagte er, und sein Auge strahlte mich an. „Francolm's Bruder ist vielleicht schon unterwegs, und Du Helene, magst es ihnen verkünden. Doch zuvor möchtest Du noch einen Besuch abwarten, den Du erhalten wirst."

Heinrich! gieb mir die Freude dieser Nachricht

unverkümmert, und sage mir, wer kommen wird, bat ich ihn. Wäre es möglich, daß die Eltern — — — mein Herz pochte ungestüm.

„Nein!“ antwortete mein Mann bestimmt, „es ist Jemand aus der Stadt. An die Mutter habe ich geschrieben, um sie über Dein Befinden zu beruhigen, wenn sie etwa in Liebstadt erführen — man kann doch nicht wissen — daß Alfred so krank gewesen.“

O ich danke Dir! sagte ich bewegt, und die Worte: „Aus der Stadt,“ hallten in mir nach, aber mit fallendem Ton.

Mein Mann ist seit jener Begegnung auf der Promenade wie umgewandelt gegen mich; so zuvorkommend, so beflissen, mir etwas Willkommnes zu melden, hat er sich sonst nicht gezeigt, so artig war er noch nie! Gott verzeihe mir die Sünde, daß mir dies auch nicht recht ist! Ich fühle etwas dabei, was mich ängstet. Die Liebe ist nicht höflich — dies setzt etwas voraus, das nicht sie selbst ist. Sie sinnt nicht auf Angenehmes, sie giebt das Liebste. Und wie sie gefällig werden könne —, dies fällt ihr nimmer ein. Sie nimmt das Herz ohne Vorbehalt. Die Liebe ist der Gott, der nicht Beweise giebt; deshalb läßt sie sich auch nicht verdanken, sondern nur erwiedern. Die Dankbarkeit, „dies Gedächtniß des Herzens,“ diese Kraft starker Seelen reicht nicht aus

für das, was unendlich ist. — Zuweilen bedrängt mich eine dunkle Ahnung, daß Heinrich mir so viel Gütiges erweist, und mehr Zeit opfert als er füglich kann — vielleicht weil er heimlich theilt — oder, weil ich ihm irgend ein Opfer zu bringen hätte. Der Himmel rechne mir diese stille Qual nicht zu!

Ohne Verzug schrieb ich ein Billet an Francolm. Die kränkliche Braut darf nicht eine Minute länger die Hoffnung missen, an der sie allein genesen kann. Die Antwort welche ich binnen einer Stunde erhielt, athmete unbeschreibliche Wärme; jeder Buchstabe flammte gleichsam.

Wahrscheinlich würde nun ein verdüstertes Familien-Verhältniß an der Hochzeitfackel anderes Licht gewinnen. — „Freude muß immer wieder aufgehen den frommen Herzen," würde mein Vater gesagt haben. Liddy wünsche mich bald einmal am dritten Orte zu sprechen, und wenn es mir genehm wäre im botanischen Garten, wohin ihr Gemahl, wie er mir schrieb, seine Frau begleiten, und mir persönlich danken wolle.

Gegen Mittag kam die Dorel, und meldete mit einer Miene, wie von Gott verlassen, eine Dame in Trauer an, die draußen stände. Das Mädchen hatte in schüchterner Betroffenheit den Namen nicht behalten, weil die Fremde so geschwind und so leise spräche.

Nun, er wird zu erfahren sein, sagte ich, und öffnete die Thür.

Eine lange, hagere Gestalt, nonnenhaft in schwarze Flöre vermummt, mit einer Beugung des Nackens, als hätte sie lebenslang Kummer getragen, trat herein, und redete mich in geläufigem Französisch an. Es war die Comtesse Flora (ihr Familienname thut nichts zur Sache), welche ihre einsame Bienenzelle verlassen hatte, und mir zu danken kam für das Grabgeleit meines Mannes, womit er ihrem Vater die letzte Ehre erwiesen, auch für die theilnehmenden Gesinnungen, welche ich, wie sie wisse, an den Tag gelegt hätte. Woher weiß sie denn das? Es wäre nicht vorsichtig, wenn sie etwas von meinem Plane erfahren hätte, ehe ich der Genehmigung des Vaters und der Mutter gewiß bin. — Wenn mir nicht geträumt hat, so erwähnte sie ein Präsent. — Sollte Heinrich? ich traue es ihm zu.

Einer gebornen Französinn gegenüber, kam mir meine versäumte Ausdrucksweise schülerhaft vor. Ich liebe meine Muttersprache, deshalb fällt mir die fremde schwer. Die Comtesse hatte dies nicht sobald mit Feinheit bemerkt, als sie Deutsch zu reden anfing; der Reihe Jahre ungeachtet, worin sie Uebung hätte erlangen können, immer noch ein wenig gebrochen. Würde mir es anders gehen? Die Sprache ist ein heiliges Wesen!

Ein Theil unserer innersten Natur! man kann sie nicht verleugnen, ohne einen leise entfremdenden Schmerz. Nur in der Liebe stammelt dieser Kinderlaut des Gemüths nicht mehr, man braucht nicht zu sprechen, weil die Seele spricht. Es war mir höchst interessant, diese Person, geheiliget durch ihr Schicksal, mit meinen Augen zu sehen. Und doch schien sie mir nicht ganz so unglücklich. Der zarteste Stolz, der Stolz der Armuth, ließ keinen Hauch der Klage über ihre Lippen kommen; in dem Schatten eines Lächelns sogar, war noch ein schwacher Abglanz von Esprit. — Geist ist etwas Tieferes. Mir däucht, die Franzosen benennen jenen Lichtblick sehr richtig; er kann auch verblendend sein!

Ach, stiller, recht schmerzlicher Betrachtungen konnte ich mich während die Comtesse sprach, nicht enthalten. Vornehm war das Neigen ihres Kopfes, der Ton ihrer Stimme, die Form ihrer Hände, welche schmal und fein geädert durch den schwarzseidenen Filet der Handschuh schienen. Wie viel Kraft der Resignation gehört nur, an ihrer Stelle, zu einem, wenn auch noch so matten Lächeln! Die Vergangenheit zu berühren, wagte ich nicht; ja, ich zitterte, da ich dachte, welch einen Hintergrund das Bild ihres Lebens hätte! — Einen Sommeraufenthalt in der Nähe von einem Garten, der ihr Gelegenheit gäbe, die Natur zu belauschen,

war ihr bescheidener Wunsch. Und wenn meine guten Eltern es wollen, wird er erfüllt.

Die liebe Comtesse beschenkte den Alfred mit einigen wächsernen Früchten, wie vom Baum gebrochen. Eine Bon-Chrétien, der man die kleinen Knorpel anfühlt, auch ein Zweig Hagebutten war täuschend gelungen. Da ich ihn bewunderte, dachte ich, welch eine kleine, mehlichte Frucht zu Brod hat doch hier der Freiheit wilde Rose getragen. Von tausend Dornen ist dies edle Herz zerrissen worden — — — es muß wohl wahr sein, daß die Zeit unglaublich viel vermag.

Den 18.

„Es geht ein finsterer Geist durch unser Haus, und schleunig will das Schicksal mit uns enden —“ möchte ich mit der Gräfinn Terzky sagen.

Zwischen diesen Fürstlands kommen Scenen vor, die ich in der That nicht für möglich gehalten hätte, und Frau von Fürstland fällt doch zuweilen aus ihrer Anstandsrolle. Nach einem heftigen Auftritt mit seinem Vater ist der Lieutenant Knall und Fall ausgezogen, und die Stiefmutter, welche der Sohn nicht im Verdacht hat, war es allein, die den Oberst gegen ihn in Harnisch brachte. So weit hat sie es jedoch nicht

treiben wollen, daß Otfried Reißaus nähme, und die Fäden der Intrigue, an denen sie ihn leitet, sind dadurch, wenn nicht aufgehoben, doch theilweise unwirksam geworden. Es muß etwas Wichtiges unter ihnen vorgefallen sein, und ich vermuthe, was mich wohl auch nicht trügen wird, der Sohn hat im Betreff jener unzulässigen Liebe, von der Frau von Fürstland mir sagte, einen Sturm auf den Vater gewagt, der ihm aber Seitens der geheimen Macht abgeschlagen worden ist. —

Mir ist dieser Ausgang sehr unangenehm. Die Krankheit des Kindes hat mir in der letzteren Zeit erlaubt, mich fern zu halten, so viel aber steht fest, daß der Sohn des Hauses uns nicht günstig war. Weshalb? Gott mag es wissen, mich kümmert es nicht. Nur manchmal war mir bange, daß mein Mann Otfrieds gereizten Ton, die schneidende Kälte kleiner Seitenhiebe, anders aufnehmen könnte als bisher. Mit ruhiger Großheit lehnte Heinrich jede nähere Berührung mit ihm ab; vielleicht hat er es meinem bittenden Blick zu lieb gethan.

Nichts beleidigt das Gefühl der persönlichen Achtung stärker, als ein Zank — ob auch mit versteckten Waffen geführt — unter sogenannten Gebildeten; so wie die feinsten Züge von einem gemeinen Affect am meisten entstellt werden.

Frau von Fürstland war mit ihrer Mißstimmung in ein Concert gefahren. Der Oberst, der noch nicht hergestellt ist, und vom Stabsarzte unter strengem Regime gehalten wird, war mutterseelen allein, und ich ging auf ein Weilchen zu ihm. Wahrlich, er that mir leid! Er saß so verlassen, Niemand war bei ihm als sein Dämon, denn ich fand ihn in der übelsten Laune. In dem großen, ausgekühlten Zimmer ging ein Schauer der Furcht und des Mitleids über meine Nerven. Wo der Schwarm der Gesellschaft sich verzogen hat, wie Mücken im Sommer, da bleibt eine frösteInde Leere zurück; aber die Friedlichkeit eines stillen Lebens ist, wie das Nest der Taube, voll Liebe und Wärme. Der Geist Gottes, wo er heimisch ist, stehet dem Kranken bei, der da einsam leidet.

Sollte Ihr Zustand, Herr Oberst, nicht mehr Wärme erfordern? fragte ich ihn.

„So, ist es kalt hier?“ erwiederte er zu meinem Erstaunen, „ich fühle nichts als meinen Schmerz.“

Und dieser Schmerz ist sehr groß? fragte ich theilnehmend.

„Sehr tief,“ antwortete er, „er geht bis in das Mark der Seele. Eine alte Wunde will aufbrechen — — — es ist mir einmal eine Kugel aus dem Arm geschnitten worden.“

Diese Worte trafen mein Herz, doch nicht alle Ku-

geln treffen. An den armen Franz dachte ich, und der dunkle Gedanke, der sich in mir gestaltete, war in diese Form gegossen.

Wie so elend, so alt geworden, sah der Oberst aus. Der festen Haltung, der straffen Halsbinde los und ledig, sitzt er abgefallen da. Was hilft nun aller Schein? — Ich schob ihm ein Kissen unter, dankbar zog er meine Hand an seinen Mund, und ich fühlte, daß er brannte. Man hatte vergessen, ihm das kühlende Getränk zu bereiten, das verordnet war, und ich bestellte es ihm. Welch ein bitterer Gegensatz zu dem Ueberfluß, für den sonst gesorgt ist, wenn diese Zimmer sich mit Gästen füllen! Ich bat ihn, daß er mir erlauben wolle, ihm unsern Franz herabzusenden, der bei ihm bliebe.

„Wer ist der Franz?“ fuhr er mich mit unschicklicher Hast und barscher Stimme an.

Ein vaterloser Jüngling, der eines bessern Schicksals werth wäre, gab ich ihm zur Antwort.

„Nun, so fühle ich mich nicht aufgelegt, daß ich ein Beispiel gäbe, wie man sein Schicksal ertragen muß,“ entgegnete der Oberst. Und ich entfernte mich auch.

Frau von Fürstland kann ihren Mann nie geliebt haben; wie könnte sie ihn sonst allein lassen, da ihm so zu Muthe ist?

Ach, die Ehen auf der Bühne der Welt, sind sie mehr als ein Schauspiel? Jenseits der Coulissen kennen die einander nicht, welche die Augen der Menschen durch das innigste Verhältniß täuschen. Was die Probe hält, gehört zur Kunst, und gehet aus einander. Nur die Liebe bleibt unter dem Gerüst der Zeit und baut ihren stillen Himmel. Für die Liebe fällt kein Vorhang — kein Augenlid. Sie sieht die geliebte Seele offen, und selbst ihr Traum ist nur ein schöneres Wachen. Wozu sollte sie vorsichtig oder prüfend sein? — — —

Eine Existenz ohne alle, alle Liebe, enthält sie etwas Anderes, als einen tragischen Moment? — Ich bin recht traurig geworden.

Den 19.

Würde ich es je gedacht haben? Liddy's Trösterinn, ich! ich, die ich sie so oft beneidet, die Frühlingsliebe meines Heinrichs gewesen zu sein. Heute habe ich Liddy bedauert, und sie aufzurichten gestrebt, da sie sich in leidenschaftlichem Schmerze einer widerrechtlichen Neigung überließ, die ihr das Herz zu brechen drohte. Wenn es mir gelungen wäre! innigst wollte ich mich ihrer annehmen. Wie ungern ich es auch thue, ich will es meinem Manne verschweigen, auf

daß Liddy nicht in seiner Achtung sinken darf. Es ist hochnöthig, daß den Männern achtungswerth bleibe, was ihnen einmal theuer war. Die Ehre unseres Geschlechts erheischt es! — Und ist nicht jedes Weib eine erste Liebe, ein anderes Dasein? Die ersten zärtlichen Gefühle eingeflößt zu haben, ein entzückender Gedanke! Wie oft jedoch verbittern sie in der Folge! — Ein Tropfen Klarheit, der in ein getrübtes Leben fällt, läßt den Himmel widerscheinen. Reinheit der Seele ist daher das tiefste Geheimniß der Liebe.

Von Francolm's Gattinn aufgefordert, bin ich diesen Nachmittag mit ihr im botanischen Garten zusammen gekommen. Das Wetter war günstig, und Heinrich zu einem großen Gastmahl geladen. Nichts hielt mich ab, der dringenden Einladung zu folgen. Der Schlüssel zu einem netten Gartenstübchen, dessen freien Gebrauch die Tochter des ehemaligen Besitzers sich ausbedungen hatte, lag in ihrer Hand; dort wollte Liddy mir ihr Herz öffnen. Sie kam mir blaß und betrübt vor. Von mir wollte sie das Nähere erfahren, warum Otfried sich mit seinen Eltern entzweit habe? Die gute Liddy hielt sich für die Ursache davon. Unfähig, der Arglist anders, als offen zu begegnen, hatte sie dennoch ein leises Mißtrauen gegen Frau von Fürstland gefaßt; daß diese es aufrichtig zu ihr meine, war ihr mehr als zweifelhaft geworden.

Ach, arme Liddy! wie könnte Deine unverstellte Seele sich nur leidlich gegen ein verführerisches Beispiel behaupten! Die Welt, die Falschheit ihrer Sitten, mußte zu einem Irrthum Deines Herzens werden. Wie Eva wuchsest Du in einem Garten auf —; sobald Du einen Schritt gethan, um klüger zu werden, war ein verlornes Paradies zu beweinen.

Wie sehr Liddy's Vertrauen mich auch rührte, so fühlte ich doch nicht minder, daß es mich verantwortlich machte. Und so sagte ich ihr die Wahrheit, schonend, wie nur möglich. Liddy brach in heiße Thränen aus, daß Otfried sie getäuscht hätte.

„Ich hielt ihn für meinen Freund, und nun hat er eine hoffnungslose Liebe mir verschwiegen!“ sagte sie tief gekränkt. Nur zu deutlich sah ich, wie Liddy die unterscheidendsten Gefühle vermengte. Gestützt auf den treuen Wunsch für ihr Glück, wagte ich es, ihr die Gefahr solch eines Verhältnisses zu zeigen, und wie es auf keinen Fall mit ihrer Pflicht bestehen könne. Liddy bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Sie hatte einen Blick in ihre letztere Vergangenheit gethan, und Frau von Fürstland mochte ihr in wahrem Lichte erscheinen.

„Ach, ich bin ein schwaches, schwankendes Wesen —“ sagte sie, und diese Selbstanklage kam ihr vom Herzen. Deshalb hat Ihnen Gott einen Freund von

festem Charakter gegeben, antwortete ich, und ein Freund, der's treu mit Ihrer Wohlfahrt meint, ist Ihnen Ihr Gemahl doch?

„Gewiß, gewiß!“ stammelte Liddy erschüttert, „jetzt erst sehe ich, mit welchem Edelmuth sich mein Mann benommen hat. Sein Glaube an mich hat nicht gewankt, vielleicht hätte er mich von Manchem zurückhalten können — möglich aber auch, daß jeder Versuch mich ihm vollends abgewendet. Und welch ein Vater für seine Kinder ist Francolm! Ich aber war nie eine Mutter wie — wie —“ Liddy warf einen nassen Blick voll Reue und Herzeleid auf mich. „Und was wird aus Kindern, die keine Mutter haben?“ fuhr sie fort; „eine Stiefmutter, ich sehe es an Frau von Fürstland, hält jedes Mittel für erlaubt, um ihre lieblosen Absichten zu erreichen. Sie hat auch stiefmütterlich an mir gehandelt. Jetzt wird mir Alles klar! — Wer anders ist Schuld daran, daß ich meine Kräfte versplittert habe im Dienst der Eitelkeit, und daß ich keine Hausfrau geworden bin? Mit Gottes Hülfe soll es nun ganz anders werden. Weil ich mich leidend fühlte und keiner Anstrengung unterziehen konnte, verließ ich auf längere Zeit die Meinigen, und Frau von Fürstland ertheilte mir selbst diesen unheilvollen Rath. Da ihr Lob überall gepriesen ward, so hielt ich sie für unfehlbar. — Jetzt weiß ich auch warum ein

gewisser Jemand" (hier neigte Liddy sich erröthend zu mir) „mich nur mitleidig ansah. Mitleid thut weh, wo man einst ge — — geachtet war."

Ich suchte Liddy zu beruhigen, und bat sie, mich als eine Schwester zu betrachten. „Ja, das will ich," sagte sie, „auch muß etwas Verwandtes in uns sein." Sie umarmte mich, ihr ganzes Wesen war ein herzlicher Entschluß.

Francolm ist Willens, seinen Abschied zu nehmen und ein Gut zu kaufen; das wird ersprießlich für Liddy's künftiges Glück sein.

Was würde Heinrich dazu sagen? Hier, wo er Liddy das Wort der Liebe gab, freue ich mich einer guten That, deren ich mich jedoch nicht rühmen will; über das, was eine frühere Neigung ihres Mannes betrifft, thut eine Frau am besten, zu schweigen.

Doch wichtig wird dieser Tag mir bleiben. „Wie viel ist ein Mensch und eines Menschen Ruhe werth!" sagt ein frommer Mann, den mich mein Vater schätzen lehrte.

Den 20.

Gift ins Ohr getröpfelt ist von tödtlicher Wirkung, und diesen Todestropfen habe ich empfangen. Frau von Fürstland — was habe ich ihr gethan? — hat

mir den Rest gegeben. Sie kam zu mir unter einem Vorwand, so wie ich sie erblickte, fühlte ich, daß sie mir etwas zu sagen hätte, wovor ich zittern müßte, wie verdachtlos sie das Gespräch auch einzuleiten suchte.

Sie waren gestern Abend im Schauspiel? fragte ich, um von Persönlichkeiten abzulenken.

„Privatim," antwortete sie, und ein Lächeln zuckte um ihre Lippen. Dieses Lächeln aber war ein Blitz, der mein Innerstes spaltete, ein Dolch, der mir ins Herz drang. Wie soll ich denn das verstehen? fragte ich ängstlich. „Nun," lautete die Antwort, „ich wollte zuvor eine Dame besuchen, die sich kränklich befindet, wie so viele Menschen in dieser Jahreszeit. Sie bat mich, daß ich bei ihr bleiben möchte, und sprach: Was wollen Sie im Theater, wo so starker Zug ist? Sich ein Schnupfenfieber holen? Ich verspreche Ihnen ein kleines, anziehendes Schauspiel, von dieser meiner Fensterloge aus, was Sie bequem abwarten können. Sie zog mich hinter den weißen Vorhang, wir sahen in ein helles Gegenüber. Sehen Sie, sagte jene, das junge Fräulein, das sich dort so emsig putzt und meist des Abends, wie die Hirtenfrauen auf dem Lande, erwartet den Galan. Geben Sie Acht, nicht lange wird es dauern, so kommt er. Und dieser Ritter ohne Furcht und Tadel, der hier sein Liebchen besucht, vacillirt im Geschäftsfach, und macht nebenher auch Glück

als Ehemann. Drüben ging die Thür auf, das schöne Kind flog dem Liebhaber entgegen, umspannte seinen Arm mit beiden Händen und geberdete sich naiv. Er sah ihr tief in die Augen, und wie ein Gott aus. Ein wahrer Tugendspiegel stand dabei und beäugelte mit einem Anschein von Selbstgefälligkeit diese Scene. Ein Kuppel-System ward mir offenbar, was mich in Erstaunen setzte. Die Frau daheim saß indessen in guter Ruhe. Wohl ihr!"

Wehe mir! Frau von Fürstland durfte nicht deutlicher sein. Sie hatte meinen Mann bei der Gräfinn gesehen. Welch einen höllischen Blick hat die Eifersucht! Gott lösche das Licht meiner Augen aus, ehe ich sähe, wie vor mir ein unglückliches Weib erbleicht, dem ich den letzten Trost genommen! — So lange nur wir selbst unser Unglück wissen, so lange ist es uns nicht gewiß; spricht es ein Anderer aus, so ist das Urtheil unwiderruflich gefällt, und doch ist nirgend als nur im eigenen Herzen das Zeugniß der Wahrheit. Wie seltsam ist dieser Widerspruch!

Der Schein trügt, sagte ich mit bebender Stimme, aus dem Fenster möchte ich auf keine Untreue schließen.

„Sie haben Recht," erwiederte Frau von Fürstland lachend, „man darf seinen Augen nicht trauen und — glücklich sind wir blind!"

Weder blind, noch taub bin ich — bin ich gewesen,

längſt habe ich eingeſehen, daß Heinrich nicht mehr derſelbe iſt, es iſt ſein Bild wohl noch, aber es iſt die Geſtalt nicht mehr, in der er mir ſonſt erſchienen. Der beſeelende Hauch fehlt. Wie der Schatten zum vollen Sonnenſchein, ſo verhält ſich die Gegenwart zu meinem verſchwundenen Glück. — Ich bin meinem Manne wie abweſend, ich will nicht ſagen abgeſchieden. Er iſt faſt immer zerſtreut, er ſucht — ſich ſelbſt! An ſeinem Tone höre ich, was die Glocke geſchlagen, wenn die Zeit da iſt, wo er zur Gräfinn eilt. Vielleicht täuſcht er ſich. Er hält ſich für dankbar, und iſt treulos; er glaubt ein Freund zu ſein — — — o lieber, guter Gott, es giebt keinen Freund, als Dich!

Wie betäubt bin ich, wie matt, ich will ſchlafen gehen.

Schlaf, du Ruhe der Weſen! komm, o komm! und gieb mir ein wenig Ruhe! laſſe mich in Frieden träumen. Der kleine Nachen trage mich ſanft über die ſtille Fluth — ich lande. Das Kleid der Erde, von mancher Thräne ſchwer, ſinkt von mir, ich wandle lichtumfloſſen. Einen Blick werfe ich in den Himmel, und Gott wirft endlich alle Schuld in das Meer. Er allein ſieht auf den Grund des Herzens.

Den 21.

Wen habe ich heute gesprochen? Ich muß es dir sagen, mein treues, theilnehmendes Tagebuch; nach Jahren noch, wenn ich so lange lebe, wird diese Freude mich aus meinen eigenen Schriftzügen mit dem Gesicht des Freundes anblicken. Ich habe Eckardy gesehen! — Er ist hier, und seine Nähe schon giebt einen geistigen Schutz gegen die Gewalt der Gefühle; ich empfinde, dies beruhiget und erquickt.

Mit Kopfweh auf der linken Seite erwachte ich, doch war diese Pein eben diesmal eine Wohlthat, denn sie erlaubte mir, still zu bleiben. Mein Mann betrachtete mich mit sorglichen Blicken und sprach: „Wie bleich Du wieder aussiehst, Helene, schon gestern habe ich es bemerkt.“ Das geht vorüber, sagte ich, was sollte ich den Doctor bemühen, ich brauche nichts als Ruhe. —

Heinrich mußte in Geschäften über Land, und kommt erst Sonntag wieder. Er aß ein wenig früher und allein, dann ging die Reise fort. Nach einer halben Stunde, wenn es nicht noch länger war, kommt der Jäger athemlos zurück, um ein Packet zu holen, das vergessen worden. „Wir halten noch bei der Gräfinn,“ höre ich ihn draußen auf dem Vorsaal zur Dorel sagen, die ihn schon weit entfernt wähnt.

Von wem ich zuletzt Abschied nehme, ist das mir

nicht das Liebste? Wie könnte ich denn zweifeln, was mein Mann mir vorzieht? — — —

Gegen Abend ward mir besser, nur fühlte ich mich schwach. Am Fenster saß ich lässig und blickte in die Dämmerung hinaus; der Mond schien traut und sanft über die hohen Dächer, ein schmaler Silberstreif erstreckte sich auf dem breiten Markt, und Schatten webten hin und her. Das Geräusch da unten, was ging es mich an? Sehnsucht nach Frieden, nach Freiheit von den heimlichen Banden der Angst, die mir so oft in pressendem Schmerz die Brust zusammenschnüren, entrückte mich; ich schaute aufwärts, und vom Himmel, der voll lichter Wölkchen schwamm, floß der Vorschauer einer seligen Freude in meine Seele nieder.

Die Thür that sich auf, ich merkte es kaum. Eckardy! rief ich, als ich den Mann erkannte, der vor mir stand. Er aber konnte nicht sprechen; ein stummer Händedruck drückte vielsagend aus, was der Freund nicht in Worte zu fassen vermochte. Ich war außer mir und hätte laut weinen mögen.

Eckardy, der mir wie von Gott gesendet kam, schien bestürzt von diesem Empfang. „Theure Helene," sagte er mit überwältigter Stimme, „auf so viel Güte war ich nicht vorbereitet, ich habe Sie überrascht, aber ich bin es nicht weniger. Vergeben Sie nur, daß ich so vor Ihnen erscheine (er deutete auf seinen Ueberrock);

doch die Minute zum Anzug einer Staatsvisite hätte mich gereut, wo es mich mächtig zog, Sie nach so langer Zeit einmal wiederzusehen."

Daß Sie mich noch für eine Freundinn halten, ich danke Ihnen herzlich dafür, erwiederte ich. Die Stadt hat mich leider an eine immerwährende Veränderung gewöhnt, so daß ich mich zuweilen auf mich selbst besinnen muß. Ob es nur in der Luft liegen mag? —

Eckardy lächelte und sprach: „So weit Menschen athmen, wandelt und wechselt Alles; auch zwischen Freunden weht derselbe Geist nicht ewig so — — — jede Lebenslage zeigt den Charakter von einer andern Seite, und es kommt nur darauf an, ihn richtig aufzufassen."

Mir däucht hingegen, daß Vieles auf sich beruhen müsse, sagte ich, der Grund von mancher Erscheinung ist doch gar zu trübe.

„Um so mehr dürfte es nöthig sein, daß man ein liebgewordenes Bild tief im Innersten bewahre," versetzte Eckardy; „der Freund, für den eine liebevolle Seele klar bleibt, erscheint ihr einmal wieder, so wie er war."

O, das wäre ein großer Trost, was Sie da sagen, rief ich schmerzlich.

„Nur vergesse meine Freundinn nicht," sagte Eckardy

ganz in seiner lieben, alten Weise, „daß solche Klarheit schwer zu beschützen ist, sie ist gleichsam ein heiliger Born, in welchen tausend Zufälligkeiten eine Trübung werfen. — Jetzt (indem er mich gegen das Fenster wendete) lassen Sie mich einen hellen Blick in Ihr Angesicht werfen, ich hoffe, es ist der Mondschein, der mich Sie so blaß finden läßt.“

Nein, mein Freund, erwiederte ich, Sie sehen mein Gesicht in Wahrheit bleich; die Rosen, die in Wartenstein blühten, sind verwelkt. —

„Und werden wieder blühen,“ sagte Eckardy mit der innigen Zuversicht der Freundschaft.

In einem traulichen Gespräch tauschten wir nun unsere Erfahrungen aus, in so fern sie äußere Dinge betrafen. Eckardy wußte, daß ich bei den Eltern gewesen, daß ich kränklich war und noch bin. Er wunderte sich, daß ich nicht öfter mit der Gräfinn zusammenkäme. Sie muß es ihm doch gesagt haben.

Unser Umgang würde der Gegenseitigkeit ermangeln, antwortete ich ein wenig gereizt. Die Gräfinn kommt nicht in dieses Haus, mein Mann aber besucht sie täglich.

„Der Tod des Bruders hat die arme Leonide sehr vereinsamt,“ sagte Eckardy nach einer kleinen Pause.

Das ist's nicht! das ist's nicht, was mich abhält, widersprach ich ihm.

Meiner Meinung nach hängt die Gräfinn durch einen Faden mit der Welt zusammen, der ihr jede andere Anhänglichkeit entbehrlich macht.

„Sie beziehen dies auf meine Schwester," sprach Eckardy, „sein Sie nur überzeugt, daß ich diese ausschließende Zuneigung auch nicht billige, die weder für den einen, noch für den andern Theil gut und selig ist, und selten aushält. Fanny ist gezwungen, sich höher zu halten, das geht wohl eine Zeit lang, aber — offen muß ich Ihnen bekennen, daß meine Schwester mir nicht gefällt. Es ist etwas Gespanntes in ihrem Wesen, sie ist nichts weniger als unbefangen mehr, was auch die Gräfinn dagegen einwenden mag; am liebsten möchte ich Fanny mit mir nehmen." —

Ach, welch ein Engel sprach dies aus dem Munde des Freundes. Ich lauschte — ein Wort von mir, und dieser Gedanke hätte sich verwirklicht. Ich habe es nicht ausgesprochen, meine gute Mutter legte mir unsichtbar Stillschweigen auf. O, meine weise Mutter, wie ist Dein guter Geist doch immer um mich! — Als einst, da ich noch Mädchen war, die Rede auf einen Mann kam, der seine Frau hinterging, fühlte ich mich empört von den Beispielen, welche angeführt wurden, und sprach: Wäre ich an ihrer Stelle, ich sagte ihm redlich, daß ich um Alles wüßte.

„Das wäre zwar ehrlich, aber sehr unklug,

Helene! und würde zu Nichts helfen;“ antwortete die Mutter. „Männer, die auf Abwegen gehen, sind Nachtwandler. Die Vorsicht führt sie zurück — — — — nur laut werden darf Niemand.“

Dies schwebte mir vor. Würde Heinrichs Herz weniger von mir losgerissen sein, wenn Fanny ihm entzogen würde? Ich überließ es Gott!

Welch ein Fels an festen Grundsätzen ist Eckardy! der Wellenschlag meines Herzens bricht sich an ihm! im Kampf der Gefühle hat er bestanden. Sein stiller Anblick scheint zu sagen: „Rette Dich hinauf!“

Wo kein Gewölk Dein Auge trennt vom Himmel,
Von Deinem Frieden, Deinem Gott kein Schmerz!

April. — Charfreitag.

Wenn ich auch das Datum nicht weiß — was schadet dies? die Zeit ist ja ohnehin eine Nullität. Wie lange habe ich keine Feder mehr angerührt! mein Gedächtniß ist schwach geworden. In dumpfer Gleichgültigkeit schlich ich von einem Tage zum andern; mein Kopf war wüste, und jedes Glied mir so schwer, daß meine Füße mich kaum tragen konnten. Der Arzt erklärte,

ich hätte ein Fieber, und verschrieb mir Medicin. An der heiligen Luft dieses Tages bin ich genesen. Und hätte ich ein Jahrzehend im Hause meiner Eltern geschlafen, ich würde, erwachend am Charfreitage, ihn erkannt haben. Dann war die häusliche Stille noch stiller als sonst bei uns. Das Gedankenspiel eines Jeden war fromm bewegt. Wir Alle gingen zur Kirche. Als ein Kind flocht ich — wenn es sich so traf — für das Crucifix auf dem Altare einen Kranz von Schneeglocken, die den Erlöser der Welt zu seinem Grabe läuteten. Und der Vater lobte und liebte mich dafür!

Hier wird mir eine gottesdienstliche Feier profan. Das Schiff der Kirche voll überladenen Putzes, das Geräusch der anrollenden Wagen — die bunte Welt in den Logen —; um keinen Preis hätte ich mich daran ärgern mögen. In die Andacht einer stillen Gemeinde sehnte ich mich unaussprechlich, nur konnte ich in Mitten der unruhigen Hauptstadt nicht hoffen, sie zu finden.

Gestern, am Gründonnerstage, brachte die alte Höflein dem Alfred ein bemaltes und geschmücktes Osterei; in der offenen Höhlung war ein kleines Bild der Kreuzigung auf zartem Moose angebracht. Auf die Frage des Kindes erzählte ihm Jene vom Leiden Christi. Der Knabe fing an zu weinen und sprach:

„Warte nur! das werde ich meinem Vater sagen — —“ „meinethalben,“ antwortete die Alte, „thue es, mein Lämmchen! wenn ich weiter nichts gethan habe — — — es ist Alles doch grundhaftig wahr. Wenn wir einmal mitsammen in die Kräuterkirche gehen, so will ich Dir den lieben Heiland zeigen.“

Ich selbst will morgen mit in diese Kirche gehen, sagte ich, schnell entschlossen. Die Höflein lächelte mich ungläubig an, und sprach: „Es gehen nur Landleute da hinein, Ihr Gnaden!“

Ebendeswegen, erwiederte ich, will ich dort um des Himmels Gnade flehen! — Wie gedacht, so geschehen. Die Höflein holte mich ab. Sie war in ihrem Feierstaate ehrwürdig anzuschauen; in der großblumigen Peruvienne rauschte ein verblühtes Jahrhundert, und die dünnen Hälmchen Haare, silberreif für den Schnitter, zeigten einen todesbleichen Scheitel. In ihrem Arm lag ein uraltes Gesangbuch, stark mit Silber beschlagen, und ihre wankenden Schritte richteten sich nach den meinigen.

Das Kirchlein, nicht allzu entlegen, steht auf einer kleinen Anhöhe, wo man die Kräutereien weithin übersieht. Als wir hinauf waren, sagte die Höflein: „Nun ist der Kreuzberg überstiegen!“ Wir standen einen Augenblick. Der Himmel war eingeschleiert, die zarte, grüne Saat glänzte in der unsichtbaren Sonne, die

Lerche sang über der Furche — und in der Kirche ward das Morgenlied gesungen. Die Alte wies mir meinen Platz hinter einem Pfeiler an, wo ich unbemerkt war, und doch den Blick auf die Kanzel frei hatte. Sie saß dicht an meiner Seite, und schlug mir ohne Brille das Lied auf.

Die Gemeinde, welche in Schwarz und Weiß einmüthig erschien, war nun versammelt. Jung und Alt trug ein grünes Zweiglein in den Händen, Veilchensträuße in Menge verbreiteten Frühlingsduft. Und als nun die Orgel erbrauste und ihren vollen Strom in das Schifflein der Kirche ergoß, als eine schöne, traurige Stimme anhob: „O Haupt voll Blut und Wunden!“ da hätte mir das Herz zerspringen mögen, voll schwellender Sehnsucht — und manches Auge schwamm in frommen Thränen.

Der Geistliche, der da auftrat, war ein Greis, und ich bildete mir ein, er sähe meinem Vater ähnlich. Wie schlicht war seine Rede, und doch wie tief ergreifend! Mir hat sie das Herz im Busen umgewendet. — Wie dermaleinst ein gottesfürchtiger Mann einen Christus am Kreuz gefunden, mit der rührenden Inschrift: Dies that ich für Dich! Was thust Du für mich? —

„So fragt die Liebe!“ dies war sein Thema.

Diese göttliche Frage, welche die Menschen zu tau-

sendmalen schuldig findet, klopfte an mein Gewissen. Ich versank in Wehmuth, ein tiefer Schmerz regte sich in mir; doch nur um mich zum Herzen meines Gottes zu erheben. — Was habe ich gethan? Für wen habe ich gelitten und mein Leben verkürzt? Ach, nur für das eigene, kleine Selbst! — So nimm denn, o Herr! die Leidenschaft zum Opfer hin — — — — ihr irdisches Leben in meiner Brust mag sich verbluten! Der Geist der Liebe kann nicht vernichtet werden, und steigt mit Dir in Deinen Himmel auf!

Als der Geistliche das stille Vaterunser betete, fingen die Glocken an zu gehen, und ich ging gestärkt nach Hause.

Osterfonnabend.

Ein banger Tag, und ein noch bängerer Abend! und wie so lieblich fing der Morgen an! In solcher Ruhe war mir lange keine Nacht vergangen, und erquickt erwachte ich. Das Erste was ich sah, waren wunderschöne Blumen, die im Vorsaal standen. In den purpurnen Rosen einer köstlichen Camelie spielte der Sonnenstrahl, ein Myrtenbaum, zum Entzücken einer Braut — mit tausend Knöspchen und weißen, unschuldigen Blüthen, und eine dunkelblaue Aurikel,

die mit des Frühlings sanften Augen mich anblickte, und nach den Auen des Himmels duftete.

Wer hat die Blumen gebracht? fragte ich, froh errathend.

„Ein Gärtnerbursche," lautete die Antwort, „der Herr hat sie bestellt."

Wie dankte ich meinem Manne diese zarte Aufmerksamkeit! Er entwand sich jedoch meinem umschlingenden Arme, meinem Kuß, und eilte hinaus, selbst zu sehen.

„Nein, Helene!" sagte er, und sein Gesicht ward brennend roth, wie die Camelie: „Du beschämst mich. Das muß ein Irrthum sein. Es thut mir leid; aber die Blumen sind nicht von mir."

Nun, was thut das? erwiederte ich begütigend, es wird sich ausweisen. Doch wem könnte ich eine Freude lieber verdanken, als Dir?

Gott weiß es! ich sagte dies aufrichtig und mit Thränen in den Augen. Und wahrlich! nicht deshalb, weil mir dieser Freudenschimmer zu Wasser geworden war.

Mein Mann zog sich hastig an, das Frühstück ward im Fluge genommen, dann ging er aus. Bald darauf waren die Blumen verschwunden. Auf meine Nachfrage vernahm ich, der Überbringer hätte sie wieder abgeholt, um sie wo anders hin zu tragen. Zur

Gräfinn — — — — vermuthlich hatten sie für Fanny sein sollen. Aber Heinrich ˇägt nicht! und er verneinte doch entschieden, daß er von diesem Geschenk wisse. Von diesen Blumen war mir nur ein Dorn des Zweifels geblieben, der mein Herz zerriß.

Mittag war längst vorüber, als mein Mann nach Hause kam. Dem Kleinen hatte ich ein wenig Suppe geben lassen, mir war der Appetit vergangen. Heinrich versagte das Essen, und sprach ergrimmt: „Ich habe es nun satt, vollständig satt. Der Laffe, der Fürstland“ (der Sohn, natürlich), „hat mich mystificiren wollen, und noch eine andere Frechheit gewagt — wofür er gezüchtiget zu werden verdient.“

O Heinrich, rief ich, das sei ferne! daß Du hitzig mit ihm zusammenträfest, und noch dazu wegen einer Sache, die gar nichts auf sich hat. Otfried — ich will darauf schwören — hat an nichts weniger, als an eine Beleidigung gedacht. Bedenke auch, er ist der Sohn eines Hauses, das uns Gastfreundschaft erwiesen, und worin jetzt Alles wider einander ist.

Mein Mann gab diesem Zureden kein Gehör. Er verschloß sich in sein Cabinet — eine Dame hatte den unglücklichen Einfall, mich zu besuchen, und ich weiß kaum, was ich geredet habe. Ich hörte Heinrich die Treppe hinab eilen, meine Gedanken eilten ihm nach. Unter dem Zwange einer langweiligen Visite auszu-

halten, während man in peinlicher Unruhe ist, welch eine Seelenangst! — Endlich war ich erlöst. Mich wandelte eine Schwäche an, da ich dachte, was daraus entstehen könnte. Die Dorel gab mir Tropfen, und sprach: Das ist leider Gottes! kein stiller Sonnabend. Die Jungfer der gnädigen Gräfin begegnete mir; dort hat es eine Scene gegeben — — — das Fräulein will von nichts wissen."

Genug! Also für Fanny fordert mein Mann Genugthuung! Wenn dies nicht Leidenschaft ist, so giebt es keine. Wenn ich an Otfried ein paar Zeilen schriebe — ich thäte es um meines Kindes willen für mein Leben gern. Aber ich bin Heinrichs Weib! und er würde mir es nie verzeihen.

Franz ist im Auftrage meines Mannes bis spät aus gewesen. Er schwieg, und kam mir seltsam vor. — — — Was ich aber nach Heinrichs Willen nicht wissen soll, danach forsche ich nimmer.

So bin ich denn allein, in tausend Ängsten, wie auf der Folter! In Furcht und Warten der Dinge fühlt man den tödtenden Schmerz der Zeit.

Wenn ein Duell zwischen ihnen vorfiele — — — — ich vermag nicht, dies auszudenken. Mein Gott, verhüte es! ich rufe Dich an, in tiefer Noth! lasse den Glanz Deines Festes nicht erloschen sein! nicht befleckt vom Hohn der Erde mehr.

Schütze — schütze ihn, wenn Er, den Du kennst, mit Blindheit geschlagen ist! wende Alles zum Guten, und lasse mein Gebet seinen Engel sein! wenn ich — ihm nichts mehr bin.

Horch! die Klingel — — — ich höre meines Mannes Schritt — mein Herz steht stille — was werde ich erfahren?

An diesem Ostersonnabend geschah es, daß Oberst Fürstland von einem Gange, der ihm fatal gewesen, und überdies vergeblich, nach Hause ging. Sein Sohn, oft zerstreut, und seit einigen Tagen mehr als jemals, hatte sich unbegreiflicher Weise ein Versehen im Dienst zu Schulden kommen lassen, und ein wohlgesinnter Camerad den Vater davon benachrichtiget, der Meinung, daß verdrießlichen Folgen vielleicht vorgebeugt werden könnte, wenn dieser die nöthigen Schritte thäte. So war der Oberst unverzüglich zum General gegangen, ohne ihn anzutreffen oder erwarten zu können.

In Eile schritt er durch die dämmernden Straßen fürder, und sammelte seine Gedanken zu einem brieflichen Entwurf an den Chef.

Eine ihm nachgebliebene Reizbarkeit (wir erinnern

daran, daß der Oberſt längere Zeit körperlich gelitten) ließ ihn dieſe ärgerliche Sache am Ende ſchärfer empfinden, als nöthig war, um die Rüge abzuwenden.

Der reinliche Fußſteg war von einem vorüberziehenden Wölkchen beſprengt, es tröpfelte noch und duftete frühlingsfriſch, der Athem der Stadt ſtieg dunſtartig in die Höhe; das Abendroth kam wie hinter einem Schleier zum Vorſchein. Vom Gebraus der Glocken, die mit betäubendem Hall den erſten Feiertag einläuteten, ſchütterte die Luft, die Menſchen rannten hin und wider, das Feſt zu beſchicken. Sabbathruhe war nirgend — — der Oberſt bemerkte jedoch nichts. Das Gefühl drängte ſich ihm auf, wie manche Sorge ihm doch von jeher ſein Sohn gemacht, obgleich Otfried, nach dem väterlichen Selbſtgeſtändniß, ſonſt ein wackerer Junge, und in den Grundſätzen der Ehre erzogen ſei —; er bedachte, wie kaum etwas nach des Vaters Sinne gehen wollen, geſchweige alles Wichtige, was Otfrieds Lebensglück betraf. Genug, der Oberſt war noch niemals ſo unzufrieden mit ſeinem Sohne geweſen, wie eben jetzt, und indem er an den prächtigen Läden, die hier und da erleuchtet wurden, gleichgültig vorüberſchritt, zog er das troſtloſe Facit, wie arm an echtem Glück er überhaupt wäre. Er ſchritt ſo tiefſinnig, ſo ergrimmt vor ſich hin, als träte er die falſchen Steine der Welt mit Füßen, und wüßte

es. Aber er wußte nicht, was in ihm vorging. Wie sehr er sich auch dagegen sträubte, er mußte innerlich bekennen, daß er an Familienfreude nichts Besseres verdient hätte, als was ihm zu Theil geworden war: eine Frau, die ihn nicht liebte, ein Sohn, der ihm nicht gehorchte, und ein Hauswesen, welches ein verneinender Geist regierte. Doch alles dies war ihm nicht ganz deutlich. Bilder der Vergangenheit webten sich schattenartig in das Düster, das ihn umgab, und der Tag hatte sich geneigt in seiner Seele. So war, er bis an die Schwelle seines Hauses gekommen, und hier war es, wo er ein Tuch von ostindischer Seide nicht ohne einige Anstrengung aus der engen Tasche des Rockes zog. Mit diesem jähen Ruck fiel ein Billet heraus, dessen Siegel erbrochen war. Der Oberst ward den Verlust des Blattes nicht gewahr, welches jene geheime Anzeige enthielt. Er schwenkte, wie er zu thun pflegte, das Taschentuch zuvor aus, so daß es in der dunkelnden Luft in seinem Hochgelb gleich einer leuchtenden Fahne erschien, die ein Zeichen gäbe. Im Flur war so eben die blankgeputzte Lampe angezündet worden, noch lag die Leiter da; der Bediente, der dies Geschäft verrichtet hatte, war vielleicht noch nicht damit fertig. Der Oberst schritt hastig der Treppe zu; doch kaum war die erste Stufe erreicht, als ein Jüngling, der ihm athemlos nacheilte, und unvorsichtig

die Leiter nicht bemerkt hatte, lang aus vor ihm niederfiel. Die Schnellkraft der Jugend ließ ihn den Boden nur leicht berühren, im Nu raffte er sich auf; mit schwachem, tönenden Klang rollte eine kleine Kugel zu den Füßen des Herrn vom Hause. Der Oberst, erschrocken, wendete sich um, und vermuthete in diesem Überfall einen Zudringlichen, der etwas von ihm wolle; um so mehr, als der Jüngling ihm stumm, doch mit bittender Geberde, ein Billet darreichte.

„Wer sind Sie? was soll das?“ ließ der Oberst ihn barsch an.

„Mein Herr Oberst, ich gehöre ins Haus —“ antwortete hierauf eine Stimme, in welcher der Schrecken noch vernehmlich zitterte, „ich bin Franz — genannt von Ferne.“

„Franz!“ wiederholte der Oberst, tief — tief aus seiner Brust. So hieß er selbst; es war ihm aber, als hörte er den Namen aus weiter Ferne — als riefe ihn ein verborgener Gott! „Dies Billet ist das Ihre!“ setzte Jener muthiger hinzu, „ich eilte nur, daß es nicht etwa in unsichere Hände käme.“

Der Oberst warf einen bestürzten Blick auf den Jüngling, der unter dem klaren Schein der Lampe, bleich wie der Todesengel, stand; ein geheimnißvoller Schauer floß in sein Herz.

„Sie haben Sich doch nicht weh gethan?“ fragte er faſt ängſtlich.

„O nein!“ ſagte Franz, und lächelte dazu. Dann bückte er ſich, um die Kugel aufzuheben. Bei der gewaltſamen Bewegung, womit er ſich aufrecht erhalten wollte, war die Schnur um ſeinen Hals zerriſſen, und das ſilberne Gehäuſe, nicht mehr ſo feſt eingefügt als ſonſt, ſeitdem Franz es vor den Augen Helenens geöffnet hatte, war aufgeſprungen.

„Dies Billet — ich werde es beſtellen!“ ſagte der Oberſt, indem er mechaniſch aufwärts ging, und Franz glaubte nicht richtig vernommen zu haben. Doch kaum war der Oberſt hinweg, als er inne ward, daß er ihm das Billet an ſeinen Sohn eingehändiget hätte, das, von gleicher Form mit dem gefundenen, von ihm verwechſelt worden war. Sogleich wünſchte er vorgelaſſen zu werden; doch die Jungfer, welche im Vorſaal lauſchte, äußerte, um keinen Preis thäte ſie das! und meldete Einen, der andere Zeit wählen könne. Die Herrſchaft wäre im Streit, da möchte man nicht gut ankommen. Ein paar Mal noch kam Franz wieder — nun hatte der Oberſt ſich eingeſchloſſen, und Niemand wagte, ihn zu ſtören.

Franz ging alſo in Frieden ſchlafen, mit dem Vorſatz, morgenden Tages ſeinen unſchuldigen Fehlgriff gut zu machen.

Der Oberſt fand ſeinen Sohn zur Stelle; aber ſprachlos vor Entſetzen ſtarrte dieſer den Vater an, der den Muth verlor, ihm ein hartes Wort zu ſagen.

Eine leidenſchaftliche Scene zwiſchen Frau von Fürſtland und ihrem Stiefſohn war noch im vollen Gange. Sie hatte ihm die heftigſten Vorwürfe gemacht und ſich weit vergeſſen. In dem männlichen Schmerz, bisher wie ein Kind gegängelt worden zu ſein, zerriß was bindend geweſen, und die Dame, nicht länger im Stande, an ſich zu halten, ließ die Maske fallen. Zum erſten Male ſah Otfried die von ihm angebetete Mutter ohne Täuſchung, und er wollte ſeinen Sinnen nicht trauen. Ein verehrtes Bild zerbrach in Scherben — alle Dinge nahmen eine fremde Geſtalt an, und ſein Herz verwandelte ſich gegen ſie. —

„Otfried!“ ſagte der Oberſt, nichts weniger als zornig, „Du biſt derweilen mein Arreſtant — doch beruhige Dich, mein Sohn! ich hoffe, Dich bald entlaſſen zu können.“

Die ungewöhnliche Sanftmüthigkeit in dieſer Anrede des Vaters war der ſeltſamſte Gegenſatz zu dem, was ſie ausſprach.

Der Lieutenant lächelte kalt und antwortete: „Vater, thue mit mir nach Deinem Recht oder Gefallen. Ich bin nun mündig geworden — ſo bedeutet mir der Arreſt, den Du mir ankündigeſt, nicht viel. Freiwillig

bin ich Dein Gefangner, so lange Du willst. Hier hast Du meinen Degen und meine Hand! gerne bleibe ich bei Dir — armer Vater! Du bist ja überall allein!"

Der Oberst fühlte sich von der Wahrheit dieses Wortes mächtig ergriffen, ein ungeheures Weh riß durch sein Innerstes, und Thränen drangen in seine Augen. Thränen! fremd diesen Augen, denn kein Thau des Himmels erquickt die Wüste. — Schnell hatte Otfried der Waffe sich entlediget und das Zimmer verlassen. Frau von Fürstland, welche während dieses kurzen Wortwechsels gleich einer Donnerwolke, die sich entladet, neue Kräfte gesammelt hatte, wollte jetzt losbrechen; doch ihr Gemahl sagte mit einem Tone, der ihr verwunderlich däuchte: „Den Sohn habe ich mir gefangen genommen — Dir gebe ich Freiheit, zu thun und zu lassen, was Du willst." Darauf nahm er des Lieutenants Degen in seinen Arm, ein Licht in die Hand, und entfernte sich auch.

Das kam Schlag auf Schlag! Frau von Fürstland stand, wie vom Blitz getroffen. Als sie sich besann, was geschehen war, kannte sie in ihrer Aufregung weder Maß noch Ziel. Sie ertheilte Befehle, ließ Koffer herbeitragen, die Jungfer mußte packen, und der stille Sonnabend schlug seine letzte Stunde unter dem Getöse eines friedlosen Geistes.

In heiliger Morgenstille ruhte noch die Hauptstadt, als der Oberst leisen Schrittes hinan stieg zu dem Stübchen, welches dem jungen Fremdling in seinem Hause angewiesen worden. Kein Riegel widerstrebte, als er behutsam die Thüre öffnete; Franz lag und schlief sanft und süß, wie nur die Jugend schläft. Seine Hände lagen gefaltet in einander, er war entschlummert über dem Gebet. In seiner Lage drückte sich eine Hingebung an die Ruhe aus, welche schweigend zu sagen schien: Mir gilt es gleich, zu schlafen oder sterben! —

Das wenige Geräth dieses beschränkten Raumes war in Ordnung, des Jünglings Kleider hingen sauber an der Wand, der Vorhang des einzigen Fensters war nicht zugezogen, und die Sonne goß ihren reinsten Goldglanz herein. Nach einem uralten Volksglauben tanzt die Sonne am Ostermorgen herauf — und wirklich schien es so; ihr flammendes Bild umschrieb wie in freudiger Bewegung einen kleinen Kreis — und zeigte auch hier einen Sieg an über den Stachel des Todes.

Neben dem Lager des Jünglings stand ein Stuhl und ein kleiner Tisch, auf diesem lag das seidene Schnürlein in Stücken, die offene Kapsel und die Kugel; — ein Lichtstrahl, der Finger Gottes! ließ die eingegrabenen Buchstaben deutlich erkennen.

Der Oberst war nach einer unruhig zugebrachten Nacht in dieser Frühstille gekommen, um unserm Franz, dessen Ähnlichkeit mit seiner Mutter ihm gestern Abend schlagend aufgefallen war, einige Fragen vorzulegen; hier lag die Antwort in leuchtender Wahrheit vor ihm. Wie hätte ihm ein Zweifel bleiben können? Diese leblosen Dinge redeten überzeugend an sein Herz. — Diese Kugel war einst aus seinem Arm geschnitten worden, er hatte sie im Spiel der Liebe an ein armes, bethörtes Mädchen verloren — und man gab dies Kennzeichen einem Kinde mit, das verlassen von Vater und Mutter war, von jedem Glück der Welt!

Der Oberst, ermattet, setzte sich. Mit einer Rührung, darin er hätte weinen mögen, betrachtete er die zarte, menschliche Gestalt, die vor ihm lag, die schwachen Glieder, welche keine Stütze gehabt, die hagern Hände, die wohl manchmal zu Gott gerungen. Das Gewissen schlug ihm laut. Aber Franz schlummerte ungestört. Seine Lippen lächelten — der Engel der Verlassenen erschien ihm im Traume und verkündete ihm die Nähe des Vaters.

„Welch ein Schlaf! Wer ihn hätte!“ seufzte der Oberst, „von keinem Vorwurf geweckt — nun, mein armes Kind, Du sollst in Deines Vaters Arme erwachen.“

Jetzt schlug Franz die Augen auf. „Gott! ist ein

Unglück geschehen?“ rief er aus, da er den Oberst erkannte, der, entkleidet von jedem Stolz, sich über ihn hin beugte. „Sei nur ruhig, mein Sohn!“ antwortete Dieser mit verhaltener Stimme, „Du hast von nun an einen Schutz an mir.“

Er reichte dem Franz die Hand, welche dieser dankbar küßte; der Kuß des Jünglings brannte dem Vater auf der Seele.

Aber die Wahrheit fordert ihre Opfer und eine geübte Kraft, und nicht leicht ist es, sich zu einer Schuld bekennen, von der Niemand weiß.

Der Oberst war in diesem Augenblick nicht fähig dazu. Der Mund war ihm wie verschlossen. Franz hüllte sich schamhaft in seine Decke, und vernahm nur ein sorgliches Wort, daß er bei offnen Thüren schlafe; als spräche der Oberst nur gelegentlich bei ihm ein, und diese theilnehmende Fürsorge aus. Franz sagte beschämt: Er habe in seiner Angst um das vergriffene Billet vergessen, die Thüre zu schließen; der Oberst möge nur gütigst entschuldigen. Dieser lächelte schmerzhaft in dem Gedanken, wer dem Andern zu verzeihen hätte. — — Er versicherte den Jüngling zur Genüge, daß Alles beigelegt sei, und beschied ihn später zu sich, weil er Manches mit ihm zu reden habe; jetzt müsse er zuvor den Baron sprechen. Darauf verließ er ihn. Franz wußte nicht, wie ihm geschehen war;

traumtrunken blickte er der Erscheinung nach. Seine Augen waren wie geblendet.

Der väterliche Ton, worin der Oberst zu ihm gesprochen, wollte nicht verklingen; die Sprache der Natur in ihrer zarten Stimmung berührt tief, was ihr verwandt ist.

Nicht lange nachher entstand Unruhe unter dieser stillen Höhe. Trepp auf, Trepp ab jagte wie stürmischer Wind der Befehl der Dame ihre dienstbaren Geister. Die Flügel der großen Hausthüre wurden weit geöffnet, der Reisewagen, schwer bepackt, rasselte heraus. Frau von Fürstland, hieß es, wäre aufs Land gefahren und werde sobald nicht wiederkommen.

Um die neunte Stunde war es, da trat Franz mit glühendem Gesicht in das Wohnzimmer des Barons, und fand Helene ganz allein. Sie blickte bangsam nach ihrem Gemahl aus, der schon wieder in aller Frühe ausgegangen war. Noch hatte sie ihm keine Rede abgewinnen können, kein beruhigendes Wort.

„O gnädige Frau!“ rief Franz, und breitete unwillkürlich die Arme aus, „Sie, meine gütige, meine einzige Freundin auf der Welt! Sie werden Theil nehmen an meiner Freude, Sie müssen es zuerst wissen, was ich Ihnen zu sagen habe. In dieses Haus bin ich zu meinem Glück gekommen, denn der Oberst —

Oberſt Fürſtland! iſt mein Vater und will mich anerkennen."

Helene erblaßte noch mehr, und in ihrem zitternden Zuſtande kaum fähig, die volle Wichtigkeit dieſer Mittheilung zu faſſen, ſagte ſie:

„Wie, höre ich auch recht? und auf welche Weiſe hat ſich dies ergeben? —" „Auf die zufälligſte Weiſe von der Welt!" verſicherte Franz, mit brennender Begierde in den Augen, daß die verehrte Frau nur erſt Alles wüßte. — Er erzählte in wirrer Freude, unzuſammenhängend; doch Helene ergriff in dem Fall des Jünglings das, woran ihr zagendes Herz, ihr Leben hing. Sie unterbrach ihn und ſprach: „Der Oberſt empfing alſo die Aufforderung? Ich meine, das Billet von meinem Mann an Otfried? denn nichts anderes, o ſicherlich! war darin enthalten."

„Der Vater erhielt es!" verſicherte Franz. „Ach, als er mich ſeinen Sohn nannte — beſchreiben könnte ich es nicht, wie mir da war. Ein Sohn zu ſein, und ſeinen Vater zu wiſſen, ach! das iſt ein göttliches Gefühl! — Alles vergaß ich, wie verlaſſen ich geweſen bin, wie die Menſchen mich geſchmähet haben —, nur eines wünſchte ich noch: daß Sie, theure, gnädige Frau, mein Glück mit frohem Herzen vernehmen könnten. Und ſo war es meine erſte Bitte, daß mein Wohlthäter und mein Bruder auseinander gehalten

würden. — Ich ließ nicht ab, und der Oberſt, noch einmal will ich ihn ſo nennen, gab mir das Verſprechen, daß Ihr Herr Gemahl eine beſſere Genugthuung erhalten ſoll, als welche er fordert. Auch hat Otfried ihn durchaus nicht beleidigen wollen. Sie dürfen nun vollkommen ruhig ſein."

Dies war zu viel Gutes für die arme, geängſtete Helene. „O Gott!" ſagte ſie, „iſt es denn aber auch wahrhaftig wahr? kann ich mich ganz gewiß darauf verlaſſen?"

Franz erwiederte keine Silbe. Er legte nur die Hand auf ſein Herz, zum Zeugniß der Wahrheit, und ſah die vor ihm ſtehende Helene mit einem Blicke an, darin kein Trug war.

In dieſem ſtummen Moment floſſen ihre Augen über; das unausſprechliche Gefühl einer befreiten Seele drückte ſich in einem aufathmenden Seufzer aus. Sie zog den Jüngling an ihre Bruſt voll dankbarer Wehmuth, und nannte ihn mit leiſem Weinen zum zweiten Male ihren Retter. Franz umfaßte ehrerbietig, ſchüchtern, die züchtige Geſtalt, welche er heilig hielt. Von Allem, was er auf Erden kannte, war ihm Helene das Höchſte an Güte und Liebenswürdigkeit. Er neigte ſein Haupt auf ihre Schulter, und hauchte einen Kuß der Verehrung in die Falten ihres Aermels. Sein Herz that das Gelübde, ihrer nie zu vergeſſen.

In diesem Augenblicke trat der Baron in die Thüre. Er stand wie eine Bildsäule, und starrte die innige Gruppe an, die sich bei seinem Anblick lösete, ohne außer Fassung zu sein.

„Heinrich! Gott sei gelobt, daß Du kommst!“ rief Helene, und mit furchtlosem Lächeln trat Franz dem Forstrath entgegen; dieser aber vermied ihn anzusehen.

„Wer weiß auch!“ versetzte er, und Spott und Zorn kämpften in dieser ungewissen Antwort. Und als der Jüngling vor diesem unerwarteten Auftritt bestürzt zurück wich, sagte der Baron zu seiner Frau, „es thut mir leid, daß ich störend war.“ Er machte Miene nach seinem Zimmer hin. Helene hielt ihn auf. „Heinrich, wie bist Du?“ rief sie aus all ihren Kräften, und ein reines Gewissen hat einen starken Ton! — „Dich kenne ich nicht mehr! bin ich nicht Dein Weib? Du wirst doch nicht so klein von mir denken, daß Du glauben könntest, dieser knabenhafte Jüngling — —“ Helene vermogte den Gedanken nicht weiter auszudenken.

„O, ich weiß — ich weiß, daß Du so groß, als zärtlich bist!“ entgegnete der Baron, indem er höhnisch dazu lächelte. Sein Auge flammte, er machte sich los. Helene schlug schmerzlich wundernd die Hände zusammen, und sah ihren Gemahl ungläubig an. Sie sprach: „Ich staune nur so! Du Heinrich

warſt es, für den ich Franz in meine Arme ſchloß. Er rettete mir jüngſt mein Kind, und gab mir jetzt das Leben wieder, da er mir ſagte, ich dürfe um Dich ohne Sorgen ſein. So wiſſe es denn! — Sonſt trauteſt Du mir, ich habe es auch immer um Dich verdient, Heinrich.“ Dieſer Vorwurf ward mit leiſer, herzdurchdringender Stimme geſprochen.

Der Baron ſchwieg finſter, mit perlweißen Zähnen trennte er von einem grünen Zweiglein, was er in den Mund genommen, ein zartes Blättchen nach dem andern, und der bittere Saft der Myrte war auf ſeinen Lippen.

Nach einer inhaltſchweren Pauſe fuhr Helene fort: „Sprich, warum nimmſt Du mir den verdachtloſen Glauben an Dein Vertrauen? Nie hat mein Wort Dich getäuſcht, noch daß ich heucheln könnte. Wie manchen Fehler Du mir auch zur Laſt legen magſt: wahr und aufrichtig bin ich ſtets gegen Dich geweſen! oder etwa nicht?“

Der Baron verſtummte vor dieſer Frage, zu der Helene das volle Recht der reinſten Liebe hatte. Sein Genius, ſchon im Fliehen, wendete um.

„Helene!“ ſagte er, „wozu nun Alles dies? es kann mich doch eben nicht entzücken, wenn ich meine Frau in den Armen eines jungen Menſchen finde, der — kein Kind mehr iſt. Solch eine Vertraulichkeit — wie

Du Dich auch zu entschuldigen weißt — ist und bleibt unter Deiner Würde."

Helene lächelte, und sprach: „Das wäre traurig, wenn weibliche Würde nur in dem bestände, was schicklich erscheint. Treue halte ich für eine Mauer von besserem Grund. Vielleicht ist eine beschränkte Vorstellung, daß, wenn ich selbst nicht glücklich bin, ich doch deshalb nicht mit engem Herzen das Glück Anderer von meiner Theilnahme ausschließen darf? — Als Franz nun im Drange seiner Freude zu mir kam, und mir ohne Athem, mit halben Worten nur, sein Glück kund that — daß er, so öde und unwissend über seine Herkunft bisher, als wäre er aus einem Steine entsprungen — nun den Vater gefunden — wie Oberst Fürstland — —" Der Bediente trat ein, und meldete ihn.

„Nun, so höre es von ihm selbst!" setzte Helene hinzu, und verschwand in das Nebenzimmer, denn schon war der Oberst an der Schwelle. Hier stand Helene sehr bewegt und tief gekränkt. Der Tag schien so lebensheiter zu allen Fenstern herein; ihre Seele aber war betrübt bis in den Tod.

„Woher kommt meinem Manne dieses Mißtrauen?" fragte sie sich.

„Heinrich war nie eifersüchtig — niemals! O, wie glücklich machte mich das! Ich fühlte darin sein eigen-

ſtes Herz, und wie ich es ſo ganz beſäße. Wenn Heinrich mich fähig hielte, mit einem Knaben zu liebeln — wahrlich! Franz iſt ein Knabe noch, an Gemüth und Sinn, und mir kindlich zugethan, wie ich mütterlich ihm — — — —. Was habe ich gethan, daß dieſer ſchnöde Argwohn, beleidigend wie kein anderer, in meinem Manne entſtehen konnte? Ich ſchäme mich vor dem Franz. Sieht er von nun an mein Geſchlecht in falſchem Lichte, ſo iſt Heinrich Schuld daran. Wenn ich denn des Mannes Liebe verloren habe, dem ich mich zu eigen gab, mein himmliſcher Vater! den Du mir gabſt, daß ich glücklich würde, ſo laſſe mich nicht in ſeiner Achtung ſinken! dies ertrüge ich nicht.

Helene ſtrebte, ſich über das erlittene Unrecht zu erheben. Aber auf einem zarten Gemüthe ruht ſelbſt der Schein einer Sünde gegen den ſittlichen Geiſt, der Schatten eines unlautern Feuers, ſchwer und dunkel.

Der Baron, als er ſeine Frau in einer Umarmung antraf, die, wie unverfänglich ſie auch war, ihn allerdings befremden mußte, kam aus jenem Garten der Vorſtadt, aus dem die Blumen waren, welche in ihrer Unſchuld Verwirrung und Unheil angerichtet hatten. Ohne Raſt und Ruhe war er hinaus gegangen, die Wahrheit dieſer Sache um jeden Preis zu erforſchen.

Frühlingsduft webte über dem schlummernden Garten, und der Pfühl der Erde, von tausend Kräften geschwellt, dünstete unter dem funkelnden Morgenthau. Das junge Grün drängte sich in lebendiger Frische hervor, die Blumen fingen an zu erwachen, und Gottes Odem zog leise durch die Lüfte. Die Lerche wirbelte ihr kleines, helles Loblied hoch oben, unsichtbar in der blauen Höhe, die Glocken der Stadt ertönten feierlich, weithinhallend — und heiliger Frieden war in der Stille der Natur.

Der Baron ging zwischen den reinlichen Beeten auf und nieder, die Sonne strahlte die schattenlosen Bäume an, und er schlug sein Auge vor ihrem Glanze zu Boden. Der Gärtner, den er suchte, weckte ein sanftes Bild in ihm — wie tief war es begraben worden im Gewirr der Welt! und es stand in milder Hoheit vor seiner Seele, wie einst, da er noch ein Kind war! — Der Wind, der seine heiße Stirne kühlte, war wie ein Geist aus jener rührend guten Zeit, der ihn anwehete und ihm Gedanken zuflüsterte, weit verschieden von denen, die ihn vor wenig Minuten noch beunruhigten. Es war nur ein frommer Schauer vor dem Geheimniß der Versöhnung, was ihn anwandelte; aber es genügte, daß er anderen Sinnes ward.

Als nun der Gärtner kam und sich höflich erkundigte, was zu Befehl stehe, enthielt der Baron sich

der Frage, um derentwillen er hierher gekommen war, und er begehrte ein Bouquet, wie es eben zu haben sei. Ach, wenn den Menschen der Glaube berührt — wäre es auch nur in leisester Ahnung, dann bedarf er dich nicht mehr, armes Wissen! — Der Baron machte noch einen weiten, einsamen Spaziergang, dann kehrte er nach der Stadt zurück. Ohne an eine Absicht zu denken, gleichsam instinctartig, schlug er den Weg ein, der an der hintern Seite des Hauses vorüber führte, worin die Gräfinn wohnte. Er sah hinauf — Leonidens Mädchen stand auf einem kleinen Altan, und bürstete emsig und sorgfältig. Die Gedanken des Barons nahmen ihren Strich dorthin —; ein warmer Freund ist wie die Sonne, welche jedes Stäubchen belebt. Es fiel ihm ein, der Jungfer den Auftrag zu geben, den frischen Strauß, den er in seiner Hand trug, auf den Frühstücktisch ihrer Herrschaft zu legen. Gedacht, gethan. — Als er eilends den Vorsaal erreichte, sah er die Blumen von gestern in einem Winkel stehen, bei Seite gestellt, ungünstig — zum Beweis, daß weder die Gabe noch der Geber Gnade vor den Augen der schönen Fanny gefunden. In dunkler Stille standen sie da, unbeachtet und versäumt, ein Niederhang der Myrte, der grade am reichlichsten die lieben Blüthen trug, war geknickt, der Baron brach ein Zweiglein davon; die zarte Aurikel senkte sich

sogar gegen den trocknen Erdboden, und der Puder, der bei dieser feinen Schönheit nie aus der Mode kommt, schien unter einem rauhen Winde verflogen zu sein. — Der Baron verweilte, und dieser Anblick that ihm wohl, da — o Wankelmuth des menschlichen Herzens, welches zwischen Licht und Finsterniß schwebt — er doch hätte einsehen müssen, daß ein reiner, weiblicher Sinn, der die Natur nicht verfehren darf, um sich schuldlos zu weisen — dies rohe Zeichen verschmäht haben würde.

Jetzt, nachdem er rasch seine Schritte heimwärts lenkte, kam er bei einer katholischen Kirche vorbei, und der Blick, den er durch die aufstehenden Thüren warf, ließ ihn nicht weiter. Er trat in die Halle unter dem Chor. Die ruhigen Kerzenflammen hinter einem bläulichzarten Schleier von Weihrauch, das offene Gitter des heiligen Grabes, noch in seinem rührenden Schmuck — hier ein flüsterndes Gebet, dort eine gebeugte Seele auf den Knieen, niedergeworfen vor dem Bilde des Auferstandenen, dies Alles vertiefte den Eindruck der Andacht, den er im Garten empfangen. Ueber ihm erbrauste ein Meer von Tönen, in Wellen des Gesanges bewegte sich der Himmel auf und nieder, neben ihm rann leise ein Strom von Menschen aus und ein; das Schiff der Kirche war gefüllt. —

Als schwanke Alles um ihn her, lehnte der Baron, gestemmt den Fuß, an einem Bogenpfeiler; die Woge seiner Gedanken stieg und sank! Vergangenheit und Zukunft flossen in einander. Vom Donner der Orgel durch und durch erschüttert, bebte ihm der stolze Muth. Jenseits lagen Trümmer — hier war der stille Port. Wie Nebelbänke schwamm es vor seinen Augen. In einer heißen Reuethräne schmolz sein Herz, und eine wunderbare Wandlung ging darin vor, wie wenn eine Mutter der Abbitte des Kindes mit sanfter Verzeihung entgegen kommt. Aber — dieser Engel des Gefühls ging vorüber. Wie aus einem tiefen Traume schaute er auf, und empfand, daß es Zeit sei, das feuchte Gewölbe zu verlassen. So ging er langsam nach Hause.

Wir sahen den Baron bei dem Eintritt in das Zimmer seiner Frau, und können nicht umhin, einzusehen, daß auch die frommste Wallung nicht zuverlässig sei, und wie sehr es Noth thun, daß im Feuer edler Entschließungen das Herz fest werde!

Helene hatte nie über einem Zwist ihrer Eltern die Sonne untergehen sehen, und aus ihrer Kindheit und frühesten Jugend jene christliche Lehre, welche unaustilgbar Wurzel gefaßt, mit hinüber genommen, als

sie Vater und Mutter verließ, um an ihrem Manne zu hangen.

Wir müssen es zu ihrem Ruhme sagen, Helene trug nicht nach. Als daher der Baron, nach einer langen Unterredung mit Oberst Fürstland, zu freundlicher Verständigung mit seiner Frau geneigt schien, wich sie seinem annähernden Wort nicht aus.

„Es ist nun gut, daß wir wegkommen!“ sagte der Baron entschieden, und, wie es schien, dieser Gewißheit froh. Wir haben kein Verhältniß mehr zu diesem Hause, worin sich viel ändern wird, wo nicht Alles. — Frau von Fürstland dürfte es mir wohl schwerlich verzeihen, und ich will nicht abwarten, wie ungnädig sie es aufnimmt, daß ich ihrem Gemahl einen natürlichen Sohn zugeschoben habe, wenn es auch ohne mein Wissen geschehen ist. — Wir gehen nach Haynburg, Helene!“

„Nach Haynburg?“ wiederholte Helene, und betonte ihre Frage, als glaubte sie nicht recht vernommen zu haben.

„Ja,“ antwortete der Baron, „fällt Dir das auf? Schon vorigen Herbst war das herrschaftliche Haus in Haynburg in Stand gesetzt worden, daß es wohnlich wäre, als man höheren Ortes für gut fand, anders über mich zu disponiren. Jener Aufenthalt, der um der Nähe des Vaters willen, und auch sonst noch —

mein Wunsch gewesen, wurde also hinausgeschoben, und jetzt gehe ich im Auftrag des Landesherrn dahin. Wie lange wir dort bleiben werden, ist ungewiß; den Sommer über jedenfalls. In ein paar Tagen reise ich voraus, Du folgst mit Kind und Leuten Ende nächster Woche nach. Die Möbeln lassen wir einstweilen hier, nur das Nöthigste nimm mit; so weit als möglich sei unser Abzug ohne große Beschwerde."

Gegen seine Weise hatte der Baron diese Willensbestimmungen äußerst geschwind gesprochen, so daß er auch hierin den Wunsch einer beschleunigten Abreise ausdrückte, und als er nun inne hielt, konnte Helene sich kaum von ihrem Erstaunen erholen.

Sie sah ihn dennoch fragend an und sprach: „Den Frühling auf dem Lande bringst Du mir! Diese Botschaft, Heinrich, kann mir nur willkommen sein, was könnte mich hier halten?

„Ja, wahrhaftig," versetzte der Baron beinahe verächtlich, „auch mir ist wie dem Vogel, der den Faden nachschleppt in den Wald. Freiheit, im vollen Sinne des Wortes, werde ich nicht genießen, denn immer bleibe ich an meine Pflicht gebunden; — aber ich werde doch einmal aufathmen im Freien. Und so muß ich Dir gestehen, ich freue mich wie ein Kind nach Haynburg."

Helene vernahm diese Worte mit einem entzückenden

Gefühl. Der Gedanke, daß ihr Gemahl hier nicht gefesselt wäre, die Stadt leichten Muthes meiden könne, und daß sie allein mit ihm ziehen dürfe in die schöne, grüne, stille Welt des Landlebens, regte ihr das ganze Herz auf. Ein zarter Wink, den ihr die Weiblichkeit gab, hielt jedoch die ausbrechende Freude in ihrem Busen zurück, und sie sagte nur sanft und gemäßiget: „O Heinrich, das höre ich gern.“ Ihr dunkelblaues Auge strahlte ihn voller Vergnügen an; es war ein Lichtblick trüber Tage.

Der Baron faßte ihn nicht auf, weil er, wie Männer pflegen, sein nächstes Glück übersah, um in die Ferne zu schauen.

„Haynburg soll eine Wildniß geworden sein, es thut nichts,“ redete er weiter mit jener tiefsinnigen und träumerischen Vertraulichkeit, die gleich dem Selbstgespräch an kein fremdes Hören denkt. „Wirst Du es glauben, Helene, das alte Jagdschloß, wie es seit Olims Zeiten geheißen war, hat gleichsam den Ton meines Lebens angegeben? Welch ein Wiederhall, lieb und geisterhaft, schläft in meiner Brust von der Zeit an, wo ich als ein lallendes Knäblein kaum meinen Namen wußte; dennoch ruft mir das dämmernde Bild des Ortes Alles zurück. Ich weiß, ich werde die Stellen finden, wo ich mit Leonide und ihrem Bruder im hohen Grase gespielt habe, und wir uns in kindi-

scher Scheu dem Gehäge näherten, worin die stolzen Hirsche mit ragendem Geweih furchtsam von uns angestaunt wurden. Ein theurer Schatten schwebt vor mir — die Gräfinn, die sich meiner hülflosen Kindheit treumütterlich annahm! Ach, ich möchte den Saum ihres Gewandes küssen, einmal nur! Ich glaube, sie wird mir dort nahe sein in lichter Gestalt; mir däucht, sie war eine wunderschöne Frau!"

„Das muß sie wohl gewesen sein," entgegnete Helene mit einem Seufzer, „der Wirkung nach zu schließen. Deine Mutter, mein Heinrich, hat mit Thränen nach jenen Fenstern geblickt. — Auch mir ist Haynburg wichtig, wenn auch gewissermaßen in schmerzlicher Beziehung. Das Unglück Deiner Eltern ist von dort ausgegangen."

Der Baron schüttelte den Kopf und sprach: „Das Unglück wäre doch gekommen." Weiter ließ er sich nicht aus über jene Trennung, wovon er niemals sprechen mochte, und Helene hätte klug gethan, es auch zu unterlassen. Er empfand dies erinnernde Wort als einen Einwand gegen sein ausströmendes Herz, gegen das, was er in unbewußter Absicht einleiten wollen. Nach einer Pause, worin er einen Anlauf nahm, sagte er: „Ich hätte Dir einen Vorschlag zu machen, bitte die Gräfinn, daß sie uns nach Haynburg begleite; mir gehört sie dorthin, und ich hoffe, sie wird

es Dir nicht abschlagen. Leonide befindet sich in Verlegenheit, wohin? denn in Sonnenfelde ist der Bau bereits in vollem Gange."

Bei dieser Anmuthung ihres Mannes stand Helene bestürzt, aus dem Himmel gefallen. Die augenblickliche Täuschung, an der sie sich erlabt, war plötzlich ein um so bittrerer Kelch, und ihre Lippe bebte davor. Mit krampfhafter Stimme fragte sie: „Die Gräfinn wollen wir mit nach Haynburg nehmen, und Fanny — wie sich von selbst versteht — — und ich, ich soll darum bitten?"

Der Baron, über und über erröthet, fuhr heftig auf: „Und das kommt Dir befremdlich vor? In der That, das muß mich wundern, Dein gutes Gedächtniß zeigt eine schwache Seite; Du vergißt, was wir der Gräfinn schuldig sind, ich aber werde es ewig nicht vergessen, daß sie die Schwester eines Freundes ist, der mir mehr als ein Bruder ergeben war!"

„Dafür bist Du auch mehr als dankbar —" antwortete Helene, und ihre Glieder zitterten.

Der Baron verstand dieses Drüber, was vom Uebel wäre, sehr wohl.

„Das ist immer so," versetzte er, „wo die Frau zu wenig thut, da thut leicht der Mann zu viel, wenn es darauf ankommt das Gleichgewicht zu halten, in einem Verhältniß —"

„Das mir schwer auf dem Herzen liegt," unterbrach ihn Helene, zur offensten Sprache entschlossen. „Daß die Gräfinn kaum Theil an mir und meiner Nähe genommen, dies wollte ich ihr zu Gute halten, da ich ihre Abneigung gegen dies Haus kenne, und weil ich weiß, wie einseitig auch die beste Seele wird, welche ihrem Schmerz nachhängt, oder einem Vorzuge, den sie eigenwillig giebt. — Aber, das kann ich ihr nicht verzeihen, daß Leonide nicht im Mindesten daran denkt, wie Deine Frau, als solche, doch einige Rücksicht von ihr erwarten dürfte. Würde sie das, wenn Du ihr zeigtest, daß ich Dir das Liebwertheste auf Erden bin? — Sie hat Dich mir entzogen und mich zunichte gemacht in Deinen Augen; dabei kann weder Liebe, noch Friede zwischen uns bestehen, und am allerwenigsten Freude. Ich habe zu thun, daß ich, gebeugt wie ich bin, mich an meiner Selbstachtung aufrichte, und an dem Vertrauen, daß Gott mir nicht mehr auflegen wird, als ich tragen kann. Lasse mich ganz ausreden. Du hältst mich für undankbar? Ach, mit tausend Thränen, mit manchem Seufzer in schlafloser Nacht habe ich die Schuld früherer Gewogenheit bezahlen müssen — mit meines Herzens Gut und Blut! denn Du, o Heinrich, wehe Dir! Du täuschest Dich und sie — und bringst ihr Weib und Kind und Alles zum Opfer dar!"

„Helene," rief der Baron aufs Aeußerste gebracht, „was willst Du damit sagen?"

„Alles!" wiederholte Helene. Nur ein Hauch war's, ein Lüftchen ihres Mundes, aber der flammende Blick ihres Mannes hielt nicht dagegen aus.

„Also Eifersucht!" rief er in zürnender Heftigkeit, die nahe an Wuth gränzte; „diese Furie schläft Dir am Busen, und Du hättest mich jemals geliebt? — Wie hasse ich dies Vorrechnen und Abwägen, dies Auflauern und Nachspüren; ich hätte es Dir nimmer zugetraut und Dich für zu edel dazu gehalten."

Helene entfärbte sich jetzt ganz, aber die Ruhe des guten Gewissens war in den todesbleichen Zügen. Mit tiefem Schmerz in der Stimme erwiederte sie: „Du irrest, Heinrich, ich sage Dir, Du irrst! Wann hätte ich Dir nachgespürt oder auflauern lassen? Dann erführe ich nur, was ich verdiente. Wisse jedoch, daß ein treues Herz der Krystall ist, durch welchen man das Wesen des Geliebten erkennt; die kleinste Trübung würde gegen mich zeugen. Diesen Schatz besitze ich noch, ihn allein, mein Glück! Lege die Hand auf Dein Herz und frage Dich, wenn ich es durchschaue, ob ich noch glücklich sein kann?"

Diese Antwort seiner Frau erschütterte den Baron, denn sie traf genau das Pünktchen der Wahrheit. Helene erschien ihm, wie wenn sie in Hinsicht auf

seine Person allwissend wäre, und Achtung mischte sich mit Scheu, indem er leidenschaftlich antwortete: „Willst Du mich wahnsinnig machen? Viel fehlte nicht dazu, daß ich es würde. Was ich auch beginne, es wird mir zum Vorwurf. Du gehst so unglücklich umher, als hätte ich Dir ein verhaßtes Loos aufgedrungen; das ist doch wahrlich nicht schmeichelhaft für das Gefühl eines Mannes, der für Deine Ruhe verantwortlich ist; es ist mir zu Muthe, als lüde ich tausendmaltausend Seufzer auf meine Seele, und das Leben wird mir dabei zur Last. Nicht lange, das fühle ich bestimmt, ertrüge ich diesen Zustand. Sage, was kann ich thun, daß es anders werde?“ —

Bei dieser Frage benetzte sich die schöne Wimper seiner Frau. Helene zerdrückte diese stillen Tropfen. Die Worte fielen ihr ein — jene Worte, die sich in den tiefsten Grund ihrer Seele eingesenkt: „*Das that ich für Dich — was thust Du für mich?*“ und sie beugte sich vor Gott, und that das Gelübde, auch das Schwerste zu leiden, ob ihr das Herz auch blute.

Als der Baron Helene so gesenkten Blickes, so blaß werden sah, daß nur ein leises Zucken ihrer Lippen das innere Leben verrieth, stieg eine Ahnung *der* Liebe in ihm auf, die sie still begrub, und ihr Anblick rührte ihn. Sein Trotz ging in eine weichere Tonart über,

als er sagte: „Du bist krank, Helene, es kann nicht anders sein. Willst Du den Arzt nicht rufen lassen? thue es mir zur Liebe; was irgend Dich zu beruhigen vermag, es soll geschehen. Nur meine Ueberzeugung kann ich Dir nicht preisgeben, daß Du Dich unrecht gegen die Gräfinn benommen, und vielleicht eben deshalb meine Aufmerksamkeit für sie gesteigert hast. Ich gebe zu, daß Leonide ihrer Individualität nach wenig Rücksichten nimmt, daß sie, an einige Zuvorkommenheit gewöhnt, an sich hält; aber sie fühlt sich verödet in der Welt, genug, um ihr mit Schonung zu begegnen. Meinetwegen nun, wir überlassen sie ihrem Schicksal — meine freundschaftliche Gesinnung wird ihr folgen, wohin es auch sei; doch Dich, Helene, wünsche ich zufrieden zu stellen, und gebe jenen Gedanken auf." —

Wenn Helene auch fühlte, daß Leonide hier nur beschönigender Vorwand sei, wenn sie auch wußte, daß das einfache Urtheil der Empfindung selten trügt, so wirkte doch der Gedanke mächtig auf sie ein, daß ein Vorenthalt von ihrer Seite zu vergüten wäre. Gegen die Gräfinn hätte Helene nichts, gar nichts einzuwenden gehabt, ja, die dankbare Ergebenheit ihres Mannes an diese vereinsamte Freundinn würde ihren Stolz auf seinen Besitz unzweifelhaft erhöht haben, nur umgingen Beide die Hauptsache. Helene sah ein, daß in der Ansicht ihres Mannes etwas Wahres läge, wenn er

auch die volle Wahrheit nicht auffaßte, weil der Gesichtspunkt, der Alles verändert hätte, auf sich beruhen blieb. Sie sagte daher:

„So wenig verstehst Du mich, daß Du dächtest, zu meiner Genüge müßtest Du entbehren? Da sei Gott für! Verstehe Dich nur selbst recht, dies ist meine einzige Bitte an Dich; weiter verlange ich nichts von Dir. Auch der klarste Verstand kann durch leidenschaftliche Sophistereien irre geleitet werden — auch der Klügste ist täuschbar. In einen Wunsch von Dir einzugehen, ist meines Herzens Freude; Dein Wille soll mir Gesetz sein, nur sorge Du dafür, daß Dein Wille gut — — —“ Dies Wörtlein erstickte in Thränen. Der Baron faßte verstummend die Hand seiner Frau; die Hand war kalt und feucht, und er schloß sie in seine beiden Hände. Helene neigte das Haupt, daß ihr Gemahl den weinenden Blick nicht sähe, und Heinrich küßte ihre Augenlider, wie er in den süßesten Stunden der Liebe gethan. Diese kleine Liebkosung war von großer Wirkung. Helene schaute auf zu ihm, und dieser schöne Blick, der zu sagen schien: „Du wirst, Du kannst mich nie verlassen —“ drang tief in sein Herz. Ihr Auge voller Reinheit und Glauben war ein sanfter Himmel, der ihm vergab.

„Wollen wir Frieden schließen?“ fragte der Baron mit jener Stimme männlicher Zuneigung, der die

Liebe schwerlich widersteht, — und Helene feierte an diesem Ostermorgen den göttlichsten der Siege. Sie überwand sich selbst.

Am folgenden Morgen — der Baron war ausgegangen — trat die Gräfinn unangemeldet, so wie einst, in Helenens Zimmer. Leonide sah leidend aus, sogar etwas blaß und schmal, und schien trotz der warmen Frühlingsluft zu frösteln. Sie trug einen kostbaren Shawl, den der verstorbene Graf ihr einst verehrt. Helene erkannte ihn augenblicklich; seine dunkle Farbe, das glänzende Gewirk schimmerte noch, wie eine ferne, liebe Zeit, und der zarte Lavendelgeruch, der aus den weichen Falten quoll, war ihr eine Blume, die das Gedächtniß mit dem verborgensten Geheimniß der Vergangenheit erfüllte.

Mit liebenswürdiger Zutraulichkeit sagte die Gräfinn: „Vergeben Sie nur, daß ich so aufs Gerathewohl komme; ich freue mich, Sie allein zu finden. Eine formelle Visite, die liebe ich nicht und lasse sie am liebsten ganz. Jetzt, in den Stunden der Kirche sind die Straßen ziemlich leer, und ein wenig menschenscheu bin ich von jeher gewesen; hier ist der Paß, nun frei! und ein feindlicher Vorposten," die Gräfinn deutete lächelnd nach dem untern Stockwerke, „hält mich nicht mehr ab."

Wie anders erscheint dem Blick des Wohlwollens und dem des Mißtrauens dasselbe Wesen! Es däuchte der überraschten Helene, als sähe sie seit Wartenstein Leonide zum ersten Male. Die alte Freundlichkeit — der wohlbekannte Shawl mit seinem Sommerduft, ach, feiner und schwebender noch sind die Fäden, welche sich in dem, was wir Verhängniß nennen, für die wichtigsten Erfolge verweben — ließ Helene aufrichtigen Herzens sprechen, da sie sagte: „Als die größte Güte, liebe Gräfinn, muß ich es erkennen, daß Sie mir das Ceremoniell erlassen, für das ich nicht geschaffen bin. Der Zwang des Wohlstands preßt mir das Herz zusammen, und ich möchte dabei an die Schnürbrust meiner Großmutter denken, die ich als ein muthwilliges Mädchen zum Scherz probirte. An Steifheit muß man gewöhnt sein. — Sonderbar genug! eben war ich im Begriff, Sie zu besuchen."

„Das trifft sich schön!" erwiederte die Gräfinn, „so sind wir in Gedanken einander begegnet. Aber, meine gute Helene — was werden Sie sagen, wenn ich mit einer Bitte komme, die mir auf dem Herzen liegt? Ich will nur erst zu Athem kommen. Doch zuvor spreche ich es als einen Beweis Ihrer Achtung an, daß Sie ohne Hehl Nein! antworten, wenn nur das leiseste Gefühl in Ihnen dagegen wäre. Wie manche Nachsicht ich auch in Anspruch nehme, namentlich seit

meine Stütze — mein Herz! gebrochen ist; Freiheit und Wahrheit ehre ich an Jedem, und fordere sie zunächst für ein freundschaftliches Vertrauen."

Helene erröthete sanft und sah mit offnem Blick die Gräfinn an, indem sie mit unverkennbar gutem Willen antwortete: „Sie haben volles Recht, die dankbarste Aufrichtigkeit von mir zu erwarten! Was nur in meinen Kräften steht, dessen können Sie versichert sein. Doch auch ich habe ein Anliegen an Sie, verehrte Freundinn, und würde es als eine Gunst erkennen, wenn ich Ihnen damit zuvorkommen dürfte."

„Das ist Sympathie!" sagte die Gräfinn überrascht und froh errathend, „wissen Sie noch, wie oft dieser überschwängliche Stoff das liebste unserer Gespräche war? Und wie wir auch tasteten und aus bloßem Gefühl zu erklären suchten, was sich allem Forschen ewig entzieht, wir kamen zuerst und zuletzt doch nur darin überein, daß Sympathie, dieser dunkle Geist des Herzens, unfaßbar wundersam wirkt — ein Band zwischen Himmel und Erde, ein Gedanke, der mein stärkster Trost geworden ist."

„O Helene!" setzte Leonide ihre Rede fort, wobei sie die schlanken Finger auf den Arm der jungen Frau lehnte, als wolle sie die hervordrängende Erklärung noch niederhalten, „wie könnte man nur in der Stadt an Sympathie denken, wo der Egoismus seine grauen-

volle Öde verbreitet? In diesem Häusermeer, in diesem nichtigen Getöse gehe ich zu Grunde und finde mich schmerzlich allein. So sehne ich mich denn nach Einsamkeit, um wieder gesellig zu werden; in die allertiefste Stille sehne ich mich — in die Natur, welche Die nicht traurig läßt, an denen die Welt leichtsinnig vorüber rauscht."

Gräfinn, gehen Sie mit uns nach Haynburg; dies ist's, was ich bitten wollte," sagte Helene theilnehmend in dringender Eile, als fürchte sie, das Verdienst des freien Anerbietens könne ihr entgehen. In dieser bittenden Aufforderung war Fanny, dies zweite Ich der Gräfin, mit keiner Silbe eingeschlossen.

„Sie sind sehr gut, sehr liebevoll, daß Sie meinen Wunsch aussprechen, den wörtlich zu äußern ich kaum das Herz hatte," antwortete die Gräfinn gerührt; doch mit Feinheit das Schwerste nachschiebend setzte sie hinzu: „Freilich wäre noch zu erlauben, daß Fanny vorerst mit mir käme, welche später für eine unbestimmbare Zeit nach Hause reisen wird, weil die kranke Muttter nach ihr verlangt."

Aber welch ein Felsstück fiel von Helenens Brust! Jenes „Vorerst" war eine bald abgewälzte Last, die jeder Athemzug erleichterte, und das „Später" ein Senfkorn des Glaubens, der da Berge der Anfechtung versetzt.

„Es dauert ja nicht ewig!“ dachte Helene aufathmend, „denn wie könnte Fanny, dies eingefleischte Weltkind, sich in Haynburg gefallen?“

Und als ob Leonide abermals diese Gedanken verstände, und indem sie die freundliche Helene fragend anblickte, ob sie in der ausdrucksvollen Sprache ihrer Gesichtszüge ein Ja und Amen fände, fügte sie hinzu: „Meine kleine, wilde Hummel kann dort nur mit den Bienen schwärmen, was ihr sehr gut thun wird; der Flattersinn findet dann keine Gefahr und kann sich in aller Unschuld auslassen. Was mich betrifft, so sagt mir eine Ahnung, die Schattenwelt meiner Kindheit wird milde und wohlthuend für mich sein. Ach! ich könnte singen: Wo bau' ich das Hüttchen der Ruhe mir hin, dem Taumel der Welt zu entfliehen? Nirgend, nirgend, ist es mir still genug, denn mein Leben besteht ja nur noch in Erinnerungen.“

„Auch ich,“ sprach Helene, „leide an dieser Sehnsucht, welche vor dem Geräusch flieht. Mein Heimweh ist Wartenstein, wo ich so glücklich war. Es steht fest im Grunde meiner Seele — Sie wissen, wie die Liebe baut! dort — dort möchte ich sterben und begraben werden! — Wenn es am stillsten um mich ist, dann — der Doctor würde es für Krankheit halten, und ich fühle es inbrünstig als Gesundheit — dann höre ich die Schloßuhr schlagen, den trauten

Klang, der mir goldne Stunden schlug; den Brunnen — er fließt so natürlich in mir! Welche unversiegbare Kraft ist es doch, womit ein liebevolles Gemüth das matte Leben erquickt! — Jener unvergeßliche Boden hat meinen Frühling gesehen; das Herz blühte mir auf unter dem Schutze der treuesten Eltern an Heinrichs Brust — — — und das Auge der Freundschaft war der Spiegel dieser reinen Verhältnisse."

Helene drückte bewegt der Gräfinn die Hand.

Leonide erwiederte mit vollem Herzen diesen Händedruck und sprach: „Helene, meine gute Helene! vielleicht haben wir uns einen Augenblick verkannt. — Wer betrübt ist, dem entschwinden nur gar zu oft seine Freunde wie seine Freuden. Wir wollen nunmehr wieder inniger zusammen halten; wollen wir? Die erhöhete Stimmung Ihrer Nerven ängstet mich; Sie haben Ihre Kräfte überspannt — und hierfür ist die Natur der beste Arzt. Sie werden mir vergönnen, mich Ihrer anzunehmen, so weit ich kann."

Dieser Ton freundschaftlicher Theilnahme ließ Helene wie aus einem schweren Traum erwachen. Die Gräfinn war unverändert die alte noch. „Wie ist mir denn gewesen?" fragte Helene sich in Gedanken, „Leonide, so warm für mein Wohl besorgt, kann eine sträfliche Neigung nicht unterstützen wollen, die mich ins Grab brächte. Nein, dies kann nicht sein."

Die Gräfinn erschien ihr mehr als gerechtfertiget.

Gottlob! wie wenig bedarf es doch, daß Menschen, die sich kannten, einander wieder erkennen! Ein einzig höheres Gefühl der Großmuth — und das Wölkchen zieht niedrig vorüber — der Himmel der Freundschaft umspannt in seinem treuen Blau das Ferne — und die Unendlichkeit liegt im Licht der Liebe vor dem schwachen Blicke, der so leicht in seiner Ansicht irrt.

Wenn es ein Erfahrungssatz ist, daß es um die Selbständigkeit der Menschen überall mißlich stehe, wenn es kaum einen Charakter giebt, der als abgeschlossen zu betrachten wäre, so müßten wir uns eigentlich bescheiden, was jedoch Niemand thut. Das Herz ist bei Weitem eine unentdeckte Welt auf keiner Karte des Verstandes auszurechnen. Nur im tiefsten Schmerz gelangen wir zu einer andern Sonne, zu dem, was uns fremd war. —

Leonide, Gräfinn Bourg, durch Natur und Geist auf das allerinnigste mit ihrem Bruder verbunden, schien nicht bestehen zu können, wenn dies Verhältniß sich löfete; diese Ehe des Gemüths, worin Beide ein Herz und eine Seele waren, konnte nur im Tempel der Nothwendigkeit geschlossen sein. Nur was den Bruder nahe und näher anging, trat in den Kreis dieser weib-

lich ausgebildeten Individualität; all ihre Theilnahme zog sich endlich in die unabläſſige Sorge für ein leidendes Daſein zurück, das dennoch nicht zu retten war. Die ſchweſterliche Wittwe, ſobald der Gegenſtand, den all ihre Kräfte umfaßt hielten, ins Grab ſänke, würde dieſe ſchwere Scheidung nicht überſtanden haben, wenn die Vorſehung nicht ein Mittel gewußt hätte, ſie aufs Neue an das Leben zu knüpfen.

Schon längere Zeit vor dem Tode des Grafen nahm, wie wir wiſſen, ſeine Schweſter Fanny Eckardy zu ſich, und was ſie für das junge Mädchen zu thun geſonnen war, das that ſie dem Freund ihres Bruders zu Liebe. Dieſe kleine Fanny, welche von der Grenze der Kindheit zu kommen ſchien, war eine geborne Kokette, und zwar der gefährlichſten Art. —

Wenn das böſe Princip zur Verſuchung für den Stolz der Männer und zur Strafe für unſer Geſchlecht ein Werkzeug ſucht, ſo wählt es ſolch ein intereſſantes Äußere, ſolch eine truglose Miene, und trägt das Pflänzchen voll dämoniſcher Keime in den Sonnenſchein des Glückes. Dann ſchießt das Verderben im beſten Wachsthum auf, die giftige Blume entfaltet ſich — und manch ein treues Herz kann den Tod davon haben. —

Mit dem Inſtinct der Abſicht faßte Fanny die Gräfinn auf, und ſetzte tauſend kleine Künſte der Schmei-

chelsucht in Bewegung. Sie verbarg in der schlauen Einfalt eines Kindes das, was sie durchsetzen wollte. Ihre aufknospende Schönheit, welche die vollste Blüthe versprach, nahm die Gräfinn mehr für ihre Schutzbefohlne ein, als Leonide sich selbst gestehen mochte. In Allem, was Fanny that oder ließ, war ein Reiz der Unbedachtsamkeit, der zur Lockung wurde für den Sinn der Männer, welche ein vernünftiges Mädchen niemals liebenswürdig finden. Jene kleinen, jugendlichen Fehler, offen zur Schau gelegt, ließen Leonide an die unverfälschte Wahrheit eines Wesens glauben, das sich mit ungestümer Zärtlichkeit an sie drängte, dem ihre Winke Flügel gaben, und welches in jedem Augenblick zu einer Lüge der Liebe fertig war. Was die Gräfinn umgab, trat dagegen in den Schatten; die treuesten ihrer Leute fand Leonide kalt und theilnahmlos, seit Fanny ihr Liebling geworden. Vielleicht war die leidenschaftliche Neigung für Fanny die auffallendste Schwäche der Gräfinn —; gewiß nahm die Eigenliebe, welche in die verborgensten Falten schlüpft, die Gestalt mütterlichen Wohlwollens an, um ein edles Herz zu täuschen. Aber daß Fanny Alles im Stich ließ, auch das liebste, wenn es galt, einen Blick des Beifalls zu gewinnen, dies entwaffnete die strenge Leonide; Fanny kämpfte um ein Lächeln, wenn Jene ihre Thränen unterdrückte. Die Gräfinn schwankte und wankte im

Sturm der Angst — und mit leichter Mühe bemächtigte Fanny sich ihres ganzen Herzens. Nie tritt Ungnade so hervor, als in der Nähe eines Günstlings, bis der Fall, wie lange er sich auch vorbereitet, die Ausgleichung übernimmt; denn auf Gerechtigkeit ist es doch mit uns abgesehen.

Ein berühmter Arzt, der zu Rathe gezogen worden, als der Zustand des Grafen sich immer bedenklicher anließ, hatte den Brunnen zu S..... verordnet, und Bäder, in diesem mineralischen Wasser, von der Sonne erwärmt. — Die Gräfinn sah den Doctor fragend an, der seine Vorschrift erörterte.

Ohnweit vom Brunnenort entlegen, und doch abgesondert, nur von der mitternächtlichen Seite bergig geschirmt, stand ein altes Schloß unbewohnt und leer an einer unabsehlichen Fläche, die den Namen: „Das Sommerfeld," und dessen Früchte trug. Unter einer hölzernen Bedachung aus dem Gebirge rieselte weiß und schäumend ein Wässerchen hervor, das die Ueberlieferung, „Liebfrauenmilch" nannte, und welches jener heilkräftigen Quelle, nahe verwandt, nur offenbar wärmer war, weil die Sonne vom Morgen bis zum Abend hinein schien. Hier sollte so bequem als einsam die Verordnung des Arztes ihren Platz finden, und der Kranke den Wein des Lebens oder die letzte Stärkung. Auch stehe das Haus, wie der Doctor sagte, einem

ſtillem Miether zu Gebot; nur mit der unruhigen Wirthſchaft der Brunnengäſte wolle der Herr des Schloſſes ſich nicht einlaſſen. Dieſe abgelegene Wohnung habe zudem keinen Verdrang, der drückenden Hitze wegen, die dort auszuſtehen ſei.

Der Graf, ſchon beſchlichen von dem Fröſteln des Todes, gab dieſer Klage kein Gehör, und dem dienſtwilligen Arzte Vollmacht, jene Wohnung für einen ſterbenden Mann zu dingen. Es geſchah. Seine Schweſter, bleich wie ein Schatten und auch ſo treu, ging zu Anfang der ſchönen Jahreszeit mit ihm dahin ab, der Graf badete ſonnenwarm, Leonide ſchöpfte noch Hoffnung. Er ſaß früh an einem Fenſter, welches durch eine ſchmale Schlucht den dampfenden Keſſel des Brunnens zeigte. Der Morgenwind wehte die Muſik zu ihm herüber — die Welt verſchwand wie ein Dunſt aus ſeinen Augen. Am liebſten und längſten ſaß er in der Abendſonne, wenn ſie über die goldgrünen Halme zitterte. Dann ging das Gleichniß vom Samenkorn wie eine Gottesahnung in ſeiner ſtillen Seele auf. — Der Graf gedachte ſeiner Saaten — die ewige Ernte wallte auf vor ſeinem Geiſte. So entſchlief er am Buſen der Natur und in den Armen ſeiner Schweſter.

Die Gräfinn ließ ihm ein kühles Grab mauern, und kaufte das baufällige Schloß um einen hohen Preis.

Der Raum, wo ihr einziger Bruder zum letzten Male geathmet, wo ihre heißen Thränen geflossen waren, durfte fortan nicht mehr entweiht werden.

Für den Winter ging sie in eine Provinzialstadt, nicht weit von dem Rittergute der Familie Eckardy, um der Nähe dieses Freundes zu genießen, und um fern von dem Geräusch der Welt ihre Gesundheit herzustellen, welche sehr angegriffen war. Auch hierbei war Fanny's Wunsch berücksichtiget worden. Mit dem Frühling kehrte Leonide nach dem Schloß von Sommerfelde zurück, um ihren Schmerz zu erneuen. Die Ärzte riethen ein entferntes Bad, und den nächsten Sommer ein anderes; die Gräfinn hatte keine Ruhe mehr auf Erden.

Während die Gräfinn vor und nach dem Hingang ihres Bruders ein trauriges Leben führte, war Fanny sich zumeist selbst überlassen gewesen, und hatte ihre Zeit zu nützen gewußt. Die Nähe des Brunnens und seiner bewegten Kreise war zu lockend, als daß ein vergnügungssüchtiges, junges Mädchen nicht danach hätte streben sollen, sich in den Strudel dieser bunten Welt zu stürzen. Gelegenheit dazu ließ sich finden. Bald war es eine Anverwandte der Familie, bald eine Freundinn ihrer Mutter, welche sich das Fräulein zu ir-

gend einer Lustbarkeit von der Gräfinn erbat, und Leonide konnte es nicht über das schwere Herz bringen, ihrer Fanny eine unschuldige Freude zu versagen. Da die Gräfinn weder Besuche annahm, noch anderweitig sich auf persönliche Bekanntschaften einließ, so konnte sie jene Damen nicht näher kennen lernen, denen sie das Zarteste anvertraute, den Ruf eines jungfräulichen Namens, den sie selbst im feinsten Gefühl der weiblichen Ehre für das Kleinod eines Mädchens hielt. — Sie wußte nicht, wie geschickt diese kleine, schlichte Fanny sei, auch das wachsamste Auge zu hintergehen. Die edelstolze Leonide würde es nicht für möglich gehalten haben, daß Eckardys Schwester oft bei mondheller Nacht in den Kleidern und Juwelen der Gräfinn einen Ball im Brunnenhause besuchte, und nicht in bester Gesellschaft dort Aufsehen erregte.

Die Domestiken, in der tiefsten Ehrfurcht vor ihrer Herrschaft, waren empört ob solcher Frechheit; aber die Gräfinn, beängstet und voll Kummer, durfte nicht gekränkt, der Kranke nicht beunruhiget werden. Auch hatte die Gräfinn bei der ersten Veranlassung unumwunden erklärt, jede Anklage gegen das Fräulein werde auf den Kläger zurückfallen. Sie wolle ein für alle Mal nichts hören.

Die treuen Leute mußten nunmehr geschehen lassen, was sie nicht hindern durften. Daß Fanny zum Zeit-

vertreib allerhand unnütze Dinge trieb, daß sie kaufte, was sie nicht brauchte, daß sie sich Bäder bestellte zum Mißbrauch ihrer Gesundheit, und später zu schlimmeren Bestellungen überging —, davon durfte nicht gesprochen werden. Man wollte im Sommerfelder Schlosse von Zusammenkünften wissen, welche Fanny bei nächtlicher Weile einem jungen Officier gäbe. — Doch Niemand wagte ein Wort.

Als nach dem Tode des Grafen Leonide allmählich zu sich kam und mit ihrem klaren Blicke um sich sah, bemerkte sie wohl dies und das, was ihr bis dahin entgangen war, ohne deshalb irre an Fanny zu werden. Ach, wie zu tausend Malen bleiben die Menschen nur darum bei ihrer vorgefaßten Meinung, weil sie weniger Andere als sich selbst nicht für trüglich halten mögen. Alles aber ist möglich, nur das nicht, daß man ohne Vertrauen glücklich sein könnte, in welchem Verhältniß es auch wäre. Auch die kluge Gräfinn vergaß, daß weit eher als ein abgerundetes Ganze der kleinste Zug den Punkt des Herzens trifft! — Indessen faßte sie ihre junge Gesellschafterinn doch etwas mehr ins Auge, als bisher.

Wir wissen bereits, daß Fanny ein schönes Mädchen und sehr geeignet war, ein unparteiisches Urtheil zu bestehen. Ihr Talent, das der Verschlagenheit, war

auf das Feinste entwickelt, so daß sie den einfachsten Faden behende zu einem Gewebe der List auszuspinnen wußte. Wie hurtig knüpfte sie ein Knötchen der Intrigue; nimmer gerieth Fanny in Verwirrung.

Von Geist war nicht die Rede, von jenem stillen Geist, der da köstlich ist vor Gott! Ihr Gemüth war auch keine Perle, die sich tief und rein ausgebildet hätte zum Schmuck des Weibes. Eckardy hielt sein Schwesterchen zwar für höchst gutmüthig; wir aber halten dafür, daß keinem Manne, keinem! wie zuverlässig er auch sein möge, ein Urtheil über weibliche Güte zustehe, wo er sie im Licht der Schönheit erblickt. Nur ein Gutsein beweist es, nichts mehr. Weibliche Güte — wir wagen es dreist zu behaupten — ist so ungefärbt, so stillen Glanzes, daß sie nur in Reinheit besteht. Nicht durchaus konnte die Gräfinn sich über die Oberflächlichkeit ihres Lieblings täuschen. „Fanny wird ebendeswegen nicht unglücklich sein," tröstete sich Leonide. „Vorherrschenden Verstand können die Herren der Schöpfung an einem Mädchen nicht leiden, Wissen macht eitel — — — und welch eine verhängnißvolle Gabe für eine Welt voll Weh und Leid ist jenes tiefere Gefühl, jener Tiefsinn der Seele, wodurch wir für gemeine Freuden unempfänglich werden! Wohl Dir, o Fanny! warum sollte ich einem frohen Geschöpf den Schaum des Le-

bens nicht gönnen, wenn es ihn für Champagner trinkt? —"

Daß Fanny, um ihre eigene Puppe zu sein, nur an Kleider dächte, an Tand und nichtige Dinge, daß sie sich mit nichts beschäftigte, als mit ihrem Putz — daß kein höherer Sinn in ihr erwachte, kein Pulsschlag volleren Lebens: dies hielt Leonide für ein gutes Zeichen.

„Gott segne den Schlaf Deines Herzens!" dachte die gute Gräfinn, und ließ sich nicht träumen, wie schon flüchtiger Weise ein paar Liebschaften vorüber gegangen wären, ohne Fanny's Ruhe mitzunehmen.

Aber ein wenig stutzte sie doch, als Fanny in allem Ernst erklärte: Sie wünsche einst einen alten Mann zu heirathen — — — „ein kindlich-thörichter Gedanke!" meinte Leonide bei sich selbst. Sie dachte sich Fanny als zu harmlos, um für die Liebe zugänglich zu sein, und pries sie glücklich.

Allein — nicht lange darauf geschah es, daß die Gräfinn, wenn sie mit Fanny bis an die Feldmark spazieren ging, zuweilen einem jungen Officier begegnete, der verbindlich grüßte, und ein paar Mal sogar Miene machte, sich ihnen anzuschließen, wenn nicht ein abweisender Blick der Gräfinn ihm den Muth dazu benommen hätte. Leonide schlug das nächste Mal einen

andern Weg ein, und siehe da! der Officier, schlank und keck, trat ihnen auch hier entgegen.

„Was ist das?“ fragte die Gräfinn, strenger als sonst und mit all dem Stolze, worin der Gram sein Recht der Zurückgezogenheit behauptet. „Vielleicht eine Bekanntschaft von Dir, Fanny? Wenn mir nicht jeder freie Athemzug verleidet werden soll, so wünsche ich sehr, dieser unberufene Geist, der überall erscheint, möge uns in Frieden lassen. Ich liebe das nicht.“

Fanny wußte Ausrede, und von nun war der Officier verschwunden.

Die Gräfinn blieb bis zum Spätherbst in ihrem Sommeraufenthalt.

Die Schwalben zogen übers Meer — der Brunnenort war einsam und öde geworden. Dennoch kam wie im Fluge ein heimlicher Gast, seine Liebe zu besuchen, und das hölzerne Dächlein an der Liebfrauen-Quelle schützte ein zärtliches Geheimniß vor Verrath und Wind, und nur die Berge — im Schweigen der Natur — schauten darauf nieder.

Auf ein paar Wintermonate ging Leonide Fanny zu Gefallen nach der Residenz. Sie selbst konnte sich mit der unruhigen Stadt nicht befreunden. Hier lernte die Gräfinn wie durch Zufall Frau von Fürstland kennen, die sich ihr vorstellen ließ. Wie wenig auch Leonide auf irgend ein annäherndes Verhältniß

einzugehen Willens war, so konnte sie doch ohne auffallende Schritte nicht vermeiden, daß sie am dritten Orte wieder mit Frau von Fürstland zusammenträfe. Es giebt einen Zwang der Zuvorkommenheit, dem selbst bei innerer Abneigung schwer zu widerstehen ist. Frau von Fürstland sprach mit lebhaftem Antheil vom Baron Falk, den sie zu einer Zeit kennen gelernt hatte, wo die Gräfinn fern von der Hauptstadt war. Das Lob eines Freundes berührt immer unser Herz. Der es ausspricht, ist uns nicht mehr fremd. —

Eines Tages, als die Gräfinn abermals sich in Gesellschaft der Frau von Fürstland befand, kam das Gespräch auf die Wohnung. Wie gleichgültig Leonide sich auch darüber ausließ, eine leise Klage entschlüpfte ihr doch. Sie deutete an, daß künftigen Winter — wenn sie noch lebe — eine andere Wohnung gesucht werden müsse; worauf Frau von Fürstland das schöne, freistehende Quartier ihres Hauses so verbindlicher Weise anbot, daß von Seiten der Gräfinn an kein Ausweichen zu denken. Mehre Personen waren Zeugen dieses mündlichen Vertrags gewesen, und die Sache schien so gut als abgeschlossen.

Die Gräfinn wußte nicht, wie ihr geschehen war. „Bin ich denn von Sinnen, daß ich mich auch nur von ferne auf solch eine Zusage einlassen konnte?“ dachte Leonide daheim. In das Haus des Oberst

Fürstland zu ziehen, wäre nicht ihr Wunsch. Sie fühlte wohl, daß seine Frau nimmermehr ein Umgang für sie sei, wenn sie auch den Grund davon nicht anzugeben wußte. Leonide war so verstimmt, daß sie am liebsten auf eine leise Absicht geschlossen hätte, wenn nicht Alles so natürlich zugegangen wäre. Ihr erster Gedanke war an den Baron, der ja bei Frau von Fürstland in Gunst stehe, dem vielleicht ein Gefallen geschähe; genug, sie war entschlossen, sich um jeden Preis davon loszusagen. Die gute Gräfinn würde nicht geglaubt haben, daß Frau von Fürstland mit leiser Feinheit diesen Gedanken in ihr angeregt hatte.

„Wer regiert denn?“ möchten wir zu tausendmalen mit dem Verfasser einer kleinen, liebenswürdigen Erzählung fragen, wo wir sehen, wie durch die dritte, vierte Hand das Gedankenspiel der Menschen bewegt wird, daß sie aus freiem Antriebe zu thun glauben, was Andere wollen.

Seit ihres Bruders Tode hatte die arme Leonide ihre innere Sicherheit verloren, und ging traumhaft vor sich hin, wodurch sie in fremde Gewalt gerieth. Sie war nicht allein traurig, sie war mit sich selbst entzweit. Auch die kleinste Verstellung in menschlicher Gestalt, auch die leiseste Lüge des Herzens, wenn sie uns nahe tritt, bringt uns um unsern Himmel, und um seine Ruhe, auch im tiefsten Schmerz.

Ach, wie wichtig ist es für uns, woran wir unsere Neigungen hängen! Unsere Lust am Leben muß zu nichte gehen, wenn das, was wir liebten, unserer Liebe nicht werth war.

Die Gräfinn fand ihres Bleibens nicht mehr in der Residenz, und beschloß zu einer Zeit, wo der Winter der Hauptstadt eigentlich erst anging, unwiderruflich ihre Abreise. Man kann einer Gefahr nicht ängstlicher zu entrinnen streben, als Leonide vor den geselligen Kreisen sich zu retten suchte, in welche sie gezogen werden könnte.

Am Vorabend des letzten Tages war's, als die Gräfinn am Schreibtisch saß, um ihre Ausgaben zu notiren. Wie träumend hörte sie die Uhr schlagen. Fanny sprang auf, ließ stehen und liegen, womit sie beschäftiget gewesen, und sagte, sie wolle nun gehen, französische Blumen kaufen. „Das hat ja wohl noch Zeit bis morgen," erwiederte die Gräfinn; aber Fanny war schon an der Schwelle. Es däuchte der nachsichtigen Leonide, Fanny, in ihrer unbefangenen Weise dem eigenen Willen zu folgen, ginge doch beinahe zu weit. Die Gräfinn war schon im Begriff, Fanny zurückzurufen; aber sie rief nur die Jungfer, und fragte, wie spät es an der Zeit wäre? „Nicht möglich, daß es schon fünf Uhr sein kann — wie Fanny sagte."

„Ew. Gnaden können sich darauf verlassen," antwortete die Jungfer und lächelte ein wenig tückisch, indem sie hinzusetzte: „Das Fräulein weiß diese Stunde genau."

Der Gräfinn fiel diese Antwort, und mehr noch jenes Lächeln auf; es fiel ihr plötzlich ein, daß Fanny um diese Zeit öfter auszugehen pflege. Eine Unruhe kam über sie; aufgescheucht und getrieben von einer Furcht, die ihr selbst nicht deutlich war, forderte Leonide eine Hülle, welche die Jungfer rasch herbeiholte; der Bediente blieb auf den Befehl der Gräfinn zurück, und mit schüchternen Schritten wagte sie sich allein auf die belebten Straßen. Das Wetter war nicht schön. Jene nässende Luft, die nicht Schnee, nicht Regen ist, vom Winde in das Gesicht geweht, ließ sie den Blick niederschlagen. Sie schlug das Auge auf, um in einer Seitengasse unter dem Portal einer Kirche Fanny mit demselben Officier, den die Gräfinn schon kannte, in flüsternder Vertraulichkeit zu erblicken. Die scharfsehende Leonide wollte ihren Augen nicht trauen, und den jungen Mann, der ihr trotz seiner einnehmenden Gestalt überaus mißfiel, keines Blickes würdigen. Ihr weiter, seidner Mantel rauschte näher, wie die Windsbraut vor dem Gewitter, und wie vom Blitz getroffen verstummte das Pärchen an der Kirchenthür. Kaum ein merkliches, stolzes Neigen des Hauptes er-

wiederte den ehrerbietigen Gruß des Officiers, indeſſen Fanny faſt ohne eine ſchickliche Verbeugung der Gräfinn zur Seite war. Leonide ſprach kein Wort — ihr Schweigen, ihr entrüſteter Gang ſagte genug — und Fanny hatte volle Zeit, ſich auf eine Ausrede zu beſinnen.

So zürnend hatte Fanny die Gräfinn noch nie geſehen; die Jungfrau, das mütterliche Anſehen war in ihr beleidiget, und athemlos, mit bebender Stimme ſagte ſie: „Du ſiehſt, mir zittern alle Glieder — ich frage Dich, Fanny! warum haſt Du mir das gethan? Wie ein gemeines Mädchen Deinen Ruf an einer Straßenecke auszuſetzen! Mir war, als müſſe ich in den Boden ſinken. Den Tact der Schicklichkeit hätte ich Dir zugetraut — Du biſt kein Kind mehr. Wenn es wahr wäre, was ich noch nicht glauben mag, daß Du im Einverſtändniß biſt mit jenem Officier — — ich ertrüge es nicht. Und wer iſt denn dieſer Menſch? Ich will es wiſſen.“

„Das iſt ja eben der Lieutenant Fürſtland, der — — —“ antwortete Fanny ſo unbefangen als möglich; als ſolle die Gräfinn dieſen Namen, der ihr nicht unbekannt ſei, zur Entſchuldigung annehmen.

„Deſto ſchlimmer,“ entgegnete die Gräfin nach einer Pauſe, die ein erleichternder Seufzer ausfüllte, „deſto ſchlimmer, wenn er als der Sohn einer noblen

Familie, keinen Anſtand nimmt, die edle Sitte eines Mannes zu verletzen, und ein unbedachtſames Mädchen zu verleiten. Dieſer Herr von Fürſtland beweiſt Dir wahrlich wenig Achtung, — der Kränkung zu geſchweigen, die ich dadurch erleide."

Ein Gefühl, der Eiferſucht verwandt, und bitter wie der Schmerz der falſchen Liebe wallte auf in Leoiden's Bruſt, als ſie hinzuſetzte:

„Eine beſchämende Täuſchung möchte ich Dir erſparen, denn wiſſe nur, was ich aus ſicherer Hand weiß, der Lieutenant Fürſtland iſt ſo gut als verlobt, und dieſe Partie iſt die eigenſte und dringendſte Angelegenheit der Seinen. So zweifle nicht, daß ſie zu Stande kommt. Auch hat Frau von Fürſtland Dich auffallend ignorirt, und Dich nur von der Seite mit prüfenden Blicken beobachtet. Warum geht mir jetzt erſt ein Licht auf?" —

Fanny verbiß ein empfindliches Lächeln. Sie ſchien jedoch weder betroffen, noch beunruhiget. Sie ſah gar nicht aus wie das böſe Gewiſſen, oder wie eine entſetzte Geliebte. In wenig Worten erklärte ſie das Zuſammentreffen mit dem Lieutenant für einen bloßen Zufall, und ſich bei ſeiner Heirath durchaus unbetheiliget.

Und die Gräfinn glaubte ihr. „Am Ende iſt's auch weiter nichts geweſen," dachte ſie, und hätte ſchier

bereut, dem Vorwurf, der ein unbehutsames Mädchen traf, solche Wichtigkeit beigelegt zu haben. Das gute Vernehmen ward wieder hergestellt bis auf einen kleinen, tiefen Keim des Mißtrauens, den dieser Vorfall in die Seele der edlen Leonide gelegt hatte.

Am Abend desselben Tages, wo die Gräfinn die Hauptstadt verließ, zog Baron Falk mit Frau und Kind in entgegengesetzter Richtung ein. Von mancherlei Abhaltungen gehindert, früher einzutreffen, hatte er gehofft, Leonide hieselbst zu finden, und auf ein längeres Zusammensein gerechnet. Briefe wurden nicht zwischen ihnen gewechselt. Der Baron war ein abgesagter Feind vom Briefschreiben, das wußte die Gräfinn. Er wollte es nicht glauben, daß sie abgereist wäre; und zumal heute! — Was wollte sie dort in ihrer winterlichen Einöde zwischen wüstem Eis und dem Dunkel der Tannen? Es war jedoch nicht anders.

Der Baron sah es als ein widriges Geschick an; ja es schien, als ob die Gräfinn vor ihm habe fliehen müssen, denn schon einmal hatte er sie nicht angetroffen. Genug für einen Mann, wie der Baron, um dem Wiedersehen seiner Freundinn den Werth eines Wunsches zu geben, der um jeden Preis, je eher, desto lieber, erreicht werden solle. Fanny kannte der Baron noch gar nicht; denn als er den verstorbenen Grafen in

seinem hinfälligen Zustande zuletzt sah, war sie bei den Ihrigen.

Die Zeit näherte sich, wo Helene zum ersten Male ihre Eltern besuchen konnte, und mit drängender Sehnsucht erwartete sie den Mai. In dieselbe Zeit fielen die Geschäftsreisen ihres Mannes, und ebendeswegen konnte Helene mit Ruhe abwesend sein. Dann erwartete er eine feste Anstellung; Näheres hierüber wußte Helene nicht; ihr Gemahl vermied, über Plane und zukünftige Dinge zu sprechen. Vielleicht, daß der Baron aus keinem andern Grunde seiner Frau verhehlte, wie er gesonnen sei, einen ziemlichen Umweg nicht zu scheuen, um die Gräfinn zu besuchen.

Wir wissen aus Helenens Munde, wie aus Helenens Tagebuch, daß es ihrem Gemahl in der Stadt wohl gefiel, und besser, als seine Frau gewünscht und gedacht hätte. In gesellige Kreise gezogen, vielseitig angeregt zu Thätigkeit und Lebensgenuß, mit aufgeschlossenem Sinn für die Freuden des Umgangs, schien er wie aus dem süßen Traum der Liebe erwacht zu sein. Seine Stunden waren so besetzt, die Eile war so unaufhaltsam, womit der Baron seine Geschäfte betrieb wie sein Vergnügen, als wäre Versäumtes nachzuholen; daß der Gedanke sich aufdrängte: die Natur eines Mannes, der mit seinen Kräften der Welt angehört, sei im Galopp zurückgekehrt! — Helene

fand sich einsam. Auf diese Wendung war sie nicht gefaßt gewesen; jede Frau aber sollte das; denn der Weg der Ehe führt nicht immer gradaus, er windet sich zuweilen labyrinthisch, und Eines muß dem Andern mit Nachsicht begegnen.

Sie hing ihren Gedanken nach und fühlte, daß ihre Kraft nicht hinreichte, mit ihrem Manne gleichen Schritt zu halten, wenn es so fort ginge. Die innigste Neigung zu stilleren Freuden hielt die angegriffene Helene von mancher Zerstreuung ab, die ihr nur Pein verursacht haben würde. Das Auseinandergehen des Geschmacks theilte zwiespältig den einigen Faden dieser Ehe. — Jetzt zog den Baron das Herz nach dem Sommerfelder Schlosse. Er dachte sich die Gräfinn noch tief gebeugt. Er kannte ihre ernste, melancholische Stimmung, die, seit ihr Liebstes auf Erden in das Grab gesunken, schwerlich heiterer geworden war. Der Gedanke an einen Schmerz, den er als Freund theilte, stimmte ihn selbst um, und die laute Welt blieb weit zurück, als er die stillen Berge im Schmelz des Frühlings vor sich sah, hinter denen das beste Herz begraben lag. —

Leonide war auf einem Spaziergange begriffen, als der Baron unversehens in ein kleines Blumengärtchen trat, worin er eine weibliche Gestalt gesehen, die er für die Gräfinn hielt. Es war Fanny, und zwar

an einem ihrer schönen Tage. Kenner weiblicher Schönheit wissen, was das sagen will.

Der Baron sah mit einem Schauer der Betroffenheit das schlanke, hochaufgeschossene Mädchen vor sich stehen. Auf diesen Anblick war er nicht gefaßt; die süßen Blitze dieser Augen drangen in sein Herz, seine Blicke hingen an dieser holden Gestalt. Fanny war vor Freuden außer sich, als der Baron ihr sagte, wer er sei. Die glänzendsten Schönheiten der großen Welt aus der vornehmen Schule des Anstands und der Kunst des Erscheinens verschwanden vor diesem Kinde der Natur, dem ihre lieblichste Grazie gelächelt hatte. Nur tief in seiner Seele stand Helene, blaß und treu, in reinster Wahrheit, mit unverrücktem, stillem Geist.

Dem Baron war, als hätte er in dieser Verborgenheit das Blümchen Wunderhold gefunden. Er konnte sich nicht satt sehen, und hörte mit stiller Lust auf das, was Fanny ihm vorplauderte.

Die Gräfinn hatte zu oft von dem Baron gesprochen, und es so ganz und gar keinen Hehl, daß er ihr der nächste Freund sei, wie hoch sie auch Eckardy schätze — daß die schlaue Fanny sehr wohl Bescheid mit ihm wußte, und sich hütete, seinen Beifall zu versäumen, wozu ihr die glücklichste Stunde gegeben war.

Die Gräfinn empfing ihren Freund mit sanften Thränen. Sie weinte sich vor ihm aus im traurigen Ge-

ſpräch und ſagte offen und innig, wie ſein Anblick ihr zum Troſt gereiche; und wie aufrichtend und tröſtend es für ſie ſein würde, könnte ſie ihn öfter ſehen und ſprechen.

Mit dankbarer Rührung nahm der Baron dieſe Verſicherung für wahr an. Ein edelmüthiges Gefühl legte es ihm als Pflicht auf, ſich der Gräfinn, ſo weit es möglich ſei, von ganzem Herzen anzunehmen. Daß er die verwaiſte Freundinn dem bängſten Alleinſtehen bisher überlaſſen hätte, dies empfand er als ein Unrecht, das er ſich vorzuwerfen habe, und im vollen Sinne des Wortes wollte er vergüten. Guter Gott! wie oft öffnen Deine Menſchen das ſchwache Herz dem böſen Geiſt, wenn ſie ſich zum Guten zu entſchließen wähnen! —

Die Gräfinn wollte ſich ſpäter auf eine Beſitzung zurückziehen, die ihr als Witthum verblieben, und von wo ſie einſt mit ihrem Bruder nach Wartenſtein gekommen war. — Nur um Fanny's willen, die ihrer Mutter, welche beſtändig kränkelte, nicht unerreichbar werden ſollte, ward dieſer Vorſatz in eine unbeſtimmte Ferne geſchoben.

Als die Gräfinn dies gegen den Baron geäußert hatte, ſetzte ſie hinzu: „Ich kann mich nicht von dieſem Hauſe trennen, wo mich ein Schatten umſchwebt, der mich in meinem einſamen Leide nicht troſtlos läßt.“

„Sie haben gute Gesellschaft, liebe Gräfinn," erwiederte der Baron mit lebhafter Theilnahme; „welch' ein entzückendes Geschöpf ist diese Fanny! ein wahrer Engel!"

„Also gefällt Ihnen meine Fanny?" fragte Leonide mit einem leidsamen Lächeln. „Es ist ein liebes Mädchen, nur ohne alle Weltkenntniß und Lebenserfahrung. Sie glauben nicht, wie unwissend sie ist, und in welche Verlegenheit sie mich schon gesetzt hat. Wunderdinge könnte ich Ihnen erzählen — — —"

„Dem Himmel sei Dank!" entgegnete der Baron, „nach dieser heiligen Unwissenheit einer Frau, sollten die Männer wallfahrten, wenn sie den Segen der Ehe ansprechen. Unsere Damen bringen einen vernünftigen Mann durch ihre heillosen Kenntnisse um den Verstand."

„Es ist aber doch zu arg," wendete die Gräfinn gelassen ein, „Fanny nimmt kein Buch zur Hand."

„Wozu auch?" fragte der Baron, mit flammendem Blick, denn das Urtheil eines Mannes, dessen Auge bestochen ist, wird von einem warmen Anwalt abgegeben, und gar leicht zum Schalk, „die volle Rose hat hundert Blätter, und doch athmet man nur ihren Duft. Solch ein reizendes Wesen braucht nicht, daß es liest, wenn es nur lebt, zur Freude der Menschen!"

„Die Jugend vergeht schnell," bemerkte die Gräfinn

mit fallendem Ton, „und ein Herz ist leicht gebrochen. Dieser Gefahr will ich meinen Pflegling nicht aussetzen. — Und ich selbst — aufrichtig muß ich es gestehen, kann in der Stadt nicht aushalten.“

Dem Baron war die Zeit gemessen, die er diesem Besuche widmen konnte, dennoch gab dieser kurze Aufenthalt den Anknüpfungspunkt für jene Fäden, in denen eine Täuschung sein Herz gefangen nahm. Er fand sich angezogen, und hielt sich für verpflichtet; er glaubte, dankbar zu sein, und stark in dem Entschluß, sich als ein treuer Freund zu beweisen, und er war mehr als schwach!

Fanny erkannte in dem Baron einen Mann, der nicht mit sich scherzen lasse. Sein durchdringender Blick flößte ihr eine unbestimmte Furcht ein, er könne sie durchschauen. Furcht macht versteckt — wir wissen es vom Paradiese her. Fanny nahm die feinste Maske kindlicher Aufrichtigkeit vor, und faßte den Baron an der schwächsten Seite aller Männer, vielleicht aller Menschen, an seiner Eigenliebe. Wo ein schönes Mädchen ohne Scheu und Blöde ihre Zuneigung an den Tag legt, mit jener vertraulichen Offenheit, womit ein Kind Liebe zu zeigen pflegt, da ist ein Mann, reif an Sinn und Erfahrung, verloren! Während der Jüngling nicht selten das höchste Gefühl für unser Geschlecht im Umgange eines weiblichen

Wesens gewinnt, das in zeitiger Resignation sich matronenhaft giebt.

Daß seine Eroberung einer kleinen, müßigen Kokette zu willkommnem Zeitvertreib diene, zu einem Versuch, wie weit es in wenig Stunden in der Gunst eines Mannes zu bringen sei, der so männlich, so ernsthaft aussähe, dies zu argwöhnen, ließ dem Baron weder sein Stolz, noch seine edle Meinung von dem zu, was in der Weiblichkeit am innigsten rührt. Und die Gräfinn? Sie freute sich des Gefallens, das Beide aneinander fänden; kein Gedanke kam in ihre Seele, daß Helene dadurch leiden könnte. Hatte einst ihre Freundschaft für den Baron durch seine Leidenschaft für die Geliebte sich leise zurückgesetzt gefühlt, so war das rege Interesse für ihren Liebling jetzt eine heimliche Genugthuung, die er der Freundinn gab.

Daß Fanny den Baron nicht aus den Augen ließ, dies sah Leonide als einen Beweis an, wie beachtenswerth ihr der Mann sei, der zu der Gräfinn in dem Vorzuge eines näheren Verhältnisses stände. Sie legte es als ein Anschmiegen an Alles aus, was ihr mütterlich-gesinntes Herz beträfe.

Und was ließe sich nicht noch bemerken, wenn die Räthsel der Empfindung, aus denen die Gestalt unseres Lebens hervorgeht, nicht so dunkel wären! Aber endlich lösen sie sich doch — wir sehen mit tiefem Schmerz,

wie einfach unser Glück gewesen wäre — wie so nahe es liegt!

Das frevle Spiel mit Gefühlen, diese Sünde wider den heiligen Geist der Wahrheit! bringt Verwirrung in unser Dasein, so daß es schwer hält, Liebe von Falschheit zu unterscheiden, oder zu trennen. Und wenn es klar in uns wird — dann ist das Herz zerrissen.

Aber ein Gott nimmt sich Unserer an — — — —

Wir wollen den weiteren Erfolg dieser einfachen Geschichten in Helenens Worten geben.

Helene.

Den letzten Mai.

Der Frühling ist nun bald vorüber; ich habe geschwiegen. Das Buch des Herzens will geschrieben sein — und Schreiben war mir vom Arzte untersagt, wie einst vom Vater. Auch lesen sollte ich nicht; besonders warnte er mich vor aller Poesie. Wahrlich! ich mußte lächeln. Was hilft es mir, wenn ich die Dichter liegen lasse? Das Herz, wenn es liebt oder leidet, dichtet genug. Dieser warme Quell strömt Leid und Leben aus, und die Natur hier so wunderschön, in rauschender Frische, würde mich begeistern,

wenn ich nicht so matt wäre, daß ich am liebsten meine Augen schließen möchte. Dann sähe ich nicht, was mich schmerzt, was einen Stachel nach dem andern in meine Seele drückt. Die Gräfinn ist gut mit mir, und wir stehen gleichsam wieder auf dem alten Fuß. Sie sieht mich mit Mitleid an — ach Leonide! magst Du endlich sehen, wie wenig ich zu beneiden bin? Nur meines Mannes Benehmen scheint ihrem achtsamen Blick entweder unschuldig, oder zu entgehen. Vielleicht auch, daß die Gräfinn Fanny mit Willen außer Acht läßt. — Doch fiel mir gestern ein Wort von Leonide auf. Wir gingen zusammen spazieren, weit in den Wald hinaus, um Maiblümchen zu pflücken. „So gehen wir wie einst in Wartenstein," sagte die Gräfinn, und faßte meinen Arm. Und doch — wie anders! antwortete ich mit einem tiefen Seufzer. „Meine gute Helene," entgegnete sie, „man darf über das vergangene Leben kaum nachdenken, geschweige über das, was künftig ist. Ja, es giebt Verhältnisse, welche wie eine Pulvermine vor uns liegen, und über welche wir nicht sacht genug hinschreiten können."

Was wollte denn die Gräfinn damit sagen? Daß Heinrich für Fanny leidenschaftlich erregt ist, habe ich noch mit keiner Silbe berührt. Wozu auch? Sein Blick, sein Ton sagt's! sein Schweigen, wie sein

Reden, sein Gehen und Kommen, sein Thun und Lassen! Wenn das Herz in Flammen steht, springt ins Auge, was sich darin verbirgt.

Wehe mir, und retten kann ich nichts! Die kleinste Thräne, vor Gott geweint, kann das Feuer dämpfen, das sich an einem Fünklein entzündet hat, und meine Ruhe verzehrt. O wie klein ist die Eitelkeit, und wie furchtbar in ihren Folgen! — Vom Himmel ist es nicht gefallen — nein!

Die Augen meines Mannes sind verstrickt; er kann den Blick nicht losmachen. Bei Tische sitzt er neben Fanny, so wie überall. Ich sehe es kommen, eine halbe Minute vorher, wenn Heinrich sein Glas dem ihrigen anklingt, wobei er ihr zuflüstert, was sie mit einem süßen Lächeln erwiedert, durch welches doch, o doch! eine schnöde Miene spielt. Er ißt das Brod, das Fanny liegen läßt, mit dem Hunger der Liebe. Diese kleine, trauliche Vergönnung, nur der Ehe erlaubt, worin Alles gemeinsam ist, schneidet mir in das Herz.

Für Fanny hat mein Mann immer Zeit; für mich und Andere tausend Abhaltungen. Wohin soll das noch führen? — — — — — — — — — — —

O meine Simonis, meine Freundinn! Dein Schicksal schwebt mir vor. Jetzt erst fasse ich, daß Du entfliehen konntest — könnte ich verschwinden, mich zu nichte

machen, da mir mein liebstes Glück auf Erden zu nichte geworden ist — — wie gern thäte ich's, wenn ich dürfte! — Aber, was wird aus Heinrich werden, wenn meine Liebe nur noch sein Schatten ist? Schritten des Unrechts geht kein Segen nach, und wer die Treue gebrochen, auf welchem Grunde soll Der noch bauen? Der Wankelmuth ist nie ein Pfeiler für die Hoffnung. Es giebt eine rührende Volkssage, daß — ich weiß nicht wo? das schwache Kreuz des Herrn einen fallenden Felsen aufgehalten hat. So thut ein treues Herz, wenn es auf Gott vertraut.

Ach, könnte ich nur einmal an die Brust meines Vaters sinken, dann würde ich Muth fassen; mich nur ein einzigesmal am Busen der Mutter ausweinen! Meine Sehnsucht ist unaussprechlich nach einer Zeile von ihrer lieben Hand. Auch an Felicitas muß ich öfters denken, die gar nichts von sich hören läßt. Felix war ein gutmüthiger Thor; aber gut meinte er es doch auch mit mir. Alles vergißt mich — — — mein Gott! auch Du?

Den 1. Juni.

Die Rosen fangen an zu blühen, dies war sonst meine liebste Zeit. Sonst! ein traurig Wörtlein — es steht in der Regel im Wörterbuche des Verlustes.

Nie kam ich zu einer Rose, ohne ihren süßathmenden Mund zu küssen. Und doch scheue ich Deinen Kuß, o Fanny! deren Schönheit eine volle Rose ist. Fanny weiß sich schön — weiß sich auswendig, ein eitles Lächeln auf ihren Lippen sagt es. Daß Fanny nicht ohne Falsch ist, darauf wollte ich schwören. Jener Himmel der Natur, der den Busen der jungen Rose mit tiefsinniger Ahnung füllt, wohnt nicht in ihrer Seele. Nein, Fanny hat keine Kindheit des Herzens! der Odem der Unschuld weht nicht von ihr aus.

Auf eine Unwahrheit kommt es Fanny nicht an, und ich staune, wie geschwind sie sich aushilft. Ich glaube, Fanny könnte niemals in Verlegenheit kommen, da ihr die List zu Gebote steht und eine Gegenwart des Geistes, die ich mir zu besserer Absicht wünschen möchte.

Vor einigen Tagen ward Alfred ihr Ankläger. Kinder dringen auf Uebereinstimmung. „Du liebe Gräfinn!“ sagte er zu Leonide, die sehr seine Freundinn ist, „leidest Du das, daß Fanny so lügt? Sie log gestern auch.“

Die Gräfinn erröthete. Bist Du denn Fanny nicht gut?“ fragte sie. Der Knabe schüttelte den Kopf, und seine Locken bedeckten ein verschmähliches Gesichtchen. Als Fanny sich unbemerkt glaubte, gab sie dem Knaben einen tüchtigen Stoß, als wäre es unversehens

geschehen. Sie hat einen Widerwillen gegen das Kind; wie kann sie den Vater lieb haben? Dieser Haß wäre unnatürlich — da junge Mädchen sich durch die zarteste Sympathie zu Kindern hingezogen fühlen — wenn nicht der Knabe sich beinahe richterlich gegen sie stellte. Nun, um desto mehr schmeichelt ihr sein Vater.

Fanny trug heute einen feinen Strohhut zum erstenmale, den ihr die Gräfinn hatte kommen lassen. Mein Mann stand vor ihr, sein Auge strahlte, es war als wenn die Sonne darauf schien. Fanny schlug ihren Blick nicht nieder — und wie glühend bittere Pfeile drangen diese Augenblicke in mein Herz. Sie fragte noch: „Wie gefällt Ihnen mein Strohhut?" Heinrich antwortete: „Ein allerliebstes Gedicht fällt mir dabei ein. Mein Strohdach, heißt es u. s. w. Unter dem sich's himmlisch wohnt! nur ein paar Strophen habe ich davon behalten. Kein Hüttchen, wie es Geßner malt, hat je so lockend mir gestrahlt. Zwei Fensterlein, so klar und blau, sind unterm Dache stets mir offen — — —" mir war's zu schwer. Da ich mich sacht hinausschlich, warf ich einen Blick in den Spiegel; mein blasses Gesicht in dem Häubchen mit perlblauem Bande, war mir noch nie so bleich erschienen.

Die Gräfinn blieb diesen Nachmittag finster, besonders gegen meinen Mann. Es schien, als wäre sie auf-

merksam geworden. Mir begegnet die gute Leonide mit einer so leisen Schonung, als wolle sie den Verdacht nicht merken, der kaum in ihr mehr schläft — — — ach, dieses zarte Merkmal thut wehe! Das Herz schwillt vom leisesten Hauche, der die Wunden der Liebe berührt. Sie fing ein paarmal von Fanny's naher Abreise zu sprechen an, die nun nicht weiter verschoben werden dürfe.

Werde ich minder leiden, wenn mir der Schmerz zurückbleibt, daß Heinrich — — — o still, still! — Die Freude macht schön! Der Frohsinn, der weibliche Leichtsinn sogar, macht den Wunsch eines Mannes kühn und giebt ihm Flügel. Der schwebende Fuß, die flatternde Gestalt, all' der flüchtige Reiz regt die Sehnsucht an. Selbst der Knabe verfolgt den gaukelnden Schmetterling mit Begier. —

Aber, darf der echte Mann dem Sinnenzauber also unterworfen sein, daß er verwandelt werde? Nimmer — nimmermehr! dann irrt sein Weib einsam umher, und möchte ihn erlösen — und gäbe das Leben dafür hin! —

Meine Mutter hat mir aus einem älteren Roman eine rührende Begebenheit erzählt, an die ich mich schon oft erinnert habe. Ein Ritter grauer Zeit, war auf seiner Wallfahrt nach dem heiligen Orte in heidnische Gefangenschaft gerathen. Da er nicht wieder-

kehrt, entschließt sich seine Hausfrau, ihn aufzusuchen, oder sein Grab. Sie pilgert von dannen, und findet ihn in Ketten und in Schmach. Sein Tyrann bewilligt die erflehte Freiheit, aber um welchen Preis? Gefahren sollen bestanden werden, die eines schwachen Weibes spotten. Doch die Treue ist heldenmüthig, und die Liebe, die den Tod überwindet, ist stark, wie die Hölle!

Der Ritter wird frei von seinen Banden — er umschlingt die Kniee der frommen Gattinn, die das Wunder der Rettung vollbracht hat. Sie sind daheim; allein das Glück ist vorüber, wie das Elend. — Die zarte Schönheit der deutschen Rittersfrau ist verwelkt, ihre Kraft ist gebrochen. Sie sinkt zusammen. Eine jüngere Schwester kommt ihrer zu pflegen, und für diese blühende Schöne entbrennt der ritterliche Graf in strafbarer Gluth.

Auch diese tödtendste Erfahrung übersteht die Gräfinn unter Gottes Beistand. Sie bekämpft das Schwerste — — — — sich selbst!

Nun schützt sie die Reise nach einem Kloster vor — und kommt nicht wieder. Für gestorben hält man die Gräfinn, weit und breit. Sie aber läßt sich mitten im Walde eine Capelle bauen, zum Gedächtniß ihrer stillen Leiden.

Nie konnte ich ohne Thränen diese einfache Geschichte

anhören, die, wenn auch eine Fabel, doch von innerer Wahrheit ist. Dann setzte meine Mutter mit ihrer sanften Stimme hinzu: „Das Herz, das Herz, ist die einzige Capelle, die wir unserer Tugend bauen dürfen; denn jede Frau, glaube das, liebe Helene! hat eine jüngere Schwester auf Erden, die ihrer Ruhe gefährlich werden kann. Drum wirf keinen Stein, der Dir schwer auf dem Herzen liegt, auf Diese oder Jene, sondern hebe ihn auf, und lege bei guter Zeit den Grund zur stillen Capelle.“ O meine Mutter, ich will Dein und der Gräfinn Elsbeth gedenken!

Den 2.

Ein großes Unglück hätte geschehen können, und dem Allgütigen sei es gedankt, daß es noch so abgelaufen ist. Durch Holz, das mit Pulver gesprengt worden, war ein Theil vom Herde abgesprungen und unsere Leute haben Schaden gelitten. Ich helfe nun selbst in der Küche, und dies ist mehr eine Wohlthat für mich, als für die Köchin, welche mit verbranntem Fuß nicht von der Stelle kann. Gern möchte ich mich dankbar erzeigen, daß Gott der guten Mutter geholfen hat, als sie sich die thätige Hand verbrühte — obzwar ich immer noch des Beweises entbehre, daß meine liebeinzige Mutter völlig hergestellt sei.

Ein Leibessen der Gräfinn war mir gerathen. „O Helene, Sie bemühen Sich, mir zu gefallen," sagte sie gerührt, und reichte mir die Hand über den Tisch. „Nimm Dir ein Beispiel, Fanny, an unserer trefflichen Wirthinn; der Haushalt ist eine Schule, welche Dir noch bevorsteht, und mir däucht, Du hättest nunmehr keine Zeit zu versäumen. Der Mann, dessen Frau nicht weiß, wann das Wasser siedet, muß — wenn Gäste erwartet werden, und zufällig ein Unglück passirt — leibhaft wie in der Hölle sein."

Fanny rümpfte das Näschen. „Was ginge das mich an?" fragte sie, wirklich ein wenig naseweis. „Der Mann, den ich heirathe, muß mit mir vorlieb nehmen. Ich könnte ihn mit Gift vergeben, wenn er mich deshalb zur Frau nähme, daß ich ihm etwas Gutes zu essen vorsetzen solle."

Dies war doch gar zu arg. Die Gräfinn verbarg ihren Verdruß, wie mein Mann seine Verlegenheit hinter einem verwunderſamen Lächeln.

„Fanny," sagte Leonide im Tone des Unmuths, „Du sprichst wie eine Thörinn; die Liebe macht nicht satt für zeitlebens. — Meinst Du denn, ein Mann lebe von der Luft? oder der Thau nähre Dich, der vom Himmel fällt? Sprechen Sie doch, Baron!"

Heinrich schwieg noch, und die Gräfinn ließ ihn auch nicht zu Worte kommen. „Eine gute Hausfrau,"

fuhr sie mit gereiztem Tadel fort, „flößt mir stets ein Gefühl von Scham und Achtung ein, und ich stelle dies bescheidene Verdienst sehr hoch; oder hältst Du das Nützliche für so gering?“ —

Die leichtfertige Fanny antwortete: „Das Nützliche mag ganz gut sein, aber hübsch ist es nicht; was soll ich mich in der Küche quälen, wenn ich es noch nicht nöthig habe?“

Dieser kleine Wortwechsel sammelte feurige Kohlen auf das Haupt meines Mannes. Die Gräfinn schämte sich — und die flüchtigste Schamröthe im Beisein unserer Freunde beleidiget am tiefsten und längsten. Fanny war ausgeflogen, ich hatte im Nebenzimmer zu thun; das Gespräch, wie zürnend abgebrochen, schien fortgesetzt zu werden, denn ich hörte nur, daß mein Mann sagte: „Sie sind wohl zu strenge, liebe Gräfinn? Ein schönes Mädchen, das zur Freude aller Welt geschaffen ist, darf dies Recht immerhin ein wenig mißbrauchen. Der Rose verzeiht man gern, daß sie als Zugemüse nicht zu brauchen ist.“

„Jugendblüthe vergeht sehr rasch,“ antwortete die Gräfinn, „und ein unnützes Geschöpf auf Gottes Erde ist am Ende Jedermann ein Dorn im Auge.“

Man darf nur unglücklich sein, nur in Verwirrung gerathen, um zu wissen, welch ein Halt und Segen in dem Gedanken der Pflicht liegt. Wo die Haushaltung

am Schnürchen geht, wird das Leben in wohlthuender Weise einfach bleiben. Eine Frau ohne häuslichen Sinn bringt Graus und Wirrsal in das Haus des Mannes. Wenn ein Tag still vergeht nach dem andern, dann stellt sich leise der Friede ein, dieser liebliche Engel Gottes! Der hilft treulich tragen, hebt und legt bei, und läßt nicht daran denken, daß die Zeit das Ihre nimmt.

Die Huldigung der Männer geht vorüber und läßt uns allein mit den Sorgen für den kleinen Hausstaat; doch, wie irgendwo ein Autor sagt: „Das Regiment der Schönheit ist eine kurze Tyrannei.“ O Heinrich! Du, mein stolzer Heinrich! willst Du ein Sclave sinnlicher Eindrücke sein? Du brichst entweder Deine Ketten — oder mein Herz!

Den 3.

Welch ein feuchter, ambrosischer Athem ist die Luft dieses Abends; ich möchte das Fenster schließen, um nur ein wenig schreiben zu können. — Die Gewitter sind fernhin gegangen, nur der ersehnte Regen kam und erquickte das Land. Die Natur war berauscht, jeder Grashalm schwankte unter einem vollen Tröpflein. Vom Walde herüber zieht ein kühler Wind — ach, die Blumen auf dem Felde sind leicht getrocknet, nicht

so die Thränen der Menschen. Und ein verwelktes Herz? Nun, Gott kann es auch wieder erfrischen, ich will noch Hoffnung schöpfen.

Wir saßen zusammen unter der uralten Kastanie, nicht weit vom Jagdschloß. Wir, das heißt, die Gräfinn und ich. Mein Mann ist verreis't, und Fanny war, wie gewöhnlich, nicht bei uns. Leonide saß still. Durch den Wipfel des Baumes zogen Schauer, in den Zweigen rauschte es geheimnißvoll, über uns schwebten die Wolken, schwer und tief, in schnellwechselnden Gestalten; ich konnte meinen Blick nicht davon abwenden, der Himmel, in voller Arbeit, hatte sich meiner ganzen Phantasie bemächtiget.

„Was mögen Sie jetzt denken?“ fragte die Gräfinn.

Das will ich Ihnen sagen, antwortete ich. Mein Vater hat mir erzählt, daß die Peruvianer, wenn ich nicht irre, das Gewitter für einen Kampf ihrer Götter halten; wenn es donnert, dann zerbricht die Schale der schönen Regengöttinn, und ihr Segen strömt auf die Erde nieder — — — hier fiel ein Platzregen, der uns unter Dach trieb.

O reiches Peru, reich an Gold, an Balsam, reich an Segen! Du bist zu arm für meinen Wunsch — und wie gering ist dieser! Ich möchte wissen, was ein klein wenig Gold auf Fanny's Schulter zu bedeuten hat? — —

Fanny war nirgends zu finden. Die Gegend war wie in einen undurchsichtigen Schleier eingehüllt, man konnte kein Auge aufthun. Die Gräfinn gerieth in die größte Unruhe, Fanny's wegen; sie rang die Hände und sprach: „Fanny muß in diesem Sturzbade zerflossen sein, wo soll man sie suchen?“ Endlich, das Gewölk war schon wieder ausgehellt, kam Fanny, allein. Ihr Anzug war in Unordnung, der schlichte Scheitel der Haare war verworren. Von den Schuhen, die sie in der Hand trug, träufelte das Wasser, und die feinen, nassen Strümpfe, welche rosenröthlich schienen, weil die angestrengten Füße durchleuchteten, zeigten anschmiegend die zarte Form. Sie sah auffallend erhitzt aus; Stirn und Wangen glühten, das kleine Kinn flammte, und an ihrer Schulter hing, wie verloren, ein goldenes Räupchen.

„Fanny, da bist Du ja! Du böse Landläuferinn, welche Angst machst Du mir!“ rief die Gräfinn ihr entgegen. „Aber um Gotteswillen, wie siehst Du aus? als müßtest Du Buße thun. Auch sollst Du das. Wohin hattest Du Dich denn verirrt? Das darf auf keinen Fall wieder geschehen, hörst Du? Wenn nun ein Wolkenbruch oder so etwas käme, und Dich mitnähme?“ —

Athemlos und mit befangener Stimme antwortete Fanny: „Ich ging ein wenig weit hinaus, doch ist es

mir durchaus nicht schlimm ergangen. Ich war in Sicherheit, um mich darf Niemand in Sorge sein, — Unkraut verdirbt nicht."

Leonide lächelte bitter. „Auf diese Brücke wollen wir denn doch nicht treten," sagte die Gräfinn mit erzwungenem Scherz. „Was hast Du denn da für ein kleines Achselband? Wahrhaftig, es ist eitel echtes Gold! Wo kommt das her?" Diese Frage hatte einen scharfen, fordernden Klang.

Das Blut schoß Fanny ins Gesicht. Ohne sich lange zu besinnen, antwortete sie: „Da habe ich den Mann noch beraubt, der mir so bereitwillig über den Graben geholfen hat. Ein Jäger war's, in Uniform — ich blieb hängen an ihm."

Eine Lüge war's! Ich las es in ihren Zügen und dachte: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Daß Fanny verstohlner Weise mit der Jungfer einverstanden ist, dies habe ich längst gemerkt. Die gute Gräfinn! In treuen Händen ist sie für all ihre Güte nicht.

„Du gehst künftig mit uns spazieren," sagte Leonide ungleich strenger als sonst; und der Gewahrsam, der sich in dieser stillen Miene aussprach, gab dem Tone der Gräfinn einen Nachdruck, den Fanny schreckhaft zu empfinden schien.

„Da käme ich mir wie ein Hündlein an der Leine vor, und möchte lieber an der Kette liegen, und stets zu Hause bleiben," antwortete das muthwillige Mädchen.

„Es ist Zeit, daß Fanny einmal nach Hause kommt," sprach die Gräfinn; „beschämt muß ich gestehen, daß ich theils zu niedergeschlagen, theils zu schwach bin, diesem Wildfang Einhalt zu thun. Ich werde daher an Eckardy schreiben, daß er mir sein Schwesterchen bändigen hilft."

Das wird Eckardy nicht, — sagte ich zu mir selbst; ich hatte laut gedacht.

„Und warum wird er das nicht, Helene?" fragte die Gräfinn.

Warum? Meine verehrte Freundinn, wenn Sie verheirathet wären, würden Sie mich so nicht fragen, — gab ich Leoniden zur Antwort.

Die Schritte der Männer, für oder gegen uns, sind vielleicht niemals zu berechnen. Eckardy ist ein Mann von ernstem, gediegenem Charakter, Sie wissen, wie hoch ich ihn schätze; dennoch — — möchte ich kühn behaupten, daß der weibliche Leichtsinn ihm nicht bedenklicher wiegt, als das Goldräupchen auf Fanny's Schulter.

Diese Entgegnung schien der Gräfinn von Gewicht. Sie seufzte schwer.

„Es würde am Ende das Beste sein," erwiederte sie,

„wenn man Fanny zeitig an den rechten Mann bringen könnte.“

An den rechten — ja wohl! wiederholte ich.

Das walte Gott! — Wenn ich mich nicht trüge, so wünscht Leonide selbst ihrer los zu werden, bevor der Faden einer zarten Verbindlichkeit, welche frei übernommen ward, nicht gänzlich reißt.

O du gestirnter Himmel! mache mir ihn klar den Engel der Geduld, und lasse mich fest an ihm halten!

Den 5.

Als ich mich gestern spät an den Schreibtisch setzte und vor mein Tagebuch, versagte mir die Feder ihren Dienst. Ein Tropfen nur fiel auf das leere Blatt, und lief aus. Es ist genug, sagte ich zu mir selbst, an dem Zeugniß dieser unsichtbaren Tinte. Die Nachtseite meines Lebens ist mit dieser einzigen Thräne voll geschrieben — mehr braucht's nicht. Die Liebe, welche lesbar in die Luft schreibt, löscht auch den kleinsten Flecken in dem Schuldbuche der Treue aus. Einst wird Alles rein sein! —

Nein, nicht mit verklagenden Schriftzügen will ich einschreiben. Wenn das Bild dessen, was mich schmerzt, sich ausdrückt in diesen Buchstaben, wie in weichem Wachs, dann soll es mir zu Licht werden, zu einer

Kerze für meine stille Capelle, die in den letzten Tagen gar sehr gefördert worden ist.

Meinen Mann erwartete ich nicht vor dem späten Abend. Als die fünfte Stunde herankam, war Fanny, dem ausdrücklichen Verbot der Gräfinn zuwider, auf und davon. Leonide, darüber entrüstet, hatte es keinen Hehl, was sie dachte: „Fanny wird dem Baron doch nicht entgegen gegangen sein? Ich traue es ihr zu.“

Ach, ich auch; aber ich schwieg. Die Gräfinn war zerstreut, ihre Gedanken schweiften umher; sie bat mich, wenn ich dazu gelangen könnte, ihr einen kleinen Tubus zu leihen, den sie jüngst in den Händen meines Mannes gesehen. Da Heinrich weiß, daß, während er abwesend, der Schlüssel zu seinem Zimmer so geschützt vor jedem Mißbrauch in meiner Hand ruht, wie im Meere, wo es am tiefsten ist, und ich ihm nichts anrühre, so verschließt er nie etwas vor mir.

Die Fenster standen offen, der Wind hatte den einen Flügel über Nacht aufgestoßen, was sich daraus schließen ließ, daß die zusammengebogene Karte, womit der lockere Rahmen befestiget wird, am Boden lag; eine Menge Papiere waren von dem offenen Schreibtische meines Mannes herabgeweht, und unter diesen auch, kaum konnte ich meinen Augen trauen — einen Brief von meinem Vater, einen frischen Brief! Der Goldsand, womit der gute Vater in seiner Eilfertigkeit jede

Adreſſe zu beſtreuen pflegt, zum Aerger meiner Mutter, welche der Meinung iſt, es ſei nicht fein, den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen; dieſer wohlbekannte Goldſand glänzte mich an, wie ein Schatz, den ich gefunden. Aber ach, ich durfte ihn nur aufheben — der Brief war ja nicht mein. — Tauſend muthmaßende Fragen drangen auf mich ein, warum dieſer Brief mir vorenthalten worden? Warum mein Mann beſtimmt verneint, als ich ihn vorgeſtern ängſtlich fragte: Alſo wieder kein Schreiben aus Liebſtadt? Wie, wenn Heinrich mit meinen Eltern über mich correſpondirte? Oder ſollte etwas vorgefallen ſein, was ich nicht wiſſen dürfte? Sollte — ſollte — ſollte — ach, ich wußte nur, was ich nicht durfte. Und ſo küßte ich den Namen meines Mannes in meines Vaters Handſchrift, und dieſer leiſe Kuß war ein feſteres Siegel, als das erbrochene. Ein Treubruch iſt's, wer ein geſchriebenes Wort verletzt; es iſt ja auch ein gegebenes.

Doch habe ich nicht bald eine ſtärkere Verſuchung beſtanden. Es dient zu meinem Frieden, daß ich den Brief nicht leſe, dachte ich, ich will mein Auge davon abwenden.

Der Verſucher ließ nicht ab von mir. Seine Eingebung gab mir das Fernglas in die Hand, daß ich es auf die Straße richtete, die mein Mann kommen mußte. Die weite, ſchöne Ausſicht überraſchte mich,

ich konnte genau unterscheiden. Ein Staubwölkchen wirbelte auf, deutlich erkannte ich unsere Equipage. Etwas Weißes flatterte wie im Fluge darauf zu — — — es war Fanny.

Dieser Moment machte meine Hand sinken, tiefer noch sank mir aller Muth zum Leben. Als ich das Fernrohr abermals feststellte, fuhr der Wagen hurtig voraus; am grünen Raine entlang ging langsam Fanny neben Heinrich von seinem Arm umfaßt. Sie sprach ihn so dicht an, als hätte sie ihm ein Anliegen vorzutragen. Nur mit dem Herzen konnte ich hören — ach, ein verrathenes Herz hört sehr scharf! — So klar war meine Ansicht, daß ich das Lächeln seines Mundes sehen konnte. Ich bebte vor Furcht, mehr zu sehen, und doch konnte ich nicht ablassen — — — — — — — — — — Wie soll ich das ertragen? dachte ich. Mir war, als ob ich bei dieser Vorstellung zusammensänke. Wenn ich stürbe, und zwischen Vater und Mutter begraben läge! — — — dieser Wunsch stieg dunkel — dunkel wie der Tod — in mir auf. Ich griff in die leere Luft, als wollte ich mich an dem Unsichtbaren halten; nun, Gott wird meine Stütze sein! — Und an meinen süßen Knaben und an — — — — dachte ich nicht?

Alfred stürmte voller Freuden herein, er hatte mich überall gesucht. „Mutter, Mutter!“ rief er, und wenn

je eine Kinderstimme lieb und glücklich klang, so war es die seine, „wir haben ein Fohlchen! ein kleines Pferd! es liegt so allerliebst auf der Streu — — — willst Du es nicht sehen?“

Jetzt nicht, mein Kind, ein andermal, sprach ich zu ihm. Den Tubus hier bringe der guten Gräfinn! trage ihn vorsichtig — — — ich mußte mich erst sammeln, daß ich den Anblick meines Mannes ertrüge. Ich schlich mich sacht auf das Feld hinaus — so weit mich meine Füße trugen; dann kniete ich zwischen die Ähren und betete inbrünstig um Kraft. Aus dieser Halmenfülle wehete ein stärkender Geist. Solch ein Fliehen vor sich selbst — solch ein stilles Flehen findet auch das Brod des Lebens für eine matte Seele — für ein Herz, welches darben muß.

Die Sonne ging zu Rüste, da ich heim ging.

Mein Mann sah mich kommen, ein Schatten schwand über sein Gesicht. „Was ist Dir, Helene?“ fragte er betroffen, so wie er mich erblickte.

Mir war nicht wohl zu Muthe, Heinrich, antwortete ich.

„Das sieht man Dir an —“ erwiederte er, „Du darfst nur das Auge zudrücken.“

Ich lächelte schmerzlich und dachte:

Das hätte ich gesollt!

Den 6ten.

Heinrich war früh hinüber geritten nach Wäldchen — — und dieſen Nachmittag ſind ſie Alle mit einander nach Grundhüben — einem Marktflecken, zwei Meilen von hier, zum Jahrmarkt gefahren. Das kam ſo:

Auf ihrem Morgenſpaziergange begegnet die Gräfinn einem blutjungen Milchmädchen, das bitterlich weint. Theilnehmend, wie Leonide nun iſt, fragt ſie die Urſache dieſer Betrübniß heraus. Die arme, kleine Magd hat unter Weges ein Beutelchen mit ihrem Spargelde verloren. „Ich zählte es noch!“ ſchluchzt ſie. „Zählen muß man nichts —“ ſpricht die Gräfinn, „haſt Du wohl ſchon einmal in der Bibel geleſen? Sieh, darin ſteht es: als der König David ſein Volk zählte da war es aus mit ſeinem Reich.“

„Ach,“ antwortet die Dirne, „unſer Herrgott wird mir's nicht zur Schuld anrechnen; ich wollte zu einem neuen Rock für mich und Krampftropfen für meine kranke Mutter kaufen — wenn es gereicht hätte. Die Laboranten kommen nur ein einzig Mal im Jahre nach Grundhüben, und heute iſt der Jahrmarkt.“

Die gute Gräfinn erkundigt ſich genau. Sie beſtellt das Mädchen auf den nächſten Tag unter denſelben Baum. Bei Tiſche bat Leonide meinen Mann um den Wagen nach dem Marktflecken. Heinrich bot

sich selbst zum Führer an, und die Fahrt wurde beschlossen.

Fanny weigert sich leidenschaftlich, von dieser Lustpartie zu sein. Es gab Debatten. Die Gräfinn, gereizt, äußert sich heftig. Mein Mann, dem Fanny gestern und früher über die Grenze der jungfräulichen Schicklichkeit entgegen gegangen — und gegen dessen Gesellschaft sie sich heute sträubt — fühlt sich eben auch nicht von diesem launenhaften Eigensinn geschmeichelt.

Der Wagen hielt lange — Fanny konnte nicht fertig werden, und dieses Heimlichthun mit der Jungfer will mir noch weniger gefallen, als sonst der offne Zank. Den Alfred haben sie mitgenommen, daß ich in Ruhe sein könnte.

Ruhe! tiefster Born! du stiller Quell, aus dem der Himmel widerscheint! labe mich ein wenig; ich sehne mich nach dir. Der Athemzug des Lebens ist berauschend und bitter — die Freude wird getrübt; aber Ruhe ist Klarheit! O, daß ich erst ruhig werden könnte, und mir selbst klar! —

Heute habe ich in einen Spiegel gesehen — wenn ich ihn auf meinen innersten Sinn anwende, so ließ mich die Vorsehung in den Grund meines Herzens schauen.

Das Wetter war luftig und lieblich; ich ging ins

Freie. Die Idee des Einkaufs war in mir angeregt worden — vielleicht war es nur ein Instinct der Nachfolge, der meine Schritte leitete.

Etwa ein Stündchen von Haynburg an einer Wegscheide steht, gewiß seit alten Zeiten, eine kleine Krämerei. Dieser nette Kaufladen, von einem breiten Obstbaume beschirmt, der eben zu blühen anfing, als wir aus der Hauptstadt vorüber kamen, sah so niedlich aus, daß unsere Blicke mit Interesse darauf verweilten. —

Dieses winzige Geschäft versahen ein Paar Schwestern, alternde Mädchen, beide ein wenig verwachsen. Die Landleute aus den benachbarten Dörfern versorgten sich hier, was gemeinhin auf dem Kirchgange geschah.

Mein Mann ließ halten und forderte irgend eine Kleinigkeit; mit verklärtem Gesicht empfing die eine der Schwestern den Geldbetrag dafür, nebst der Versicherung, daß wir Alles bei ihnen kaufen würden, was wir brauchten während unserer Anwesenheit in dieser Gegend. Wir hörten noch, daß sie der andern zurief: „Dies Glück schickt uns Gott!“

Dies rührte uns. „Diese da —“ sagte mein Heinrich — **mein**? guter Gott! „tauschen ihren kleinen Gewinn nicht um die Leipziger Messe.“

Dahin ging ich. Aber ach! Schon von Weitem

sah und hörte ich eine grausame Zerstörung. Der breite Obstbaum mit seinen saftgrünen, schwellenden Früchtlein lag um und warf überschwänglichen Schatten; Arbeiter schlugen mit zertrümmernder Roheit den Giebel des Häuschens ein; der kleine Laden bestand noch, aber die blitzende Wage von Messing schwankte traurig unter den Schlägen, in denen die Pfosten des Gebäudes bis in den Erdboden hinein erbebten. Auf einer Bank los und ledig saßen die beiden Schwestern niedergeschlagen neben einander. Der Fall des größten Handlungshauses hätte mich nicht mehr erschüttern können, als der Umsturz dieses einfachen Glückes.

Ein Vetter hatte ihnen den Verkauf des kleinen Grundstücks abgedrungen, weil eine alte Schuld darauf haftete, die er hart zurückforderte. Sie erzählten mir den Hergang der Sache kläglich. Eine um die Andere sprach:

„Wenn wir in unserm Erbe und Eigenthum bleiben können, ich hätte ein Jahr lang bei Brod und Wasser aushalten wollen“ — — — —

„Dem Vetter wird es keinen Segen bringen, möchte ich doch kein Heimchen vom Heerde vertreiben. — — — Er hat nicht redlich an uns gehandelt. Bei nichts hält er lange aus, und unser Vaterhaus wird bald genug in fremde Hände kommen.“ So lauteten die Wehklagen, die ich vernahm.

Wenn sich nun Jemand fände, der sich zu jener Schuldsumme erböte, sagte ich, dann könnten Sie es wieder nehmen?

„Nimmermehr!“ riefen Beide wie mit Einer Stimme. Welch eine rührende Sympathie zwischen diesen ältlichen Schwestern und ihrem alten, kleinen Haus! —

„Was ein Anderer an sich gerissen, wird doch nicht unser mehr — — —“ sprach die eine, und die zweite setzte hinzu: „Was man so lieb hat, kann man eher meiden, als daß man sähe, es wäre anders geworden — — — jeder Schlag in die Wand ist mir in die Seele gedrungen. Nur die Bank hier nehmen wir uns mit, worauf wir immer im Mondenschein gesessen — —“

Ich gab diesen Schwestern den Inhalt meiner Börse, und versprach, mich ihrer des Weiteren anzunehmen. Sie sagten, daß ich ihnen wie ein Trostengel erschienen wäre. Was aber nahm ich mit von dieser Stelle des Verlustes? den Schmerz der Wahrheit! Woher kam dem Munde der Einfalt solche Weisheit? Das Herz, einmal von einem fremden Bilde eingenommen, wird nie ganz das vorige mehr! Die Heimath der Liebe ist vernichtet, ein schnödes Werkzeug zertrümmert mein liebstes Glück, mein Lebensbaum wirft nur noch Schatten. O Heinrich! Du, für den ich tausend Leben gäbe, wenn Deine Liebe mir bliebe, hast Du

auch redlich an mir gehandelt? Die alte Schuld der Schwachheit — mit meinem armen Herzen muß ich sie bezahlen.

Den 7ten

Welch ein Tag ist hin! Diese Zeilen schreibe ich im Mondlicht, zweifelhaft in jedem Sinne. Ich weiß nicht mehr, was ich thun oder lassen soll; meine Seele ist ganz umzogen. Mir ist so schwül, und doch ist meine Stirne feucht und kalt. Wann werden diese Qualen enden? Eine furchtbare Erwartung hält mir den Athem an — dies ist die finstere Stille vor dem Sturm. Welch ein Wetterleuchten von Gedankenblitzen in der Bangigkeit meines Innersten! Wie Gewitterblüthen treiben Wolken in mir auf und nieder.

Wenn der Tag anbricht, bin ich schon wach. Dann sehe ich, wie die Morgenröthe über den Thau des Feldes leuchtet, wie die heilige Wimper zuckt — und alles Leben regt sich wieder. Ach, einen Strahl Deines Lichtes, allsehender Gott, sende auch in meine Thränen! — Jedes Hälmchen empfängt seinen Schein von Freude, worin es sich sonnt — an der Saat hängt die Blüthe — das menschliche Herz ist der Liebe gewürdiget, und eine Mutter trägt Deinen höch-

sten Segen, Vater im Himmel! unter dem ihrigen. Du lässest auch die zarteste Frucht nicht verkümmern, Du siehst die pressende Angst und hilfst! Gieb mir den Muth zu tragen, oder — den Muth, einem Glücke zu entsagen, das ich nur noch in Martern empfinde. Gewiß ist Ungewißheit das schrecklichste der Übel.

Morgen will ich mit meinem Manne reden; schon heute näherte ich mich ihm in dieser Absicht, aber er war auffallend verstimmt.

Fanny weicht ihm aus. Als ich ein Weilchen zu ihm gesprochen — er schien mir auch mit starrer Aufmerksamkeit zuzuhören — fragte er plötzlich: „Was sagtest Du?“

O weh! Was bin ich Dir noch, mein lieber Heinrich? eine Glocke ohne Klang! wie achtsam ist die Liebe! wenn Du gut und sanft mit mir wärest, was an dem stärkeren Manne am innigsten rührt — wann wäre der allerleiseste Laut von Dir mir entgangen? Ein Dir entflatterndes Wörtchen, der flüsternde Hauch Deiner Lippen, Dein kleinster Seufzer war Stimme des Herzens für mich. „Aus Liebe zu dem Hirten, der mein Leben weidet, hab' ich das Glöcklein an dem Lamme liebgewonnen“ —

— — — —

Den 8.

Wenn der Morgen angeht, bin ich frommen Muthes — so mag den Märtyrern zu Muthe gewesen sein, die sich zur Folter rüsteten, — und am Abend ende ich damit, daß mir das Blut aus allen Wunden meiner Seele strömt. — Mein Wesen ist Ohnmacht, mein Schlaf ist ein Fieber —; wachend träume ich. Ich bin erschöpft, und allein! Nur du, sanfter Mondstrahl, bist bei mir. Du stiller Freund der Traurigen, du wandelst, aber du kommst wieder! du schweigst, aber du tröstest! mit mildem Glanze blickst du in meines Herzens kleine, dunkle Welt. Deine Sprache ist Friede! Du scheinst zu sagen: „Sieh nach Oben, wo es einen Himmel giebt! ein funkelndes Sternenheer vertheidigt den Glauben eines schwachen Weibes — — die Liebe siegt wahrhaftig!“

Wie fest ich mir auch vorgenommen, ein aufrichtiges Wort mit meinem Manne zu sprechen, es kam doch nicht dazu. Ein lebhafter Verkehr war von früh an in seinem Arbeitszimmer; fremde Personen hielten ihn, vermuthlich in Geschäften, die mich nichts angehen, lange auf; ich mußte ein Frühstück besorgen. Heinrich kam spät zu Tisch. Dann kam ein Bote von Wäldchen, mit dem mündlichen Bericht, daß mein Schwiegervater unpaß wäre, und seinen Sohn bei sich zu sehen wünsche. Dies ging nun vor.

Während der Tischzeit herrschte eine ungewöhnlich schweigsame Spannung. Bei meinem Manne schob man es auf die erhaltene Nachricht — ich hatte Mühe meiner angstvollen Verschlossenheit ein paar gleichgültige Worte abzugewinnen — Leonide, auch wortkarg, verwies es Fanny, daß Diese sich mit Alfred neckte, und zwar auf eine Weise, die ein Kind reizen muß. „Warte nur!“ sagte er in allem Ernst, und drohte ihr mit dem Finger, „ich werde Dir schon einen Possen spielen.“ Nur wer geliebt wird, darf sich ungestraft eine kleine Neckerei erlauben. Eine feine Schadenfreude drückt sich immer darin aus — ich liebe es nicht.

Heinrich war bis gegen Abend in Wäldchen. Wir gingen ihm an das Felsenthor entgegen. Wie voll und schön steht der wilde Rosenstrauch noch an seiner alten Stelle! er blüht aus der Jugend meiner treuen, theuern Simonis, die nun Staub ist. Sein Anblick bewegt mich, so oft ich ihn sehe. Die meisten Blüthen waren schon ein wenig blaß und fielen aus; nur eine dunkle, frische Rose, kaum entknospet, schwankte hoch oben, im Luftzuge. „Die möchte ich haben!“ rief Fanny, und wies hinauf.

Heinrich rankte sich empor — es war nicht so leicht zu dieser kleinen dornigen Krone zu gelangen. Er griff in das Gesträuch, glitt aus, und fiel in die scharfen Waffen.

Als er die Rose Fanny überreichte, flossen Tropfen, röther als jene, an seinen Schläfen nieder. Sie sah hinein, rief so laut sie konnte: „Ein Wurm, ein abscheulicher Wurm!“ und warf die Rose blindlings gegen das Gestein.

Das bist Du selbst! rief es in mir, eben so verwerflich — — — — —

Heinrich war über und über bluthroth geworden. Mir blutete das Herz schmerzlicher noch — jede Ader in mir war ein erhöheter Pulsschlag des Mitleidens. Ach, wie erbarmte es mich sein! — Du blutest, Heinrich! sagte ich mit Beben. Ein feines Tuch zog ich hervor, ihn sachte abzuwischen. Heinrich blickte niederwärts — mein Name, mit türkischem Garn, war darin gezeichnet. „Deine Hand zittert —“ sagte er, mit einem Anklang zärtlicher Sorge um mich. „Du bist ein Kind, Helene!“ Er sah mir in die Augen, sie mochten wohl voller Thränen stehen — die geliebte Gestalt wankte vor meinem Blicke. Dann drückte er leise meine Hand, dieser leise Druck seiner Hand hat all' meine Vorsätze erschüttert.

Mein Namenszug — ein feines, rothes Fädchen, hat Dich, o Heinrich an Deine verlassene Helene gezogen — — — Trennung von Dir — Was ist der Tod dagegen? —

Den 9.

Von meiner Herzensmutter träumte mir. Sie flüsterte mir etwas zu, ich konnte es nur nicht verstehen, wie sehr ich mich auch anstrengte.

„Gieb Acht, giebt Acht!“ bei diesen ihren Worten erwachte ich. In meiner träumerischen Aufmerksamkeit war ich dennoch wieder eingeschlafen. Nun sah ich die Gestalt der Mutter an dem kleinen, zierlichen Webstuhl sitzen, worauf sie einst mit so großer Mühe die Börse von meinen Haaren wirkte. Sie schaute mit einem wunderbaren Lächeln auf zu mir — ich sah auf ihre Arbeit nieder. Der Augenblick, wo der junge Tobias seinen alten Vater sehend macht (ich habe diese Scene sehr schön in Gobelins gesehen), war hier im verjüngtesten Maßstabe gewebt — und da ich dieses kleine, vollendete Kunstwerk näher betrachte, ist es ein lebendes Bild! — Die Flügel des daneben stehenden Engels rauschten leise, als dieser ahnungsvolle Traum in Morgenduft zerfloß. — Ob meine liebe Mutter für mich beschäftiget ist? Ach, der Geist einer guten Mutter bewegt die Himmlischen für die armen Kinder der Erde. Wem von seiner Mutter träumt, dem begegnet etwas Gutes.

Wer im Traum des Lebens die Stimme der allermütterlichsten Liebe, die über uns wacht, zu deuten wüßte, der läge wohl, und schliefe ganz in Frieden.

Gieb Acht, gieb Acht! sagt diese Stimme. Wir aber verstehen uns selbst nicht.

Meine Augen, wie mit göttlicher Salbe bestrichen, hatten sich aufgethan, und ich sah manches anders an, als zeither. Ich fand mich strafbar, daß ich so lange geschwiegen. Tausend Vorwürfe hätten mich meines Unrechts nicht besser überweisen können, als der leise Händedruck, den mir Heinrich gestern schweigend gab. Und wenn ich mich scheute, Gebrauch von dem heiligen Mittel zu machen, das einem Weibe zu Gebote steht, und dem Herzen meines Mannes Gewalt anzuthun, habe ich ihm deshalb minder mein Vertrauen entzogen? Und zu welchem Schritte hätte dies führen können? Schaudernd wende ich meine Seele davon ab.

Alfred thut gern, als ob er schriebe. An die Tauben, an die Vöglein im Walde —; die kleinen offnen Briefe fliegen in die Luft. Da er hört, daß ich betrübt ausrufe, also wieder kein Brief an mich! sagt er: „Lasse es gut sein, liebe Mutter, ich werde Dir einen Brief schreiben!“ Er setzt sich an meinen Schreibtisch, die Feder will nicht fort — er greift nach dem Federmesser — Was machst Du da, Kind? rufe ich ihm zu. Er giebt keinen Laut von sich, nur ein leises Geräusch in meinen Papieren vernehme ich. Auf meinen nochmaligen Ruf kommt Alfred mit ängstlichem Gesichtchen auf mich zu. Mein Junge hat sich geschnitten, und

hat sich zu helfen gewußt. Das blutende Fingerchen mit einem schwarzen Seidenfaden umwunden, den er hervorgezogen, woran ein vergilbtes Blättchen hängt, das zu lösen, er mich bittet. Und was hing an diesem Faden? Guter Gott! — Auf das Wort: „Scheiden!“ auf die Zeilen:

Scheiden.

Wort von schneidendem Klang, die Welt widerhallt von dir! Doch nimmer wird das Herz dich fassen lernen. Gott wollte nicht, daß du gesprochen würdest. Wenn du die Wege Derer bestimmst, die gern miteinander gegangen wären, dann geht ihnen der Schmerz zur Seite, und mit Sehnsucht schauen sie zurück. Doch die Liebe führt sie nach einer kleinen Zeit wieder zusammen. — Wehe aber, wo du deinen richterlichen Spruch an Denen vollziehst, die sich für ewig verbunden! Da ist der Hausaltar gestürzt, die Kinder sind Waisen — die Gattinn, weder Frau noch Wittwe, sieht ihres Gartens Rose zertreten am Boden; denn der Freund ihres Herzens ist ein Feind geworden, der bewaffnet gegen ihre rührende Gewalt die Seinen theilt oder verläßt. Das Familien-

herz iſt zerriſſen, und dieſe Wunden heilen nie! — Gott des Erbarmens! Du, von deſſen Liebe uns nichts ſcheiden ſoll, — gieb mir, die ich von jeder Hoffnung ſchied, nur von der nicht, daß Deine Gnade mir bliebe, — gieb mir Deinen Segen, daß dieſe Schriftzüge einſt einem Gedanken der Scheidung begegnen!

Wer du auch ſeiſt, beleidigtes Herz, das ich wenden möchte, folge mir! Die Liebe ſucht nicht das Ihre und läßt ſich nicht erbittern; auch verſtoßen und verlaſſen bleibt ſie treu. Nur ſein Angeſicht verhüllt der Engel, — endlich löſet der Himmel alle irdiſchen Bande.

auf dieſe Zeilen nun fällt mein Auge mit dem Entſetzen der Selbſterkenntniß, an welchem Abgrund ich gewandelt. Mit dieſem Blatte wendete ſich mir das Herz im Buſen um. „Gieb Acht, gieb Acht!“ hörte ich wie im Traume. Und dann wieder: „Scheiden!“ Wort, von ſchneidendem Klang — — — —“ Mein Urtheil iſt geſprochen.

Die Fremden von geſtern kamen heute zurück; mein Mann fuhr mit ihnen hinweg, und kommt vor morgen Mittag nicht wieder. Dann — keine Minute länger! Und wenn Heinrich zu mir zurückkehrt, zu mir! dann ſoll Alles vergeben und vergeſſen ſein —

und auch Das, was ich an meiner eigenen Ruhe gesündiget habe. Die innigste Unmittelbarkeit soll zwischen uns Statt finden. Dann — — dies ist mein Gelübde, will ich mein Tagebuch schließen, um Dir, o Heinrich, mein Herz allein zu öffnen.

Glückliche schreiben weder, noch daß sie der Beobachtung fähig wären. — Ach, die armen Schriftstellerinnen! aus welcher tiefen, leidenschaftlichen Wunde mag ihre Tinte fließen? Gott stehe ihnen bei, es ist nichts Leichtes.

Wenn mir der Himmel eine Tochter schenkt, dann soll sie dereinst mein Tagebuch lesen. Oder, wenn ich wüßte, daß es den Töchtern der Welt frommen könnte, ich gäbe es dem Ganzen hin. —

Und wenn ich mich zu einer Uebersicht erhebe auf den Weg, den ich gegangen bin, so erscheinen mir diese verbleichenden Schriftzüge, diese labyrinthischen Verschlingungen des Herzens, diese verblümten Martern, nur als eine Passionsblume, wie sie vielleicht in dem Hausgärtlein jeder Frau blüht. Dann heißt es nicht, daß die Ehe ein Wehestand — — — — — — —

Wer kommt noch so spät? Es ist Hubert (der Jäger), wenn ich nicht irre. Was er nur bringen mag? Ein Brief von meiner Mutter — — o gütiger Gott!

Der Mutter Brief

an Helene.

Meine geliebte Tochter!

Endlich, nach einer langen Pause, bin ich nunmehr im Stande, wieder mit eigener Hand an Dich zu schreiben, wonach ich mich herzlich gesehnt habe. Dein guter Vater — — nun, Du kennst ja seine Abneigung gegen alles Briefschreiben, und weißt auch, wie wenig er verträgt, wenn man in ihn dringt. So mögen die an Dich eingelaufenen Nachrichten wohl zuweilen lückenhaft gewesen sein; ich will es weiter nicht untersuchen. Ich bin nun durch Gottes Hülfe ganz hergestellt, und der unermüdeten Sorgfalt und Ausdauer eines geschickten Wundarztes einen nie abzutragenden Dank schuldig geworden. Jetzt, da es vorüber ist, kann ich es gestehen, ich habe unsäglich ausgestanden. Wir rühmen uns auch der Trübsale — wie der Apostel sagt.

Welch ein Glück entbehrt doch, wem der Gebrauch auch nur *einer* Hand fehlt! Wir werden es nicht gewahr. Wenn man in liebevoller Absicht seinem Nächsten die Hand reicht, das ist eine Handlung, die etwas auf sich hat. Die Menschen denken sich oft so

gar nichts dabei, und schaffen mit ihren gottgeschenkten Händen so wenig Gutes. Als ich zum erstenmale die Hände wieder falten konnte zum Gebet, da fielen stille Thränen des Dankes darauf nieder. Die erste Uebung der neuerlangten Kraft, wem könnte sie lieber gewidmet sein, als Dir, meinem theuersten Kinde? Bist Du doch mein Liebstes und Einzigstes auf der Welt! wogegen Dein Vater, den ich als die bessere Hälfte meines Wesens betrachte, nichts haben wird. —

Deine brieflichen Mittheilungen haben mich in steter Kenntniß erhalten, wie es Dir ergeht. Wie schonend Dein Bericht auch immer gewesen, mit Kummer würde ich Deines Gemüthszustandes inne geworden sein, wenn Du, liebe Helene, nicht meine Helene wärest. Gönne Deiner Mutter das stolze Vertrauen, eine Tochter erzogen zu haben, auf die ihre mütterliche Zuversicht sich mit unerschütterlicher Ruhe verlassen kann. Lasse mich an ein williges Herz schreiben, Du geliebte Gute! und die Feder, unter deren leichter Last meine schwache Hand noch zittert, zu Deinem Frieden, zu Deinem Segen führen!

Du verbirgst mir ein gekränktes Herz — ich lese es in jeder Zeile von Dir. Eine Mutter ist im Geheimniß jener unsichtbaren Tinte, die mit blassen Zügen schreibt. Du kannst nicht darüber hinaus, daß die Rosenzeit Deiner Ehe verwelkt — daß Dein Mann

für frische Reize noch empfänglich, und in dem Gefühl einer alten Freundschaft — Deiner Meinung nach, zu warm ist. Der leidenschaftliche Hauch Deines Wesens ist gleich dem Winde, der ein schmeichelndes Lüftchen für die Jugendblüthe, ein Sturm für den Sommer wird. Warum willst Du denn gegen die weise Ordnung der Natur ankämpfen? Der Mann liebt an dem Gegenstande seiner Neigung nur das Schöne, doch an seiner Frau nur das Gute. Du hältst, wenn auch leise und unausgesprochen, diesen Wandel für eine Verrätherei an Deiner Treue. Der Kuß der Liebe, sagte Dein Vater einst, ist im natürlichen Sinne immer ein Kuß des Verraths, wonach das irdische Leben der Liebe stirbt. Das himmlische aber — — o Helene, das ist göttlich! Das kann nicht welken und nicht sterben.

Es nimmt Dich Wunder, daß Dein Mann mit regem Geschäftssinn thätig ist; ein Mann hat aber neben seiner Liebe noch zu thun. — Du nimmst es übel, daß er in Deinen Armen nicht für die Freuden der Geselligkeit erstorben ist? Wie magst Du Dich jedoch der Genugthuung berauben, daß es ihm am besten bei Dir gefällt? — — Und wie wird dies möglich sein, wenn Du ihn mit kalter Miene, ohne Theilnahme, ja, mit übelverhehlter Mißbilligung empfängst? Der liebenswürdigen Anspruchslosigkeit einer Frau gegenüber

bleibt das Gewiſſen eines Mannes wachſam und lebendig; aber das Schweigen der Verſtimmung ſchläfert es ein. Eiferſüchteleien in Abrechnung bringen wollen, darauf laſſe Dich nie ein! Quittire großmüthig zuvor — — das Facit iſt von unendlichem Gewinne für Dich! —

Und haſt Du Dich etwa nur dem Herzen Deines Mannes anverlobt? Arme Tochter! dann wäreſt Du allerdings zu beklagen, denn das Herz iſt ein ſehr veränderlich Ding. Nein! Du biſt ſein Weib geworden, und ein Weib, meine liebe Helene, iſt etwas ſehr Ewiges. Die Mutter ſeiner Kinder ſollſt Du ſein — und Deine Kinder ſollen Gottes werden. Du haſt am Altare den feierlichen Schwur gethan, Deinen Mann nie zu verlaſſen, weder in Glück noch Leid, worunter doch auch die Leidenſchaft verſtanden iſt, die jeder wahren Liebe entfremdet. Zu ſeiner treueſten Freundinn biſt Du eingeſegnet; als ſein guter Engel ſollſt Du ihn geleiten, ſelbſt dann — wenn — Gott verhüte es — er ſich ſelbſt verließe.

Sieh, meine Helene, das iſt ein Weib! Dazu ſind wir erſchaffen, daß der Mann nicht allein ſei. Allein! dieſes Wort umfaßt jede Verirrung — — Alles, was das Herz verödet.

Du biſt beſtimmt, ihn zu führen, ſanft und treu, in ein heiteres Hausweſen, in einen Kreis inniger Freu-

den, an ein stilles Grab, das nicht dunkel ist, weil ein Strahl hineinfällt von jenem Licht, das unseres Fußes Leuchte ist — und über Alles, in einen Himmel, wo nur die sich wieder finden, welche auf Erden wahrhaft beisammen waren. O Helene, vor dieser Aussicht verstummt das irdische Gefühl.

Eine neue, mütterliche Hoffnung ist Dir nunmehr gewiß. Wie unaussprechlich wir uns darüber freuen, Du Tochter meines Herzens! es bedarf Dir keine Versicherung. Aber — hierüber ist ein Wichtiges zu sagen.

Die Folgen Deines ersten Kindbettes waren schwer und langsam zu verwinden —; Du siehst ein, daß die höchste Achtsamkeit auf Deinen Zustand von Nöthen ist. Um jeden Tempel wohnt Stille! Und der Leib einer Mutter ist ein Tempel der Gottheit, wie kein anderer. Die Keuschheit des Weibes, das Zarteste und Reinste was es giebt, verhüllt des Schöpfers Ebenbild, bis die Stunde kommt, wo der Mensch zur Welt geboren wird, ein Mensch! gieb Acht, Helene! der ein Segen der Menschheit werden kann — und ein Erbe der Seligkeit werden soll.

Du liebst Dein unsichtbares Kind — Du möchtest es in den Kern Deines Herzens versenken, um es zu schützen. Die Stürme aber, unter denen das Herz

schwankt, sind keine Wiege der Ruhe. Würdest Du Dein Liebstes dem wilden Meere anvertrauen? Ein heftig bewegtes Gemüth läßt es gewisser noch zu Grunde gehen.

Wie ich Dich kenne, thätest Du keinem Geschöpf wissentlich wehe; — und das zarte, kleine Herz, welches so leise, so unbewußt unter dem Deinigen schlägt, so hingegeben Deinem Einfluß, so schuldlos abhängig von Dir, dies sollte das lebenslängliche Elend eines verkümmerten Daseins von Dir, seiner Mutter empfangen? Solches Wehe könntest Du dem Kindlein thun, welches Dir die Vorsehung gab, daß es Dein Trost und Deine Freude wäre? —

Sieh, Helene, der Künstler darf nicht in Wallung sein, wenn er, was in ihm lebt, hervorbringen will, daß es vollendet erscheine. Und ein edler Dichter sagt: „Nur eine ruhige Seele gebiert das Vollkommene — —“ Worte, die jede Mutter mit goldnen Buchstaben auf die Tafel ihres Gedächtnisses schreiben sollte. Die Hand will nicht mehr fort — es ist genug. Bald eines Mehreres. „Ein Herz voll Lieb' und Zuversicht, ein Herz voll Lieb' und Ruhe — ein weises Herz — —“ dies ist mein Wunsch für Dich. Du kennst nun Deine Pflicht, und ich, ich kenne Dich, meine Helene!

Zu Tausend Malen lebe wohl! Lebe recht wohl, und liebe

Deine treue Mutter
Sophie van Aelst.

Liebstadt, den 2. Juni
18—

Später, als er versprochen, kehrte der Baron nach Haynburg zurück. Er hatte geeilt, dem Gewitter vorzufahren, das sich in Westen zusammenzog. Die Sonne flammte unter einer düstern Wand, der Wind strich leise durch die Wipfel des Waldes und über die Breiten der Kornblüthe, welche sich wie unter einem blassen grünen Florschleier rauschend bewegte. Der Regen, noch verschlossen in seinen Schleusen, duftete schon, und es fing an kühl zu werden.

Der Baron fand die Gräfinn und seine Frau im Freien, als er mit dampfenden Pferden vor dem Jagdschlosse hielt; und da er raschen Schrittes auf sie zukam, rief Leonide ihm entgegen: „Spät kommt Ihr — doch Ihr kommt! Der weite Weg, Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen."

Dieser Anflug von Scherz war nicht so harmlos, daß den Baron nicht ein wenig Mißmuth angeweht

hätte, und die Stirn der edlen Gräfinn war finster wie die Wolke, die über ihrem Haupte stand.

Helene sagte nicht ein Wörtlein, daß ihr Gemahl so lange ausgeblieben. Mit einem süßen, klaren „Willkommen!“ im Blick begrüßte sie ihn, und ihr liebes Gesicht hatte einen Farbenton, der dazu stimmte. Ein warmer Morgenschein — — — frisch, wie die Natur nach dem erschütternden Gewitter, lag auf diesem Gesicht, und hatte den strengen Ernst seiner Züge ausgehellt; ein sanftes Lächeln der Verzeihung schwebte auf ihren Lippen, und der Athem ihres Mundes säuselte so herzerleichtert, so frei, als wäre ein drückender Geist besprochen.

Guter Gott, wenn Du das Herz Deiner Menschen wendest, wie anders sehen sie die Dinge dieser Welt an! Wie anders sehen sie aus!

Der Baron sah seiner Frau tief und freundlich in die Augen; sichtbar zerstreut überhörte er, was die Gräfinn in diesem Augenblick zu ihm sagte. Wo Alfred wäre, wollte er wissen, und Helene nahm es nicht übel, daß ihr Mann auch nach dem Fräulein fragte.

„Der Knabe war vorhin erst hier,“ versicherte seine Mutter, indem sie weitschauend um sich blickte. Woher der Junge nur mit so verwunderlichen Redensarten kommt? So erkundigte er sich genau, was es heiße:

sein Müthchen kühlen. Du kannst denken, lieber Heinrich, daß ich es ihm so gelind als möglich sagte. Aber mein Alfred machte pfiffige Augen, sagte aha, nun weiß ich's! Und seitdem ist er fort."

„Fanny," erwiederte die Gräfinn, „ist auch immer weg wie das Wiesenwasser. Sie hat eine Liebschaft mit dem Platzregen und badet gern in Schlamm und Nässe. Das hängt noch an den Kinderschuhen, die nicht völlig ausgetreten sind. Wissen Sie noch, Helene, wie nixenhaft uns Fanny letzthin vor Augen trat?"

Ein Freudenschrei Helenens erließ ihr die Antwort. Der Probst van Aelst, in leibhafter Gestalt, im weißen, alten Staubmantel, den er nicht ablegen mochte, kam aus dem Dickicht hervorgegangen, und Helene flog mit ausgebreiteten Armen die Baumreihen entlang ihrem Vater entgegen. Der Baron folgte seiner Frau auf dem Fuße.

Athemlos wehrte der Probst sich gegen die Umhalsung seiner Tochter. „Kind! Weib! Du erdrückst mich! ich giepse nur noch; willst Du mich wohl zu Odem kommen lassen?" rief der Probst, und sein starker Körper wankte, überwältiget vom zärtlichen Ungestüm seiner eigenen Vaterempfindung. „Schwiegersohn," setzte er hinzu, indem er dem Baron die Hand männlich reichte, „wenn Helene Sie nicht vor Liebe

umbringt, wie mich beinahe, so müssen Sie gut gerüstet sein."

Der Baron lächelte und sprach: „Nun, ich bin ja noch am Leben; die Frauen lassen Frist nach einem kleinen Freudensturm. Wir laufen nie Gefahr dabei."

Der Probst drängte seine Tochter von sich ab, um sie mit einem väterlichen Liebesblicke zu betrachten. Seine Stimme schmolz, da er sagte: „Du bist's, Helene! Gott sei gepriesen! Du siehst munter aus — ein bischen schmal, das lasse Dich nicht grämen; das Fleisch ist kein nütze — Kinderchen! geht langsam mit mir, ein absonderlicher Schrecken ist mir in alle Glieder geschlagen; komm, Helene, führe mich. Du warst sonst biegsamer Art, um ein Stab zu sein, bist Du denn auch hübst fest und zuverlässig geworden?"

Der Probst legte seinen Arm in den seiner Tochter, und Helene bebte vor Wonne bei dem Gedanken, daß sie die Stütze ihres Vaters wäre.

Die Gräfinn näherte sich ihnen; eine Erschütterung ging durch ihr Wesen, da der Probst vor ihr stand. In der Ferne ging der Donner vorüber — — — eine tiefempfundene Pause trat ein. Leonide wollte sprechen; aber sie vermochte es nicht.

Mit Würde und Ehrerbietung sagte der Probst: „Meine hochverehrte Freundinn, jedes Wiedersehen ist doch die schönste Vorfreude des Himmels. Wir sollten

einander niemals traurig finden. Das Leben ist immer ein letztes, dunkles Stündlein — — — — doch die Liebe wird zu Licht."

Und als der Probst diese Worte sprach, glänzten ein paar große Thränen in seinen Augen.

Die Gräfinn, ergriffen von der Gegenwart eines Mannes, der ihre höchste Achtung besaß, fühlte diesen Trost als wahr. Der Probst tröstete lieber im Geiste eines Freundes, als im Tone des Geistlichen.

„Was sagen Sie dazu, daß ich noch hier bin?" fragte Leonide mit einem schmerzbezwingenden Lächeln. „Wenn ich mir aber nicht wie eine Störerin vorkommen soll, so müssen Sie, mein würdiger Freund, mich neben unserer Helene und Ihrem Schwiegersohn für Ihre Tochter ansehen."

„Ich werde so frei sein," antwortete der Probst mit einer kleinen, komischen Verbeugung. „Omne trium perfectum sagen wir Lateiner, das heißt: Aller guten Dinge sind drei. Sie, meine liebwerthe Gräfinn, gehören unserm Familienherzen an. Auch läßt meine Hausfrau sich Ihnen vielmals bestens empfehlen. Der Graf von Gleichen dort (er wies auf den Baron) sitzt zwischen Freundschaft und Liebe dem Glück im Schoße."

Der Baron lachte und sprach: „Zweimal binnen einer Viertelstunde hat die Grafenkrone über meinem

Haupte geschwebt, sollte mir wirklich eine Standeserhöhung bevorstehen?“

„Aber Vater, lieber Vater! wo kommst Du denn eigentlich her?“ sagte Helene, die unterdessen des Vaters Hand bald an ihren Mund, bald an ihr Herz gedrückt hatte.

Woher sonst, als von Liebstadt?“ versetzte der Probst, „und daß ich aus dem Walde komme, das ging nämlich so zu: an dem Vorwerk dort, abwärts der Buschlehne, fällt dem Felix ein — — — — — —“

„Aber ist denn Felix mit?“ fiel Helene ihrem Vater dringend in das Wort.

In der Logik bist Du nicht vorgeschrittten, Frau Tochter,“ entgegnete der Probst. „Wenn Felix nicht mit wäre, so könnte ihm nichts eingefallen sein, wovon ich Wissen hätte, und was mich aus dem Wagen vertrieben. Er hatte in Klösterlein, dem letzten Pfarrdorfe, ein Heft Geschriebenes liegen lassen, schwerlich von größerer Importanz als jene Schrift: die Geheimnisse des Feuers, die er damals in verwünschter Ahnung mit nach Hamburg nahm. Nun wollte er hurtig zurücklaufen, ich sollte einstweilen mit Felicitas im Schatten sitzen bleiben.“

„Felicitas, auch Felicitas?“ rief Helene voller Freuden aus.

Von des Probſtes Angeſicht zuckte ein ſchwacher Blitz der Ungeduld, daß er nicht ausreden durfte, glitt aber machtlos ab, als ſeine Tochter hinzuſetzte: „Ach, das iſt ein goldener Gedanke! Iſt es doch, wie wann Du von Reiſen kameſt, da ich noch ein Kind war. Eines nach dem Andern langteſt Du hervor — — — — Was bringſt Du mir nur noch Alles mit, mein gutes Väterchen?“

„Wir wollen ſehen,“ ſprach der Probſt und lächelte wie ein Reicher. Wie ein Reicher? armer Vergleich! wie ein Vater, der ſein Herz austheilt. Dann verſuchte er fortzufahren: „Nein, das konnte mir der Rector nicht zumuthen; ich hätte, wenn auch mitten im Schatten, ſo nahe an Haynberg doch wie auf Kohlen geſeſſen. So ſtieg ich aus dem Wagen und lief voraus — — — doch Eile mit Weile! das Sprüchwort bewährte ſich, denn wie Blei iſt's mir in die Füße geſunken.“

Alle drei ſahen den Probſt fragend an.

„Wie ich ſo vor mich hingehe,“ redete er weiter, „komme ich an ein morſches Vogelhäuschen oder ſonſt was. Schmale Luken, mit Drath vergittert, ließen Luft zu, und ſiehe, ein hübſches Pärchen hat ſich darin gefangen. Eine junge Dame von feinem Wuchs, wenn auch nicht von feinen Sitten, liegt eng verſtrickt in den Armen des ſchlanken Jägers, der — wenn ich

nicht irre — hier auf der Wildbahn pirscht. Die Überraschung dieses Anblicks, die Gestalt, das blaßrothe Kleid, (Du trugst einst ein solches, Helene), machte mir ein Blendwerk vor. Ich wähnte Dich zu sehen, und dieser Moment ließ mich fühlen, wie einem Vater sein müßte, der seine Tochter nicht auf rechten Wegen trifft."

Die Gräfinn ward bleich wie eine Büste; dem Baron sträubte sich das Haar, sein verblassendes Gesicht schien länger; er starrte den Probst an.

Helene meinte in die Kniee zu sinken, kein Athem säuselte.

Da kam Alfred gesprungen; wie war der Knabe erhitzt! In den fliegenden Locken hing Moos und Gestrüppe, auf der durchsichtigen Stirne perlten kleine, thauklare Tröpfchen. „Großvater!" rief er dem Probst zu, „ich habe Dich nicht einholen können! Warum machst Du so große Schritte?"

„Wo hast Du mich denn gesehen, mein kleiner Wildfang?" sprach der Großvater und streichelte das glühende Gesicht.

„Wie siehst Du aus!" sagte Helene und nahm erschrocken diesen Anlaß wahr. „Du hast keinen trocknen Faden an Dir; geh, kleiner Strauchdieb, und lasse Dich umziehen."

Aber Alfred blieb, und mit jenem Kinderblicke des

Entsetzens, hinter ein Geheimniß gekommen zu sein, sagte er: „Der Fanny war ich nachgeschlichen, weil sie mich immer neckt. Draußen wartete der Adjutant, der, wo wir gewohnt haben. Sie küßten sich — — — ach, sie lieben sich schrecklich! Fanny weinte und sagte: Sie könnte es nicht mehr aushalten, die Gräfinn wäre unausstehlich. Dir, Vater, hätte sie schön gethan, aber es wäre ihr nun auch zuwider. Frau von Fürstland wäre in Dich verliebt. Die schlüge Dir's nicht ab, daß der Otfried die Fanny heirathen dürfte. Zwischen die Thür war ich gekrochen, da platzte ich heraus und sagte: Warte nur, das werde ich dem Vater sagen — — — — — Die Beiden erschraken einmal! Der Adjutant versprach mir ein klein Pferdchen, daß ich nichts sagen sollte. Dein Pferd brauche ich nicht, sagte ich, und sprang davon. Vater, thue ihnen doch den kleinen Gefallen von wegen der Heirath. Bitte bitte!"

Im Umsehen war der Baron verschwunden. Die Gräfinn erhob sich und ging ein wenig wankend nach dem Schloß.

„Fanny?" fragte der Probst gedehnten Tones, „doch nicht Eckardy's vielgerühmtes Schwesterlein?"

Helene nickte. Der Probst schüttelte den Kopf und sprach: „Da thut mir die Gräfinn leid! Sie scheint weder eine Vertraute, noch eine Freundinn dieser Lie-

besgeschichte zu sein; und daß Eckardy nicht geheirathet hat, ist auch gut. Er ist ein trefflicher Mann; aber in Betreff der Weiber täuschbar, wie jeder Andere. So hat der Fall der ersten Eltern uns Allen ein schwaches Fleckchen geschlagen. Ein Liebling wird immer zur Strafe. Und wer zum Segen erziehen will, fange bei sich selbst an. Merke Dir das, meine Tochter. Der Alfred — das ist ein Wetterjunge! — Der schlägt ein. Wir sind allein, Helene."

Sie blieben es nicht lange, denn schon kam der Wagen, der die mit Herzklopfen erwarteten Gäste brachte.

Felix Maarbonn stieg mit einiger Vorsicht aus, die an den gebrochenen Knöchel erinnerte; doch seine Wohlanständigkeit schien nicht auf schwachen Füßen zu stehen. Sein Auge blickte geistreich, und der Ausdruck völliger Zufriedenheit, der aus seinen Zügen sprach, machte ihn zu einer angenehmen und bedeutenden Erscheinung.

Felicitas, in voller Blüthe des Weibes, mit wahrer Herzinnigkeit, lag in Helenens Armen, und in Freudenthränen flossen ihre Seelen in einander. Dieselbe friedsame, traute Wirklichkeit wie einst! und der Frühling der Jugend mit allem, was in ihm verschwand; und jeder erträumte Himmel des Lebens that sich noch einmal auf in diesem Augenblick.

„O Helene," sagte Felicitas mit bewegter Stimme, „nun sind wir wieder beisammen! Nichts hat meinem Glück gefehlt, als Du und die Deinen. So oft ich meine kleine Helene nannte, habe ich mit Liebe und Sehnsucht Dein gedacht, und nur gewünscht, daß sie Dir gleichen möge."

„Das wünsche nicht, Felicitas, das wünsche beileibe nicht — — —" erwiederte Helene leise. Die klare Ruhe dieses Wesens, von keinem Hauch der Leidenschaft getrübt, war ein Spiegel, worin Helene still beschämt sich im Schatten sah.

Felicitas und ihr Mann standen unfreiwillig immer neben einander. Die kleinste Beziehung im Gespräch, jeder Blick, den seine Frau auf Felix warf, zeigte die Zuneigung und Unzertrennlichkeit dieser Ehe. — Das Haus ihrer Eintracht schien auf die innerste Nothwendigkeit gebaut.

„Sieh, Helene, Dir den Maarbonn doch recht an! Wird er nicht seinem Vater ähnlicher?" sagte der Probst und betrachtete ihn mit dem verklärten Auge der Freundschaft. Und indem er ihm leicht auf die Schulter klopfte, setzte er hinzu: „Ich sage Dir, der Rector ist in der Schule seiner kleinen Frau ein sehr vernünftiger Mann geworden."

„So war ich früher ein Thor?" fragte Felix, lächelnd zwar, doch erröthend und in Hast.

„Ein wenig!“ antwortete der Probst gelassen. „Denke nur, Freund, an Meister Blaubart und an das winzige Tröpflein Verstand, das auch einen tüchtigen Kopf in Gährung bringt. Die Liebe aber ist der beste Lehrer der Weisheit. — Jetzt komm, mein alter Felix, wir wollen die Weiberchen zusammen schwatzen lassen; es drückt ihnen sonst das Herz ab, wenn sie nicht in der ersten Stunde Alles herunter haben.“

Der Probst führte ihn in den Garten.

„Welch ein Paradies!“ sagte Felix tiefathmend und weitschauenden Blickes, „ich könnte den Baron bedauern, daß er es verlassen muß, wenn — — —“

„Latet anguis in herba,“ sprach der Probst mit aufgehobenem Finger, und eben schlüpfte Fanny vorüber.

Ein wunderschöner Abend war verstört worden. Die Gräfinn hatte sich entschuldigen lassen, Fanny's Sachen wurden gepackt. Sie selbst kam nicht zum Vorschein. Der Baron fertigte einen reitenden Boten ab — — — nur der Probst blieb seiner Gewohnheit nach lange bei Tisch sitzen, und disputirte mit Felix, wie vor alten Zeiten daheim. Der Sandmann war leise herangeschlichen, das lebhafte Gespräch fing an schläfrig

zu werden; Felicitas schien ermüdet. Felix gab zu verstehen, daß er der Ruhe bedürfe.

Helene war endlich allein nach ihrem sehnlichen Wunsch, da der Baron, sobald er konnte, den Vater in sein Zimmer begleitet hatte, um ohne Zeugen mit ihm zu sprechen.

Die Fenster in Helenens Schlafgemach standen noch weit geöffnet; man hatte sie zu schließen vergessen in der Unruhe, welche Gäste mitzubringen pflegen. Nach jeder Aufregung spricht das Bedürfniß des Selbstbewußtseins an, und der Mensch, nach Allem, was ihm Wichtiges begegnet, muß zuerst zu sich kommen.

Helene befand sich in einem Zustande, wie er nur selten empfunden wird. Tief hatte sie die Lehre dieses Tages gefaßt, und ein Licht war ihr aufgegangen, das in die Unergründlichkeit des Herzens hinein leuchtete. „Ach, ich habe Gott gesehn! Nacht war wohl zu meinen Füßen — — — — —“ so flüsterten ihre Gedanken. Helene sah in die helle Sommernacht hinaus, in den stillen Wandel der ewigen Sterne. Das Wetter kühlte sich, daß morgen der schönste Tag würde. Was ihre Seele dachte, war ein heißes Gebet.

Da hörte sie den Gang ihres Mannes, der rasch, doch leise die Thür zudrückte und auf sie zukam. „Bist Du noch auf, Helene?“ fragte er, „und setzest

Dich der feuchten Nachtluft aus?“ Nichts konnte zärtlicher lauten, als dieser Vorwurf.

„Mir war so wohl in diesem kühlen Hauch,“ antwortete Helene, und ihr natürliches Zartgefühl verhielt sogar ihre Stimme.

Der Baron schloß das Fenster; dann wandte er sich und schloß seine Frau, die zurückgewichen war, fest und immer fester in seine Arme.

„Helene!“ sagte er sanft bittend und betrübt, „bist Du mir böse? Kannst Du verzeihen, daß ich Dir weh gethan? Was ich mir nie werde verzeihen können — nie! nie!!!“ Der Ton, worin der Baron diese Worte sprach, hatte etwas Gebrochenes. Sein Stolz war geknickt; nichts hinderte ihn mehr, sich selbst zu erkennen.

„Ich Dir böse? o Heinrich, wenn Du gut bist, dann ist alles gut — — —“ erwiederte Helene. Nur die Liebe giebt diese Antwort! Nur die Liebe vergiebt so! Ein minderes Gefühl spricht nur Verzeihung aus.

„O Du treue, treueste Seele!“ sagte der Baron, „das habe ich nicht um Dich verdient. Während ich Dich für unglücklich und selbstsüchtig hielt, trugst Du still mein Glück wie meine Schuld — — — — — vom Vater habe ich es erfahren müssen — — — — —“

„Vergieb auch Du mir!“ bat Helene, „es soll nicht mehr geschehen, daß, indem ich an mir selbst sündige, ich Dich durch Stillschweigen beleidige. Es soll anders werden, Heinrich, ich gelobe es Dir. Lasse mich nur immer Deine Freundinn sein, und traue mir; mehr verlange Dich nicht. Das Leben wollte ich lassen, daß Du glücklich würdest — — — — sterben könnte ich für Dich, mein Heinrich! Und wie eine Gestorbene würde ich mit Liebe und Segen um Dich sein.“

Als Helene diese Worte aus dem Grunde ihres Herzens sprach, drückte der Baron sein Gesicht an den Hals seiner Frau, und fühlte ihre Pulse klopfen. Seine männliche Thräne floß in ihren Busen nieder. „Du wirst leben für mich und meine Kinder — — — — o Helene, glaube mir! nur ein Weib, das wahr ist, w a h r! kann wahrhaft geliebt werden.“

Sein Mund verstummte an dem ihrigen, und aufs neue schloß sich Herz an Herz. Was ist der erste Kuß der Liebe, diese Blüthe irdischer Seligkeit, gegen den Kuß der Versöhnung, der den Himmel in sich schließt? —

„Nun wir einig sind,“ sagte der Baron, ohne seine Frau los zu lassen, „so blicke nunmehr in eine schönere Zukunft! Wir gehen im Herbst nach Wartenstein, um es nicht wieder zu verlassen; vernimmst Du

mich auch? es ist unser — unser Eigenthum, durch die Güte Deiner Eltern, die Freundschaft der Gräfinn, und durch die Gnade des Monarchen. Du bist nun zeitlebens mit den Deinen vereint und in nicht langer Zeit soll ich Landforstmeister werden. Du sagst nichts, Helene?"

„Seit ich Dein Herz wieder habe, kann ich die Möglichkeit jedes Glückes fassen," antwortete Helene, „wenn ich auch nicht Worte finde, Dir mein Staunen auszudrücken. Noch sehe ich nicht ein, wie es zugegangen — — — —"

„Wenn etwas geschehen soll, soll, Helene," entgegnete ihr Gemahl, „dann treffen alle Umstände günstig zusammen; es fügt sich gleichsam von selbst. Das schöne Wartenstein, total verschuldet und theilweise ruinirt, wurde mir — da der wüste Besitzer auf und davon ist — von den Interessenten angetragen. Ich lehnte es ab, weil ich nicht Vortheil ziehen wollte von dem Schaden Anderer. Man ließ nicht ab, und hatte sich an Deinen Vater gewendet, die Sache zu vermitteln. Und Deine Eltern? o Helene, was haben sie für mich gethan, und was that ich für Dich! — —"

Bei diesen Worten ihres Mannes vernahm Helene, wie es für jede Frage des Leidens ein Echo gäbe, und für jedes Opfer des Herzens einen Lohn. — „O

ſchweige, Lieber!“ ſagte ſie mit dem vollen Gefühl, eine glückliche Tochter zu ſein. „Und die gute Leonide nahm auch Antheil daran?“

„Einen thätigen und bedeutenden Antheil!“ verſicherte der Baron, und indem er tief ſeufzte, als ob er das Gewicht ſeiner Verpflichtungen empfände, ſetzte er hinzu: „Ich bin ein ewiger Schuldner geworden.“

„Die Liebe bezahlt und tilgt Alles,“ ſprach Helene mit leichtem Muth. „Wir wollen die Gräfinn zu tauſend Malen mehr lieben als vorher — — — und Helene dachte: „Denn ſie hat ihre Gunſt an ein undankbares Herz verſchwendet.“

Was in den nächſten Monaten vorgegangen, wollen wir in Kürze berichten. Frau von Fürſtland war auf einer weiten Reiſe. Man wollte wiſſen, ſie werde niemals zurückkehren zu ihrem Gemahl, und die Trennung von ihm ſei eine beſchloſſene Sache. Das Haus, für deſſen Glanz ſie das Genie einer Dame von Welt aufgeboten hatte, blieb in ſeinem Werthe ſtehen, als ſie fort war; dagegen fiel auf ihren Ruf ein Schatten, und die hohe Meinung, in der ſie geſtanden, ſank. —

Der ſtille Genius der Häuslichkeit verbreitet nur bei ſeinem Verſchwinden einen ſanften Schimmer, und was ein Engel war, wird erſt erkannt, wenn er entflohen iſt.

Der Oberſt hatte Franz legitimirt. Man ſprach davon, die junge, liebenswerthe Erbin, welche ſeinem älteſten Sohne beſtimmt geweſen, könne am Ende noch den jüngſten zufallen; denn warum ſollte ein armer Findling nicht auch eine Perle vom erſten Waſſer davon tragen! —

Die Verbindung Otfrieds mit Fanny ward ſchleunigſt vollzogen. Der Baron wirkte ihm die Einwilligung des Vaters aus; die Gräfinn nahm ſich ſehr edel dabei, ſagte ſich dann aber für immer von Fanny los.

Die Leidenſchaft iſt die geſchwindeſte Weberinn; ſie legt nur falſch an, und eben deshalb hält ihr Werk nicht. Und ſo ſehen wir die Folgen voraus.

Die Gräfinn, inniger von ihren alten Freunden angezogen, ging auf eine Zeit lang nach Liebſtadt, um das Pfarrhaus mit ihrer Gegenwart zu beehren. Dort traf ſie mit der Comteſſe Flora zuſammen, welche einer ſchriftlichen Einladung der Frau van Aelſt willig und gern gefolgt war. Wir wiſſen ja, daß Helenens Mutter ihre Feder ſelten, dann aber beinahe immer zum Sieg und Segen ihrer Abſicht führte. Beide Damen vornehmen Ranges fanden ſich unter dieſem beſcheidenen Dach. Auch iſt Alleinſein — und jedes Unglück iſt einſam — ſtets eine höhere Sphäre, worin der ſchwache Menſch ſich zu Gott erhebt.

Jenes klösterliche Einzelwesen, von aller Welt verlassen, nahm es dankbar an, da die Gräfinn die Hand reichte, mit dem Wunsch, sich ihrem Dasein gesellig anzuschließen, welches ja auch verödet wäre.

Der Probst freute sich herzlich über diesen Bund und segnete ihn.

„Sieh, Sophie," sagte er, „das ist höchst passend! diese Ehe der Gemeinsamkeit ist im Himmel geschlossen. Und wenn wir auch ein wenig gekuppelt haben, ich schäme mich dessen nicht. Das grandiose Schicksal der Französinn, das diese mit Würde, ja mit einer rührenden Heiterkeit des Geistes trägt, flößt Achtung ein, und unsere Gräfinn kann daneben nicht kleinmüthig werden. Und wenn Leonide um ihren Bruder, um ihr einziges Herz weint, dann darf sie nur auf ihre Gefährtinn blicken, die das Herz ihres Vaterlandes bluten sah, und den Gram von Millionen Herzen leise, leise wie die Natur, mit Blumen bedeckt."

„Dieser liebenswürdige Kunstfleiß," erwiederte Frau van Aelst hierauf, „ist der armen Flora ein tröstender Engel geworden. Niemand wird ganz elend werden, wer Freude an der Arbeit hat."

Bei ihrem Abschiede von Liebstadt beschenkte die Comtesse die Kirche des Probstes mit einem gelungenen Werk ihrer Hände. Unter dem Bilde des verlor-

nen Sohnes prangen die reinsten Lilien, und blühen dort unverwelklich zu ihrem Andenken.

Als der Herbst das Laub streute, hielt Baron Falk so geräuschlos als möglich seinen Einzug in Wartenstein. Frau van Aelst hatte mit der ihr eigenen Umsicht die nöthigen Einrichtungen getroffen, und die treue Felicitas ihr hülfreiche Hand dabei geleistet.

Auf daß die Freude vollkommen würde, war auch vorher die Tante von Lyon angelangt, welche nach dem Tode ihres Mannes sehnlichst strebte, bei den Ihrigen Theilnahme und Ruhe zu finden. Die geräumige Wohnung im Wittwenhause war für sie in Stand gesetzt worden.

In dem Raume, wo Frau Simonis gewaltet, war Helenens Hausaltar! Dort wollte sie zuweilen mit ihrer abgeschiedenen Freundinn allein sein. Mit einem demüthigen Schauer trat Helene über die Schwelle des Schlosses. Sie dachte daran, daß eine Frau, welche die schwerste Stunde ihres Geschlechts erwartet, mit einem Fuß im Grabe stehe; aber Helene war in der letzteren Zeit zu glücklich gewesen, um sich nicht mit aller Hingebung ihres Vertrauens dem Vater im Himmel zu überlassen.

Frau van Aelſt öffnete jetzt das Zimmer, wo ihre Tochter ſich in himmliſcher Stille bergen ſollte. Das Wochenbett ſtand aufgerichtet, eine Blumenkrone bildete den Gipfel dieſes mütterlichen Thronhimmels. Die Wiege war niedlich bekränzt, und auf dem weißen Bettlein lag ein Kinderhäubchen, der Form nach für ein Mädchen.

„Es wird ein Töchterchen ſein,“ ſagte Frau van Aelſt, „alle Schnitte fielen weiblich aus.“

Helene lächelte und ſprach: „Wenn mir Gott eine Tochter giebt, dann möge ſie Sophie heißen, und weiſe werden, wie ihre Großmutter!“

Die Familie durchſtrich den Garten. Der milde Abendſonnenſchein, die leiſe Melancholie fallender Blätter, die Spuren der Verwüſtung überall, gab der kleinen Geſellſchaft einen Ton der Wehmuth. Endlich ſtanden ſie vor der Statue der Fortuna, welche einſt Zeuginn von einem unvergeßlichen Moment der Liebe geweſen war.

„Dich haben die Barbaren auch verſtümmelt,“ ſagte der Baron, „doch das Glück, das Du mir willenlos gegeben, iſt mir zu werth, zu heilig, als daß ich Dich entſtellt ſehen könnte. Du ſollſt weichen, arme Fortuna! aber mit Ehren. Sobald der Frühling in ſchönſter Blüthe ſteht, will ich an dieſer Stelle den Grundſtein zu einem Mauſoleum für meinen entſchla-

fenen Freund legen, und ſein Herz hierher begraben laſſen."

„Und ich halte die Grabrede!" rief der Probſt begeiſtert, „am liebſten möchte ich es ſchon heute thun."

Es war ſpät, als der Probſt, ſeine Frau, die Tante Maurice, Felicitas und ihr Mann nach Hauſe fuhren.

Helene ging an das offne Fenſter und lauſchte dem Wagen nach. Der Baron ertheilte noch Befehle. Helene war allein, wie an jenem Abend in Haynburg. Der Mond ſchien auf den Schloßplatz, das Wittwenhaus ſchimmerte unter den entlaubten Bäumen hervor, und in dem Schweigen der Nacht drang das ſchwache Geräuſch des Brunnens herüber.

„Wenn ich dies je vorausdenken könnte!" dachte Helene. „Alles iſt nur ein Traum geweſen, der vorüber ging. Und Heinrich iſt ſo gut! Wie habe ich mich nur ſo quälen können? Wenn je ein Mann vergütet hat, ſo thut er es. Nur daß er manchmal in ſich ſelbſt verſinkt, daß er weichmüthig mit mir umgeht, als fühle er noch immer, daß er mir ein Mal weh gethan, dies thut mir leid. Und wenn ich ſtürbe, ich hätte gelebt — ich war geliebt!"

Vom Schloßthurm ſchlug es zwölf; die Geiſter der Vergangenheit rauſchten heran. Helene ließ die Uhr,

das Geschenk des Grafen Bourg, repetiren, und die feinen, goldnen Klänge wiederhallten in ihr. Sie sprach zu sich selbst: „Wie damals an meinem Geburtstage, wo ich das Tagebuch von der Mutter empfing — — — es ist und bleibt geschlossen. Der Vater hat wohl recht, da er mir den Ausspruch eines von ihm verehrten Autors unterstrich:

Das Einlaßblatt zur Freude ist erst ein gutes und dann ein ruhiges Herz!“

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2290
H35D4

Hanke, Henriette
Wilhelmine Arndt
Der Frau Tagebuch

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 05 08 003 8